
Crescat scientia vita excolatur

Die evangelische Predigt im Revolutionsjahr 1848

Ein Beitrag zur Geschichte der Predigt wie zum Problem der Zeitpredigt

Von

Dr. Ernst Schubert
Kaiserl. Botschaftsprediger in Rom



Verlag von Alfred Töpelmann
vormals J. Ricker ∴ Gießen ∴ 1913

Studien zur Geschichte des neueren Protestantismus

herausgegeben von

Lic. Dr. Heinrich Hoffmann und Prof. Lic. Leopold Zscharnack
ord. Professor an der Universität Bern — Privatdozent an der Universität Berlin

8. Heft

Druck von C. G. Röder G. m. b. H., Leipzig. 800913.

Inhaltsangabe.

Seite

Einleitung 1

I. Darstellung . . . . 5—143

A. Stellung der Predigten zu den Ereignissen des Revolutionsjahres 5—45

§ 1. Die Berliner Märztage 5

§ 2. Das Frankfurter Parlament 18

§ 3. Die Wahl des Reichsverwesers 29

§ 4. Bürgerwehr- und Fahnenweih-Feiern 34

§ 5. Die Ermordung Lichnowskys und Auerswalds 37

§ 6. Die Hinrichtung Blums 40

B. Stellung der Predigten zu den Ideen des Revolutionsjahres . 46—119

§ 7. Die deutsche Einheit; Groß- und Klein-Deutschland; Österreich und Preußen 46

§ 8—9. Die innerpolitische Entwicklung 53

1. Die verfassungsmäßige Freiheit (§ 8) 53

I. Unbedingt dafür 55

II. Unbedingt dagegen 73

III. Bedingt dafür 89

2. Kirche, Staat und Schule (§ 9) 108

I. Die Freiheit in der Kirche 109

II. Die Trennung von Staat und Kirche 112

III. Kirche und Schule 118

C. Beurteilung der religiösen und sittlichen Zustände (§ 10) . . . 120—136

D. Die Frage nach der Schuld; Gegenwart und Vergangenheit (§ 11) 131—143

II. Beurteilung . . . . 144—166

§ 1. Politisches Bekenntnis und kirchlich-theologische Stellung . . 144

1. in bezug auf die innerpolitische Entwicklung 144

2. in bezug auf die deutsche Einheit 146

§ 2. Beurteilung der in den Predigten vertretenen politischen Ansichten 147

1. in bezug auf den innerpolitischen Fortschritt 147

a) Die Begeisterten; politischer Liberalismus 147

b) Die Ablehnenden; politische Reaktion 150

c) Die bedingt Zustimmenden; gemäßigter Liberalismus oder gemäßigter Konservativismus . . . 152

2. in bezug auf die deutsche Einheit 153

a) Die Begeisterten 153

b) Die Zurückhaltenden 154

§ 3. Beurteilung der in den Predigten vertretenen religiösen Ansichten 155

a) Die Rationalisten 156

b) Die Orthodoxen 157

c) Die vermittelnden Theologen 161

§ 4. Zusammenfassende Beurteilung 162

Schluß. Grundsätze für die Zeitpredigt der Gegenwart . . . . . 167—171

Register 172

Einleitung.

Kaum ein andrer Abschnitt unserer vaterländischen Geschichte wird durchschnittlich noch heute so verschieden, ja gegensätzlich, so voreingenommen und schief beurteilt wie 1848, dies Jahr, das die einen als das „große" verherrlichen, die andern als das „tolle" am liebsten verleugnen möchten. Wer sich aber etwas näher mit ihm beschäftigt, wird weder seinen Lobrednern noch seinen Verächtern sich zugesellen, sondern gar bald zu der Einsicht kommen, daß dieser kurzen Spanne Zeit, mag man ihre revolutionären Erscheinungen noch so schmerzlich bedauern, eine große positive Bedeutung für unser gegenwärtiges Staatsleben beizumessen ist.

Eine erschöpfende wissenschaftliche Gesamtdarstellung, die z. B. auch die Frage der Kirche und Religion mit hineinbezöge, ist zurzeit noch nicht vorhanden. Aber auch in keiner der zahlreichen vorliegenden Spezialarbeiten werden irgendwie die kirchlichen Dinge berücksichtigt, die religiösen Kräfte geschildert[1]). Eine, gleichsam nur einen Kreisaus-

[1]) Aus der Fülle der Literatur seien genannt: Hans Blum: Die deutsche Revolution 1848 bis 1849, Leipzig 1898; Heinrich von Sybel: Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I., Bd. I, S. 127 ff.; München 1889; O. Weber: 1848 (Aus Natur- und Geisteswelt Bd. 53), 2. Aufl. 1909; E. Brandenburg: Die deutsche Revolution 1848 (Wissenschaft und Bildung Bd. 74), 1912; K. Adam: Stände und Berufe in Preußen gegenüber der nationalen Erhebung 1848 (Preuß. Jahrbücher Bd. 89); Kulturgeschichtliche Streifzüge durch 1848/49 auf Grund von Lebensäußerungen und Geisteserzeugnissen (Zeitschrift für Kulturgeschichte Bd. 3. 4). Auch die beiden zuletzt genannten Aufsätze bieten in kirchlicher Hinsicht sehr wenig. Ebenso fehlt in den kirchengeschichtlichen Arbeiten ein näheres Eingehen auf 1848 völlig: Friedrich Nippold: Handbuch der neuesten Kirchengeschichte (hier noch am ausführlichsten: Bd. V, § 23: Die Kirchenfeindschaft der Revolution in ihren Folgen für die ev. Kirche), 3. Aufl., Leipzig 1906; L. Tiesmeyer: Die Erweckungsperiode in Deutschland im 19. Jahrhundert, Cassel 1904; G. Ecke: Die ev. Landeskirchen Deutschlands im 19. Jahrhundert, Berlin 1904; R. Seeberg: Die Kirche Deutschlands im 19. Jahrhundert, 3. Aufl. Leipzig 1910; K. v. Hase: Kirchengeschichte auf der Grundlage akademischer Vorlesungen Teil III Abt. II 2, 2. Auflage 1897, S. 545 ff.; Derselbe: Die ev. protest. Kirche des Deutschen Reiches, 1852, in Werke Bd. X 2. — K. Rieker: „Die rechtliche Stellung der evangelischen Kirche Deutschlands in ihrer geschichtlichen Entwicklung bis zur Gegenwart", Leipzig 1893, behandelt eingehend das Verhältnis von Staat und Kirche in den Verhandlungen des Frankfurter Parlaments; dieselbe Frage und die des Verhältnisses von Kirche und Schule bei W. Wendland: Frankfurter Parlament (in: Religion in Gesch. und Gegenw., Bd. IV 1913).

schnitt behandelnde Vorstudie nach dieser Richtung hin möchten die folgenden Ausführungen sein. Sie beschränken sich auf die Beantwortung der Frage: Wie spiegeln sich die Ereignisse, Ideen und Zustände dieses Jahres in der evangelischen Predigt wieder?

Die zeitliche Begrenzung ist natürlich willkürlich. Es wäre sachlich richtiger und würde das Bild vervollständigen, wenn 1849 hinzugenommen wäre. Schließlich müßte dann aber auch die bereits einsetzende Reaktionszeit angeschlossen und das Thema dahin gestellt werden: Die evangelische Predigt im Zeitalter der Revolution und Reaktion. Da das weit über den Rahmen einer kleinen Abhandlung hinausgehen würde, die grundsätzliche Auffassung der Dinge aber auch bereits in dem kürzeren Zeitabschnitt zutage tritt, erscheint die willkürliche Beschränkung auf das Jahr 1848 berechtigt.

Vielleicht nicht zufällig, sondern mit der Sache zusammenhängend und darum erwähnenswert ist die Tatsache, daß das Material, abgesehen von den Predigtbänden berühmter Theologen, schwer zu finden war. Verhältnismäßig wenig boten die staatlichen Bibliotheken, mehr die der Magistrate, resp. Städte; ein Teil wurde nach langem Suchen antiquarisch gesammelt, ein anderer von den Nachkommen der damaligen Prediger zur Verfügung gestellt. Eine große Anzahl veröffentlichter Predigten war zurzeit nicht mehr aufzutreiben[1]). Trotzdem dürfte das

[1]) Nur einige seien zitiert: J. C. W. Alt, Hamburg: Predigten 1848, 2 Bd.; Ohnesorge, Berlin: 3 Zeitpredigten: 5., 12., 26. März; Orth, Berlin: Ein Friedenswort zur Buße, Zum Andenken an die Gefallenen, 26. März; Souchon, Berlin: Der Gehorsam gegen die Obrigkeit, 19. November; Augustin, Halberstadt: 2 Predigten in bezug auf die neuesten Zeitereignisse, 2. und 16. April; Ziegler, Öderan: Das letzte Wort des Herrn in seiner Bedeutung für Deutschlands Wiedergeburt, 21. Mai; C. W. Schultz, Wiesbaden: Predigt am Tage der Eröffnung des deutschen Parlaments, 18. Mai; Siefert, Frankfurt a. M.: Predigt am Eröffnungsfest der deutschen Nationalversammlung; Schütze, Bückeburg: Rede bei der Übergabe der Fahne an die Bürgerwehr, 28. Mai; W. Schmidt, Quedlinburg: Zur Fahnenweihe, 26. März; Meinecke, Klein-Ammensleben: Worte, gesprochen bei der Fahnenweihe; Otto, Sudenburg: Rede bei der Fahnenweihe, 30. Juli; Krabbe, Rostock: Zeitpredigt über Psalm 20, bei der Einsetzungsfeier der deutschen provisorischen Zentralgewalt; Beyer, Plauen: Predigt nach der Wahl des Reichsverwesers; Roffhak, Barmen: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, 3 Zeitpredigten; Lehnerdt, Königsberg: 8 Predigten zur Verständigung über die gegenwärtigen Lebensfragen der Kirche; R. O. Gilbert, Leipzig: „So euch der Sohn frei macht, seid ihr recht frei." Zeitpredigten 1848–50. — W. Löhes Zeitpredigten, die er, wie er selbst erzählt, zwischen Ostern und Pfingsten gehalten hat (vgl. Register), sowie Predigten von Baumgarten in Schleswig fehlen auch, was wegen ihrer eigenartigen kirchenpolitischen Stellung besonders bedauerlich ist. — R. Rothe hat, soviel ich sehe, als Rektor nicht gepredigt. Goßner hatte bereits 1846 sein Amt niedergelegt. Müllensiefen kam erst 1852 nach Berlin. K. Schwarz, Extraordinarius in Halle, war Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung. Betreffs Arndts und Büchsels vgl. S. 5.

vorhandene Material zur Veranschaulichung des allgemeinen Bildes genügen.

Nicht nur wegen der Schwierigkeit des Sammelns, sondern vor allem aus inneren Gründen sind in der folgenden Darstellung reichliche und ausführliche Zitate verwandt. Es wäre viel leichter gewesen, nur die Grundgedanken der einzelnen Predigten zu skizzieren. Aber abgesehen davon, daß die Linien und Umrisse des Bildes viel schwächer und undeutlicher und das Gesamtkolorit zu blaß geworden wäre, der Leser wäre auf das subjektive Echo des Verfassers angewiesen. Dadurch aber, daß die Prediger selbst zu Worte kommen, hört er direkt die Stimmen der Zeit, erhält einen persönlichen Eindruck und kann sich ein eigenes Urteil bilden.

Die trotzdem verbleibenden methodischen Schwierigkeiten seien von vornherein zugegeben; allgemein: Zitate bleiben Zitate[1]); ihrer Auswahl, ihrer Gruppierung haftet bei aller angestrebten Objektivität ein Rest subjektiver Willkür an; im einzelnen: es ist sehr mißlich, einen Homileten zu charakterisieren, der nur mit einer einzigen Predigt vertreten ist[2]); oder: von manchen liegen nur oder überwiegend allgemeine Bußpredigten vor, von andern hauptsächlich solche an patriotischen Festtagen[3]); ein gegenseitiges Abwägen ihres Gedankengehalts kann leicht zu schiefen Urteilen verführen. Wenn schließlich die herangezogenen Predigten nur einen kleinen Bruchteil der gehaltenen darstellen, so liegt darin insofern eine Einseitigkeit, als fraglos die obere Höhenlage mehr zu ihrem Rechte kommt als der Durchschnitt. Und doch wäre erst durch eine genauere Kenntnis des Durchschnitts ein sicheres Urteil über die herrschenden oder vorherrschenden Ansichten und Stimmungen des Volkes im ganzen zu gewinnen[4]).

Alle zitierten Predigten verhalten sich der Revolution als solcher gegenüber kritisch[5]). Es hat freilich auch Pfarrer gegeben – allerdings wohl nur eine sehr geringe Zahl –, die für die Revolution eingetreten sind und sich selber an den demokratischen, anarchistischen Bewegungen

[1]) Generell sei bemerkt, daß nicht alle geringfügigen Auslassungen resp. Zusammenziehungen in den Zitaten durch Punkte oder Gedankenstriche besonders bezeichnet sind. Wenn einige Wiederholungen von Zitaten sich finden, so ist das absichtlich geschehen, um den Leser nicht durch zurückverweisende Anmerkungen zu ermüden.

[2]) z. B. Sydow, Vilmar.

[3]) Ersteres besonders bei Orthodoxen, letzteres besonders bei Rationalisten.

[4]) Wäre es nicht wünschenswert, daß die Kirchenbehörden Predigten sammelten und aufhöben? Wieviel leichter wäre dann eine wirklich umfassende Geschichte der Predigt und damit zugleich eine Geschichte der Volksfrömmigkeit zu schreiben!

[5]) Ausführlichere Belege dafür erübrigen sich.

beteiligt haben[1]). Beispiele solcher „Revolutions"predigten waren nicht zu finden. Auf der andern Seite sind einige wenige, die den Zeitverhältnissen überhaupt so fern und fremd gegenüberstehen, daß ihre Predigten frei von allen politischen Beziehungen sind. Hierhin gehören die Predigten der Brüdergemeinde, die, wenn überhaupt, nur in ganz kurzen Nebensätzen auf die, ihre eigenen Kreise gar nicht berührenden Bewegungen der Zeit eingehen[2]). Als Unikum steht der Pfarrer der niederländisch-reformierten Gemeinde zu Elberfeld H. F. Kohlbrügge da. Aus seinen zwanzig Predigten, die er im Laufe des Sommers und Winters gehalten hat, ist mit keiner Silbe zu schließen, daß sie aus dem Jahre 1848 stammen. Sie könnten ebensogut 1648 oder 1748 gehalten sein; sie sind völlig zeitlose Erweckungs- und Bekehrungspredigten[3]).

---

[1]) z. B. Dulon, der Führer der demokratischen Bewegung in Bremen, der, von Mallet bekämpft, 1852 abgesetzt wurde. Die Ev. Kirchenzeitung berichtet von mehreren anarchistischen Geistlichen; vgl. 1848, S. 1001 f.: Müller, Schmidt, Töbe und Stalling in Schlesien; 1849, S. 95 f.: Meißner in Kaiserswaldau; S. 134 f.: Wessel in Paris, Kreis Rastenburg; S. 956 f.: Lose, Hofer, Eccord in der Pfalz (erst im Jahre 1849).

[2]) Reichel: Predigten am 8. Mai, 28. Mai, 2. Juli („Die Welt ist aus den Fugen gegangen, wir leben in stillem Frieden" (8. Mai); Kölbing, 13. November („In unsern Tagen herrscht der Geist des Antichrists. Aber wir haben zu danken: nicht nur in der Brüdergemeinde, auch in der Kirche hat die Zahl der Gläubigen zugenommen").—Für biographische Notizen wie für Literaturangaben über alle Prediger verweise ich auf das Register am Schluß.

[3]) Vgl. Register.

I.

Darstellung.

A. Stellung der Predigten zu den Ereignissen des Revolutionsjahres.

§ 1. Die Berliner Märztage.

Am Tage nach dem Barrikadenkampfe, am 19. März, dem Sonntag Reminiscere, fand im Dom zu Berlin kein Gottesdienst statt[1]), wohl aber in anderen, wenn auch vielleicht nicht in vielen Kirchen[2]). In der Parochialkirche predigte F. W. Arndt[3]); in der Dorotheenstädtischen Kirche sprach C. J. Nitzsch vor einem kleinen Häuflein über 2 Tim. 2, 5: So jemand auch kämpfet, wird er doch nicht gekrönet, er kämpfe denn recht. „Ich habe aber dabei mehr gebetet als gepredigt und bin außerstande, die Predigt mitzuteilen"[4]). Die Matthäikirche war reichlich gefüllt. Büchsel hatte als Text das Wort, das Jesus zu den Juden sagte, nachdem sie ihn gefangen genommen hatten, Luc. 22, 53: Dies ist eure Stunde und die Macht der Finsternis[5]). Daß Büchsel in noch viel schärferer Weise die Ereignisse des vergangenen Tages beurteilt hat als Nitzsch, ist bereits aus der Wahl des Textes zu schließen. In der Schloßkapelle hielt der Professor der praktischen Theologie und Hofprediger Fr. Strauß einen kurzen Gottesdienst; d. h. er las nur einen Psalm vor[6]). Jedenfalls hat er nicht über Matth. 23, 12 gepredigt[7]); sondern erst nach dem Schlusse des Gottesdienstes, als der

[1]) Vgl. die Klage des Hofpredigers Fr. A. Strauß in seiner Silvesterpredigt 1848, vgl. Register.

[2]) Vgl. die falsche Notiz in der „Berliner Revolutionschronik" von A. Wolff, Berlin 1851, Hempel: „Nirgends war Kirche; nur in einer einzigen, nämlich der des Waisenhauses, wo ein Kandidat predigte."

[3]) R.E.[3] Bd. II, S. 114; Die Predigt ist nicht erhalten, vgl. Register.

[4]) Aus seinem Vorwort zur Predigtauswahl von 1848; vgl. auch W. Beyschlag: C. J. Nitzsch, S. 323.

[5]) Erinnerungen aus meinem Berliner Amtsleben, S. 51. Auch von Büchsel sind keine Zeitpredigten, wie ja überhaupt nur wenige Predigten veröffentlicht worden, s. Register.

[6]) Nach einer Notiz in den mir von einem Enkel Fr. Strauß's, Herrn Hauptmann Strauß in Neumünster, freundlichst zur Verfügung gestellten Tagebuchblättern.

[7]) Vgl. die falsche Notiz bei O. Weber: 1848, Leipzig 1909, S. 83.

König ihn fragte, was zu tun sei, antwortete Strauß: „Gott wird den erhöhen, der sich erniedrigt", eine Äußerung, die vielleicht mit an der Abberufung der Truppen schuld gewesen ist[1]).

Nachdem die Leichen der Barrikadenkämpfer am Nachmittag des 19. demonstrativ im Schloßhofe aufgebahrt — der König mußte vor ihnen sein Haupt entblößen, während die Menge „Jesus meine Zuversicht" sang — und in der Nacht vom 20./21. in die Neue Kirche gebracht worden waren, fand am 22. die Beerdigungsfeier statt. Sie begann 2 Uhr nachmittags vor der Neuen Kirche. Der Prediger an dieser Kirche, A. Sydow, hielt bereits hier eine kurze Ansprache. Nach ihm sprachen der katholische Geistliche Rulandt und der Rabbiner Sachs[2]). Dann setzte sich der Zug mit den 183 Särgen in Bewegung, am Schloß vorbei, dem Friedrichshaine zu. Die öffentlichen Bureaus waren geschlossen, nur sehr wenige Läden geöffnet. Auf Befehl des Königs nahm die gesamte Berliner Geistlichkeit, an ihrer Spitze der Hofprediger Strauß[3]), im Ornat an den Beisetzungsfeierlichkeiten teil. Nur Büchsel hatte sich ausgeschlossen, trotzdem ihn ein befreundeter Hofprediger, wohl Strauß, abholen wollte[4]). Nitzsch beteiligte sich, wie er einige Tage nachher schrieb, „aus Grundsatz, weil, wo der Tod gefeiert wird, überall auch Versöhnungsfeier sein kann und darf"[5]). Auch gegenüber einer abfälligen Kritik der Ev. Kirchenzeitung, die 14 Tage später einen offenen Brief an die Berliner Geistlichkeit veröffentlichte[6]),

[1]) H. v. Sybel: „Aus den Berliner Märztagen", Histor. Zeitschrift Bd. 63, 1889, S. 428 f. Sybel führt diese, auf eigner Erzählung des Hofpredigers beruhende Aussage eines nicht genannten Freiherrn mit an zur Erklärung der Nachgiebigkeit des Königs. Hausrath schreibt in „Richard Rothe und seine Freunde" Bd. II, Berlin 1906, S. 106 f., freilich wohl etwas tendenziös, mit absoluter Bestimmtheit: „Statt des Generalstabschefs war in der Stunde des Straßenkampfes beim König der Beichtvater ... Dem Rate des Beichtvaters folgte die Tat des Beichtkindes" (nämlich die Zurückziehung der Soldaten).

[2]) Berliner Revolutionschronik, S. 321.

[3]) Der Generaladjutant L. v. Gerlach hat daran großen Anstoß genommen: „O über den Pharisäismus der Pfaffen! Hat denn Strauß öffentlich Buße getan, daß er den Barrikadenhelden gefolgt?" Hausrath a. a. O. S. 106.

[4]) Erinnerungen aus meinem Berliner Amtsleben, S. 53. Aus seiner Bemerkung, daß der König ihn später entschuldigt habe, daß er nicht mitgegangen sei, erhellt, daß ein Befehl des Königs an die Geistlichkeit vorlag.

[5]) Beyschlag a. a. O. S. 325.

[6]) Seitens der Pastoren Nicolai und Schlaaf: „In außerordentlicher Anzahl haben sie nach dem Bericht der Speenerschen Zeitung teilgenommen. Wir trauten unsern Augen kaum und wohl auch andre, die nicht aus dem Taumelbecher der Zeit mitgetrunken haben. Sie scheinen vergessen zu haben, was sie ihrem heiligen Amte schuldig sind." Ev. Kirchenzeitung 1848, Nr. 28. Im Jahrgang 1849 wird noch mehrere Male in derselben kritischen Weise von der Sache gesprochen: S. 601 f., 617 f., 671 f.

hielt Nitzsch seinen Standpunkt aufrecht[1]). An den Gräbern im Friedrichshain hielt Sydow die bei aller Wehmut doch von starkem Zukunftsglauben getragene, die positive Bedeutung des Barrikadenkampfes betonende Gedächtnisrede über Joh. 12, 24[2]):

„Im Herrn geliebte Brüder! Der, welcher dem Tode die Macht genommen, ... Christus, deutet uns in diesem Wort das Gesetz des Weltganges, und der Gott, unter dessen Himmel wir stehen, hat es von neuem bewährt vor unsern Augen: Aus dem Tode das Leben! ... Blickt hin auf diese Reihe von Särgen. Eine reiche Ernte hat der Tod gehalten. Dieser Leben sterbliche Hüllen wollen wir jetzt in die Erde einsenken, auch unter Gottes Segen ein früchtereiches Samenkorn uns und den zukünftigen Zeiten. Als wir sie hergetragen in ernstem, feierlichem Zuge durch die Straßen unserer Hauptstadt, haben in beredter Stille die Herzen und Blicke von Hunderttausenden ihnen die Bürgschaft mit ins Grab gegeben, daß sie gefallen sind für die Zukunft eines in Gottesfurcht, Verstand und Sitte zur Freiheit gereiften Volkes. Dies erhebe uns in dieser schmerzlichen Stunde zu einer Hoffnung, die nicht zuschanden werden läßt, und verkläre all unser Leid zu frommer Zuversicht und Ergebung.

An Euch wende sich zuerst unser Zuspruch, die Ihr in nächstem persönlichen Schmerze an diesen Särgen trauert. Euer Schmerz wird von Millionen geteilt! Mischt sich in ihn auch die Sorge für die äußere Zukunft unserer Stadt, unseres Vaterlandes, empfangt und übernehmt diese Sorge als ein heiliges Vermächtnis unserer Toten. Weint! wir weinen mit Euch. Aber bedenkt, daß solches nicht von ungefähr Euch widerfahren. Es kommt von Gott, der ein Gott der Lebendigen ist ... Laßt uns bedenken, daß die Gefallenen mit ihrem Blut uns, den Überlebenden, die erhabensten Güter versiegelt haben, für die das Leben eines Menschen kein zu hoher Preis ist ...

Jede Erbitterung ... jeder Groll, jede persönliche Rachsucht mache Raum dem Geist der Ergebung. Friede und Eintracht gehe aus von dieser Stätte, volle Anerkennung, Ehre auf beiden Seiten jedem, der

[1]) Beyschlag a. a. O. S. 325: „Ich hatte ähnliche Bedenken, aber sie verschwanden sofort, als ich hörte, daß zwei, noch dazu unschuldig und außer dem Kampfe mehr gemordete, als getötete, Studenten mitbegraben würden. Unter den Geistlichen, welche teilnahmen, gibt es aber zwei, welche wohl allein hinreichen, den hochmütigen Richter hinter seinen Fenstern zu beschämen, denn sie haben die Buße über die Revolution an Stellen gepredigt, an denen er sich noch nicht versucht hat, und zu einer Zeit, da man bei Zugänglichkeit des Gemüts für Weltfurcht es wohl unterlassen hätte." Sowenig sich Nitzsch in diesem Fall von dem Vorwurf der Menschenfurcht getroffen wissen wollte, so berechtigt erscheinen die Klagen der E. K. Z., daß viele Geistliche Berlins nicht das vorgeschriebene Gebet für den Thronfolger zu sprechen wagten, weil sie dem Haß der Demokratie gegen den „Kartätschenprinzen" Rechnung trugen (E. K. Z. 1848, S. 313). Büchsel tat es, a. a. O. S. 56.

[2]) Vgl. Register.

im Gedanken der Pflicht, in der Überzeugung seines Gewissens gestritten und gefallen! Wo eine Neuordnung der Dinge von einer alten kämpfend sich losringen muß, da geht es zunächst nicht ab ohne Bruch und Stoß. Aber den braven Gegner, der mit seiner Einsicht und seinem Gewissensurteil noch im gegnerischen System gebunden ist, sollen wir ehren und nicht hassen. Wohl sind auch Taten der Grausamkeit, der persönlich aufgeregten Leidenschaft geschehen. Versenken wir sie, wie es Christen geziemt, in das Grab des Vergebens. Gott muß uns allen vergeben; darum vergebe der Bruder dem Bruder!

Aber warum mußte es so kommen? Die Vorsehung geht ihren Gang; wir können sie nicht meistern ... Ja, es ist wahr, es ist geschehen, daß sich zwischen den König und sein treues Volk eine schwüle, unheilvolle Wolke hat lagern können, die seinen sonst so klaren, königlichen Blick in Täuschung gehalten ...

Aber nun ... ist ja das Wort des Einverständnisses gefunden. Wiedergekommen ist unsern Herzen der Segen des Vertrauens. Fassen wir die große weltgeschichtliche Bedeutung dieses Augenblicks, dieses entscheidenden Wendepunktes in der Entwicklung unseres preußischen, deutschen Vaterlandes. Verlieren, verderben wir ihn nicht durch Trägheit, Mißverstand oder Schuld! Er ist zu groß, um kleinen Empfindungen und Interessen Raum zu geben. Schande dem, der jetzt niedrigen, eigennützigen Zwecken, unwürdigen Parteileidenschaften frönen wollte! ... Kräftiger Widerstand dem schleichenden, schürenden Geist, der das Wohl der Klassen der Gesellschaft durch Untergrabung des gegenseitigen Vertrauens und des besonnenen Ordnens aufs Spiel setzt, daß wir bewahrt bleiben vor den Zuständen eines Nachbarvolkes, welches in diesem Augenblick vielleicht sich schon in brudermörderischem Kampfe zerfleischt. Scharen wir uns drum in treuem vaterländischen Sinne um unsern teuren König. Wie von neuem uns geschenkt, ist er ja an unsere Spitze getreten, um uns einer neuen herrlichen Zukunft entgegenzuführen. Einen hohen kühnen Griff hat er getan in der Gestaltung der Geschicke unseres schönen deutschen Vaterlandes, der große Augenblick fordert großes Vertrauen. Es wird ihm nicht versagt werden von Deutschlands Völkern und Fürsten. Auch unsere treue Hilfe darf und soll ihm nicht fehlen!

Aus dem Schlußgebet: Wofür unsere Väter in den großen Kriegen unserer Freiheit gestritten, was mehr oder weniger durch die Unbill der Herrscher und durch die Ungunst der Zeiten uns vorenthalten oder verkümmert worden, es ist jetzt errungen ... In dem Denkstein, der diese Stätte zieren wird, die die Gebeine der Märtyrer unserer Freiheiten und Rechte umschließt, wird eine heilige Erinnerung wohnen. Künftige Geschlechter sollen zu ihm pilgern, und er wird ihnen von den großen Zeichen berichten, die Gott in dieser schweren Zeit getan, und er wird Kindern und Kindeskindern zur Wahrheit und zur Lehre, zu Trost und stolzer Freude von den Leiden und Taten ihrer Väter und Mütter erzählen."

Da der Wunsch der Bürger, die bürgerlichen und militärischen Opfer des Straßenkampfes in einem gemeinsamen Grabe zu bestatten, abschlägig beschieden worden war, fand die Beerdigung der gefallenen Soldaten erst am 24. morgens 7 Uhr auf dem Invalidenfriedhof statt. Die von allen politischen Erörterungen sich freihaltende, von Versöhnung erfüllte Gedächtnisrede hielt der Garnisonpfarrer Ziehe[1]):

„Aus allen Ständen Versammelte! Krieger und Bürger! Preußen! Christen! Mit dem tiefsten innersten Schmerze ruht unser tränenschweres Auge auf den 15 Särgen, und wir bestatten in dieser Gruft die Gebeine von Waffenbrüdern, die in einem verhängnisvollen Kampfe gefallen sind. Wir kennen keinen näher. Kein Verwandter ist ihnen zum Grabe gefolgt. Und doch ist eine so allgemeine Betrübnis ... Wir trauern um sie mehr, als ihre Väter und Mütter trauern werden. Wir wollen der Wahrheit ihr Recht lassen: ... ach! sie sind leider nicht gefallen in offner Feldschlacht, nicht vor dem Feinde des Vaterlandes! ... Alle Waffenbrüder, ja das ganze preußische Volk muß aufschreien, und wir alle stehen noch erschrocken vor solchem Verhängnis, das Gott in seiner Gerechtigkeit gefallen hat, über uns kommen zu lassen: sie sind gefallen im Gehorsam gegen die Kriegsgesetze, in der Treue gegen ihren König, im Kampfe gegen ihre Brüder, Söhne desselben Vaterlandes! Im strengsten Dienst haben sie den Tod gefunden und ein reines Gewissen behalten, das ist eine Ehre, die niemand ihnen nehmen kann ...

Es ist nicht an uns, die Gewissen der Brüder zu richten. Ob sie irren und wodurch sie irren, das ist des Herrn Sache, der allein richtet. Er hat das Verhängnis über uns kommen lassen. Sein Verhängnis trifft uns alle, alle. Und wir beugen uns unter ihm und wollen nicht miteinander rechten, sondern miteinander ein Herz und eine Seele, in Demut jeder es beklagen und betrauern, daß er das Höchste, die Totenopfer, von uns nehmen mußte, damit er mit einem höheren Frieden und mehr Einigkeit des Geistes unser öffentliches Leben segnen könnte, als wir bisher verdienten ...

Erkennt Ihr also an, daß Ihr Gewissenstreue ehrt, daß die Toten für uns alle ein Opfer geworden sind, nun, so haben sie sich mit Euch versöhnt. Versöhnung! großes Wort! Wie wir alle versöhnt sind durch einen, so laßt auch uns versöhnt sein miteinander. Wir sind getauft mit dem Blute Christi. Die Bluttaufe haben wir in diesen Tagen alle empfangen, damit wir unsere Herzen reinigen von allem Haß, allem Hochmut und Selbstsucht, damit die Widersprüche und Gegensätze durch Gottes Gnade sich lösen. Alle Grabhügel der Gefallenen, die wir in diesen Tagen aufgehäuft haben, laßt Altäre sein, über denen wir uns die Hände reichen als Brüder, als Kinder

[1]) Vgl. Register. Der Ertrag des Flugblattes war für die Witwen und Waisen der Gefallenen auf beiden Seiten bestimmt.

eines Vaterlandes, als getreue Hüter unseres teuren Königs, der mit uns gelitten hat, als Eisenhalter seines Thrones, alle, ohne Zweifeln und Murmeln.

Die Grüfte laßt aufnehmen den Streit und die Zwietracht, die alles Leben zerfrißt; wir scheiden von dieser Stätte mit dem Losungswort: Versöhnung! Frieden auf Erden" [1]).

Am 23. erschien eine Bekanntmachung des Berliner Magistrats, in der alle Geistlichen aller Konfessionen ersucht wurden, am nächsten Sonntag, den 26., einen Trauergottesdienst für die Gefallenen abzuhalten, eine Aufforderung, der man nicht nur in Berlin nachkam, sondern die auch in vielen andern Städten Widerhall fand [2]). Im Berliner Dom predigte am 26., am Sonntag Okuli, in Anwesenheit des Königs und der Königin Strauß über Ps. 25,5 [3]). In der Jerusalemer Kirche sprach in ruhiger, aber doch den Erfolg und den von Jesu Geist getragenen Fortschritt der Zeit anerkennender Weise W. Müller über Matth. 20, 18 – 34 [4]):

„Der heutige Vormittag mit seinem feierlichen Trauergottesdienst in allen Kirchen unserer Stadt hat gleichsam einen Abschnitt gebildet in dieser Zeit nicht nur des Leidens, sondern des Sterbens, ja selbst des blutigen Sterbens. Unsere Passionszeit ist noch nicht vorüber. Noch stehen uns Kämpfe bevor, wenigstens Geisteskämpfe ...... Thema: Wie der Erlöser seinem Leiden entgegenging, ein Vorbild, wie auch wir uns zu verhalten haben im Angesicht einer verhängnisvollen Zeit.

... Wie in Jesu Leben, so hat auch in unserer Passionszeit sich der Mut der Selbstaufopferung bewährt. Möge er fortdauern und mehr und mehr sich reinigen, wo irgend noch blinder Eifer oder niedriger Egoismus an ihm klebt; ein stiller Mut, nicht des Wortschwalls und vieler Reden, sondern des ruhigen Entschlusses und der kräftigen Tat ....

Wie Jesus jene stolze Höhe der Selbstgenügsamkeit verschmähte und seine Jünger wie Männer behandelte, ... so möge immer tiefer

---

[1]) Berliner Revolutionschronik, S. 416: „Der Eindruck, den die Worte des würdigen Geistlichen auf alle Anwesenden machten, ist unbeschreiblich. Brüderlich reichten sich Zivilisten und Militärs die Hand. Von diesem Grab ging niemand unversöhnt weg." – An dieser Stelle sei auch auf den Militärpfarrer Fr. A. Strauß hingewiesen, der während des Belagerungszustandes, am 19. November und nach der Auflösung der Nationalversammlung und Einberufung der Landwehr in der Schloßkapelle zu Berlin predigte. Er verleugnet seinen streng konservativen und streng kirchlichen Standpunkt nicht, hält sich aber ebenfalls von allen direkten politischen Erörterungen fern.

[2]) Berliner Revolutionschronik, S. 321f. Vgl. z. B. auch Rogges Erzählung von der Gedenkfeier in Naumburg a. S. (Aus 7 Jahrzehnten, Bd. I, S. 104).

[3]) Notiz aus seinen Tagebuchblättern. Die Predigt selbst habe ich nicht finden können. [4]) Predigten und Reden, S. 29 f.

das Gefühl Wurzel schlagen, daß stolze Abgeschiedenheit und Zurückhaltung sich jetzt am wenigsten ziemen, wo das Vaterland des Opfers freudiger und hingebender Arbeit aller bedarf... Laßt uns immer fester uns zusammenschließen in der Gesinnung, die ihre Befriedigung nicht im Herrschen über andre, sondern im Dienen zum gemeinsamen Nutzen findet, weit entfernt von knechtischer Unterwürfigkeit unter die Willkür dieses oder jenes einzelnen oder der Masse.

Wie Jesus keinen Augenblick seinen Beruf vernachlässigte, so müssen auch wir mitten in der Teilnahme am Gemeinsamen unserm besonderen Berufe treu bleiben. Noch nie hat berufslose Geschäftigkeit mit den allgemeinen Angelegenheiten etwas anderes zustande gebracht als Unordnung und Verwirrung."

In Breslau fanden die Ereignisse jener Tage bei den Geistlichen der St. Bernhardin-Kirche ein jubelndes, triumphierendes Echo. Der Senior C. W. A. Krause hielt die Rede bei der offiziellen Gedächtnisfeier am 26. auf dem Exerzierplatz hinter dem königlichen Schloß[1]):

„Bürger und Brüder! Heut schauen wir, was uns zu schauen bisher nimmer vergönnt war... Ungetrennt durch Rang, Stand und sonstige Lebensverhältnisse, nicht mehr bevormundet durch äußere Macht, nein, bewacht und beschützt nur durch die eigne Kraft, verbunden durch ein nunmehr schon erprobtes Vertrauen, gereift im sturmvollen Drang weniger bewegter Tage, steht der Bürger da, im Schmuck der blanken Waffenwehr, gerüstet zur Erhaltung der Ordnung und des Friedens, um den Nachdruck der Tat dem zu geben, was als weiser Rat erkannt ist. Einig so an Haupt und Gliedern sind wir hier, eine heilige, ernste Feier zu begehen, um den Rückblick auf die großen Taten und Errungenschaften der letzten Tage, um den Hinblick auf die ernste Zukunft, in der der Bau einer neuen Zeit begonnen werden soll, zu heiligen durch den heiligen Aufblick zu Gott, von dem aller Segen kommt. Und auch in diesem Aufblick zu Gott sind wir nicht mehr getrennt. Zurückgetreten sind all die verschiedenen Ansichten und Meinungen, die sonst den religiösen Zwiespalt erregten; jener Zwiespalt, den Gesetz und Sitte zu lange nährten und steigerten durch die an das Glaubensbekenntnis geknüpfte Rechtsverleihung und Rechtsverweigerung. Ich bin stolz, vor Euch ein Wort auszusprechen, das vielen lange nur als eine Redensart galt, das aber jetzt Wahrheit geworden ist: Wir glauben alle an einen Gott, und zu ihm sollen wir unsere Herzen erheben.

Verschiedenartige Gefühle durchstürmen unsere Brust. Zuerst möchte ich in lautem Dank aufjubeln für das, was wir errungen.

---

[1]) Vgl. Register. In der Beschreibung der Feier wird besonders die Einigkeit der Geistlichen aller Konfessionen betont: „Immer paarweise erscheinen sie; ein evangelischer und ein katholischer; der Bischof neben dem Senior; der Kanoniker neben dem Pastor; Ronge, der Stifter der deutsch-katholischen Kirche, neben Geiger, dem jüdischen Reformer."

Denn Hohes und Herrliches ist's, was längst von uns ersehnt als ein heiliges Ziel gerechter Wünsche vor unserer Seele stand, was nach dem notwendigen Verlauf der menschlichen Geschicke uns werden mußte, uns weder vorenthalten werden konnte noch durfte. Wie schmerzlich haben wir es entbehrt in mehr als 30 Jahren! Nicht konnte uns über das im Drang der Not Verheißene und dann dennoch Verweigerte trösten das bessere Los, das im Vergleich zu andern Ländern unserm preußischen Vaterland noch immer blühte ... Wir sahen uns nach einer Richtung hin gedrängt, der unser ganzes Inneres widerstrebte. Was war nun das, wofür unsere Väter und Brüder auf der herrlichen Wahlstatt einst ihr Blut vergossen? Ach! wozu alte Wunden aufreißen! ... Als wir lange genug gebetet hatten, da brauste der Geist des Herrn in Sturmwettern vom Westen her, da drang des Deutschen Lebensluft, der Atem der Freiheit, in die künstlich erzeugte Stickluft der politischen Atmosphäre Deutschlands. Das Volk stand auf, der Sturm brach los! Da brachen sie zusammen, jene Einrichtungen, die uns niederdrückten ... Der Sieg kommt von Gott!

Aber unsere Freude ist nicht ungetrübt. Aus dem Blut unserer Mitbürger ist der Freiheitsbaum für uns erwachsen. Als heldenmütige Vorkämpfer sind sie für uns gefallen, nicht nur durch ihren Heldentod, sondern weil ihr Sieg uns den gleichen Kampf ersparte. Auch wir wollen sie ehren. Aber wie am besten? Dadurch, daß wir die große Zeit, deren Pforte sie uns geöffnet haben, zu einer Zeit des Segens machen. Ein großer Bau beginnt. Kann er zu Ende geführt werden, wenn nicht alle in Eintracht daran bauen? ... Die Gräber der Gefallenen seien für uns ein Altar der Eintracht; dorthinein werde versenkt alles, was uns trennte. Kein Groll mehr gegen die, die im Kampf gegen sie nur die Erfüllung beschworner Pflichten sahen. Sie sind auch unsere Brüder. Gottlob, der Bruderzwist ist beendet. Volk von Deutschland! stehe Deinen Fürsten nicht nach! Gewähre auch Du vollkommene Amnestie!

Eintracht also, und durch sie Ordnung! Der ist erst der Freiheit würdig, dessen eigne Wünsche schweigen ... Eine Quelle der Unordnung ist voreilige Hoffnung. Hegt sie nicht. Der Baum der Freiheit ist erst vor wenigen Tagen gepflanzt. Meint Ihr, morgen schon seine Früchte sammeln zu können? ...

O laßt uns auch beten für unsern König. Er hat ja auch einen schweren Kampf gekämpft. Denn schwer ist es, sich loszuringen von den Überlieferungen ganzer Jahrhunderte, zu brechen mit seiner eignen Vergangenheit. Laßt uns beten, daß Gott ihm den Frieden wiedergebe. Laßt uns Gott fürchten, den König ehren, die Brüder lieben! Das ist Gottes Wille. Damit erfüllen wir zugleich das Vermächtnis unsrer tapfren Toten!"

Der Diakonus H. R. Dietrich predigte ebenda, ebenfalls am 26., „zur dankbaren und ehrenden Erinnerung an die in Berlin gefal-

lenen Opfer für Preußens und Deutschlands Wiedergeburt" über Luc. 11, 14–28[1]):

„... Heißen, unauslöschlichen Dank Euch, Ihr tapfren Streiter, die Ihr gefallen seid in jener unvergeßlichen, ewig denkwürdigen Nacht. Nie wollen wir vergessen, was wir Euch schon verdanken und noch mehr verdanken werden ... daß nicht auch unsere Straßen zu Schlachtfeldern wurden, ... das verdanken wir Euch! Ferner gedenken wir dankbar unserer eignen hochherzigen Mitbürger, der vielen edlen Jünglinge, die in diesen Tagen der Angst unser Schirm waren. Ferner danken wir den Behörden, den Vätern und Vertretern unserer Stadt, die als gute und treubesonnene Hirten in der Zeit der Not und Gefahr sich bewährten; vor allem aber Gott, der das deutsche Volk durch Sturm und Kampf zu einem herrlichen Sieg und Triumph seiner Freiheit geführt hat. Doch was ist diese Freiheit? Worüber jubelt jetzt alles? Laßt uns auf einen sicheren Standpunkt treten. Das ist das Wort, das besteht, ob auch Himmel und Erde vergeht. [Text.] Ein Blick vom festen Standpunkt des Evangeliums in die bewegte Gegenwart sagt uns: 1. was geschehen; 2. wie das Geschehene zu beurteilen ist; 3. welche Gefahren uns drohen; 4. wie sie zu überwinden sind. 1. Und er trieb einen Teufel aus. Auch unter uns galt es, einen bösen Geist zu bannen ... Wir müßten Fremdlinge sein, wenn wir nicht wüßten, mit welchem Mißtrauen und Argwohn die Fürsten auf die Völker und mit welcher Furcht die Völker auf die Fürsten schauten. Ein böser Geist herrschte in deutschen Gauen, da edle und freimütige Männer, die Not und Gefahr des Vaterlandes erkennend, warnend ihre Stimme erhoben und ... aus ihren Ämtern entlassen, büßen mußten, um so manchem Platz zu machen, dem Recht und Pflicht und Gewissen für Gold und Titel feil war. Es war ein böser Geist, da die Fürsten schmeichelnde Rede lieber als ernste Wahrheit hören, als sie nur ihr Recht und ihre Macht und ihre Krone gepriesen wissen, nicht aber an ihre Pflichten und Verheißungen erinnert sein wollten. Es war ein böser Geist, da in öffentlichen Blättern nichts geschrieben werden durfte, was die Mängel der Regierung enthüllte ... Dieser Geist ist nun ausgetrieben. Die Fürsten sollen jetzt nicht mehr allein herrschen, ... die Untertanen sollen nicht mehr allein Pflichten, sondern auch Rechte haben, und zwar gleiche Rechte vor dem Gesetz, ohne Unterschied des Standes, des Glaubens! ... 2. ... In derselben Weise, wie einst jenes Wunder des Herrn beurteilt wurde, beurteilt man auch das Wunder der Gegenwart. Die einen sehen jetzt nicht den Finger Gottes, sondern die Gewalt eines bösen Geistes und haben für jene Märtyrer eher einen Fluch als einen Segen. Wer sind diese kühnen Tadler? Doch wohl nur die Feinde der Wahrheit, die Pharisäer und Schriftgelehrten unserer Zeit! ... Wir aber wollen in der aus ihren Fesseln befreiten

[1]) Vgl. Register.

Wahrheit nicht ein Werk des Teufels, sondern Gottes Finger sehen und preisen. 3. . . . Auch die schönsten Hoffnungen von der Zukunft sind von Gefahren und Feinden bedroht, die, wenn sie nicht überwunden werden, leicht noch trübere Zeiten bringen können. Blicken wir heut auf unsern teuren König, der nun wieder von ganzem Herzen seinem Volke vertraut, gleichwie auch sein Volk ihm wieder von ganzem Herzen in Liebe und Vertrauen zugetan ist. Werden nimmer wieder schlechte Ratgeber sich um seinen Thron drängen? . . . Und blicken wir nach unten hin auf die große Menge, die unter Freiheit Willkür und Gesetzlosigkeit versteht und in die Zukunft blickt, als ob die Unterschiede zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, Armen und Reichen aufgehoben sein würden . . . Und wird inmitten der freien Bürger keine menschliche Leidenschaft, Ehrgeiz, Selbstsucht die Einigkeit verscheuchen? wird nimmer Parteigeist und Zwietracht die zerspalten, die vereint so Großes errungen haben? Wird man von der errungenen Freiheit in Wort und Rede niemals Mißbrauch machen, die Freiheit nicht zum Deckmantel der Bosheit erwählen? wird sie nie wie ein spitziges und schneidendes Messer in der Hand eines Kindes sein? 4. . . . Laßt uns alle in wahrer Gottesfurcht mit Christus im Herzen nach der Gnade und dem Wohlgefallen Gottes ringen. Wie eindringlich ergeht jetzt der Ruf des Herrn: Gehorchet meinem Wort, so will ich Euer Herr sein und Ihr mein Volk."

Trotz einer derjenigen der Breslauer ähnlichen, ja vielleicht noch radikaleren politischen Stellungnahme gibt in der freien Gemeinde zu Königsberg i. Pr. J. Rupp seiner textlosen Gedächtnisrede am 26. doch eine weniger optimistische Färbung und viel innerlichere, religiös wie ethisch schärfere Akzente[1]):

„Ein Ereignis, welches auf unzweideutige Weise die hohe Bedeutung des Menschenlebens offenbart, ist die Umwälzung, die heut vor acht Tagen in der Hauptstadt unseres Landes vollbracht ist und die Entwicklung abschließt, die vor acht Jahren mit der Huldigung des Königs in dieser Stadt begann. Damals sprach der König: Wehe dem, der meine Krone antastet und bestreitet, daß ich allein im Lande die Macht habe, zu gebieten. Dies Wort besteht jetzt nicht mehr. Der König selbst hat die Bürger, die gegen ihn im Kampf standen, weil sie an die unbeschränkte Macht der Könige nicht glaubten, als die Retter des Vaterlandes und seine Freunde begrüßt.

Wir beklagen nicht den Tod der Gefallenen — gibt's ein höheres Glück, als sein Leben hingeben zu können für seinen Glauben und seine Überzeugung? —, sondern wir klagen über die Blutschuld, die über unser Volk gekommen ist. Das Blut des Bürgers ist vergossen durch die Hand des Bürgers! . . . Wie oft haben wir es mit Freude

---

[1]) Christliche Predigten, S. 281 f. Der Trauergottesdienst fand in der Neuroßgärtschen Kirche statt.

und Stolz hervorgehoben, daß das Fürstenhaus, das uns regiert, schon seit Jahrhunderten bei uns eingebürgert ist, und jedes Glück und Unglück mit dem Volke gemeinschaftlich getragen! Was unsere Freude und unser Stolz ist, vergrößert das Verbrechen, das jetzt die Geschichte unseres Volkes entstellt. Wie oft haben wir uns unseres Volkes in Waffen gerühmt gegenüber den Mietlingen andrer Völker! Aber das gibt dem Verbrechen, das jetzt auf unserem Volke lastet, nur einen widernatürlicheren, häßlicheren Charakter.

Alles Verderben im Leben des einzelnen, wie der Völker geht auf einen gemeinschaftlichen Ursprung zurück, nämlich auf die Welt des Bösen. Vieles ist vorhergegangen, welches dieses höchste Verbrechen ermöglicht hat... Seitdem das preußische Volk seine Hand zum Raube Polens geboten hatte, konnte es niemanden befremden, wenn die Saat der Schande und des Verbrechens immer weiter wucherte, und als es selbst nach dem Kampf um die eigne Unabhängigkeit für das benachbarte Brudervolk neue Fesseln schmieden half, erntete es seinen Lohn, indem sein Befreiungskampf selbst zu innerer Unterdrückung und Knechtschaft umschlug. Man sieht die edelsten Männer, ohne welche jener Befreiungskampf nie hätte gelingen können, als Feinde des Vaterlandes behandelt. Der Jugend bleibt nur die Wahl zwischen Kerker und Verbannung. Bald ists nicht allein der Tadel der Gesetzeseinrichtungen und Behörden des Staates, der Gefahr bringt, sondern die Verfolgung erstreckt sich auf jede Lehre und jedes Streben, das in Kirche und Wissenschaft der Freiheit günstig ist. Es beginnt eine planmäßige Unterdrückung aller Kräfte, in denen sich der Geist der Prüfung und eine unabhängige, selbständige Gesinnung offenbart. Nehmen wir hinzu die Erfahrungen der letzten Jahre: die öffentlichen Laster der ausschweifenden Habsucht und des schmutzigen Eigennutzes verdammen ganze Klassen der Gesellschaft zu augenblicklichem oder langsamem Hungertode!... Aber das größte Verbrechen ist der Bürgerkrieg, der Brudermord! Hier steht der Bürger dem Bürger, gegen den seine Waffen sich wenden sollen, unmittelbar gegenüber; er sieht seine Mitbürger wehrlos, er hört sie fordern, daß das Volk, sein eignes Volk, frei sei, und weil sie endlich einmal den Mut gewonnen, laut auszusprechen, was sie zu lange in sich verschlossen, weil endlich ihr Gefühl sich ermannt, darum soll er sie morden! Und seine Hand zuckt nicht zurück; es schaudert ihn nicht vor der blutigen Arbeit, sondern er kann seinen Bruder töten, gefühllos, wie der Jäger das Wild, wie der Schlächter das Tier der Herde!

Wer trägt diese Blutschuld? Diese Frage hat nichts zu tun mit den einzelnen Namen derjenigen, die die äußere Veranlassung zum Ausbruch dieses Kampfes gewesen sind... In den Angreifenden und sich Verteidigenden bewegt sich derselbe Strom des Volkslebens. Die kämpfenden Parteien sind Glieder eines und desselben Leibes. Wir, die freie Gemeinde, haben auf dem religiösen Gebiet den Kampf

gegen knechtisches Gehorchen begonnen; wir haben nie der Macht geschmeichelt. Das gibt uns Kraft, gegen diese Macht, die jetzt gefallen ist, gerecht zu sein und zu sagen: nicht sie allein hat dieses Unglück verschuldet, die Schuld dieses Verbrechens lastet vielmehr auf dem ganzen Volke. Wohl habt Ihr recht, wenn Ihr die Ratgeber des Königs anklagt, daß sie die wahre Meinung des Volkes geheimgehalten, wenn Ihr die Hohenpriester der Kirche anklagt, daß sie dem Willen der Gemeinde sich verschlossen, aber Ihr irrt, wenn Ihr das Volk und die Gemeinde freispricht von Schuld. Wollt Ihr im Ernst behaupten, es sei dem Volk unmöglich gewesen, jenem Verbrechen des Bürgerkrieges vorzubeugen, wenn es ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit unermüdlich und immer lauter das Wort der Wahrheit und die Forderungen der Gerechtigkeit dem König zugerufen hätte? Wollt Ihr im Ernst behaupten, die Kraft des Wortes genügt nicht, um den Thron der Gewalt zu erschüttern und den Zauber menschlicher Allgewalt zu zerstören? Eine unparteiische Zukunft wird nicht nur die Gewalttat der Macht, sondern auch die Gleichgültigkeit, den Stumpfsinn, das knechtische Schweigen des Volkes, die Charakterlosigkeit und den Wankelmut der Führer vor ihren Richterstuhl ziehen.

Damit wissen wir zugleich, wie wir den Freudenrausch zu beurteilen haben, in welchem viele kein Ende finden können mit Aufzählung der herrlichen Früchte, die dieser Sieg bringen muß. Welcher Verständige kann die Freude darüber teilen, daß es der Gewalt bedurfte, weil es dem Volk an Charakter fehlte, um dem Worte Nachdruck zu verleihen? Der Acker der Freiheit wird Dir ebensowenig wie ein andrer Frucht bringen, wenn Du die Mühe scheust, ihn im Schweiße Deines Angesichts zu bearbeiten.

Gesühnt wird diese Blutschuld durch Taten der Gerechtigkeit. Wer könnte dabei an jene Fetzen alter Überlieferungen denken, die die Herrschsucht und der eigne Vorteil zusammengesucht und verbunden und Gesetzbuch des Volkes genannt hat. Das Unrecht, welches bei uns durch Übertretung der vorhandenen Gesetze verübt wird, ist gering, wenn man es vergleicht mit dem Unrecht, das die geschriebenen Gesetze selbst voraussetzen, lehren und beschützen. . . . Unsere Gesetze und unsere ganze Verfassung sind eigentlich nur ein Recht des Stärkeren, d. h. sie stehen in gradem Widerspruch mit der ewigen Gerechtigkeit. Wollt ihr darum die blutige Tat der Gewalt sühnen, laßt uns dahin wirken, daß an Stelle der bisherigen Gesetze und Einrichtungen treten, . . . die statt einem Stück Land oder Geld Rechte zu verleihen, dem Menschlichen im Menschen sein heiliges Recht verbürgen, . . . die, statt wie bisher die Menschen als Feinde untereinander zu betrachten, von der erhabnen Lehre des Evangeliums ausgehen, daß sie Brüder sind. Und das kann nur dadurch zustande kommen, wenn jeder an seinem Teil dazu mitwirkt. Es fehlt im Recht unseres Landes auch bisher nicht ganz an Aussprüchen, die gegen jedes Vorrecht sich erklären,

aber sie sind ein toter Buchstabe, weil die Sitte ihnen widersprach. Das ist die Aufgabe, an deren Lösung das ganze Volk arbeiten muß, indem an den verschiedensten Punkten zugleich die wohlwollende Hingebung, die freie Entäußerung, die freudige Aufopferung sich zu offenbaren beginnt, ohne die die Herrschaft des Unrechts nie aufhören wird.

Sechs Tage sind ins Land gegangen. Was ist getan worden? Nur Dankadressen und Traueraufzüge! Aber ohne daß Taten der Gerechtigkeit sie begleiten, sind sie nichts als ein kindisch leichtfertiges Spiel in einer furchtbar ernsten Zeit!

Als vor 30 Jahren das Joch der Fremdherrschaft gebrochen war, da ist ganz Deutschland von Freiheitsjubel durchtönt gewesen. Aber es folgte eine Zeit der Knechtschaft, wie die Jahrbücher unserer Geschichte keine ähnliche aufzuweisen haben. Möge die Nachwelt gegen uns nicht dieselbe Anklage erheben!"

Außer in diesen eigentlichen Gelegenheitspredigten werden die Märztage auch anderwärts häufig, allerdings immer in ganz anderer Beleuchtung, erwähnt. Als Beispiele mögen Tholuck in Halle und Sander in Elberfeld angeführt sein, die beide auf die Volksstimmung anspielen, die sich in Glückwünschen an die Straßenkämpfer und anfangs Juni in der Barrikadendebatte im preußischen Parlament äußerte[1]).

Tholuck: „Wie haben nach jenen Tagen der Revolution die ersten Begriffe von Recht und Pflicht im Urteil der Menschen sich verkehrt! Zu Verbrechern gestempelt sind die Truppen worden, die heilige Eide nicht haben brechen wollen. Zu Freiheitskämpfern dagegen gestempelt diejenigen, welche, nach bereits erteilten Freiheiten, wo nicht aus freiwilligem Gelüst, so doch aus traurigem Irrtum die Waffen des Aufruhrs erhoben haben.[2])

Eine vom Volke heilig gesprochene statt beklagte Revolution hat in mehreren Staaten unseres Vaterlandes selbst die Furcht vertrieben.[3])

Jenes stille Mondlicht über dem empörten Berlin in der Nacht vom 19. März, sah es nicht wie ein wehmutumhülltes Vaterauge auf die empörte Königsstadt hernieder? War es nicht wie eine feierliche beschämende Frage Gottes an sein Volk, die auf die Erde herabrief: „Mein Volk, mein Volk, was habe ich dir getan, daß du mir so vergiltst mit den Werken deiner Hand?"[4])

---

[1]) Über den Antrag Behrends, auszusprechen, die Kämpfer hätten sich um das Vaterland verdient gemacht, wurde unter schuldiger Anerkennung der Motive jener Kämpfe zur Tagesordnung übergegangen. Sydow, der die Gefallenen beerdigt hatte, stimmte auch gegen den Antrag und wurde deshalb nach der Sitzung von der Volksmenge insultiert. Vgl. A. Sydow. Ein Lebensbild. 1885.

[2]) Predigten über die neuesten Zeitbewegungen, I. Heft, 2. Predigt.

[3]) I. Heft, 3. Predigt.

[4]) II. Heft, 2. Predigt.

Sander[1]): „Wird der Geist des Antichristentums, der jetzt so unverhohlen, so frank und frei sich ausspricht, vollends auch die Kirche und Schule sich unterwerfen, wie es ihm zum großen Teil mit den Staaten gelungen ist, da er sogar den Meineid verteidigt hat, den Treubruch für Mannhaftigkeit erklärt und die Revolution für berechtigt, die Empörung heilig gesprochen hat? . . . .

Ich weiß wohl, wie man mit solcher Behauptung, es habe sich eine dunkle Nacht über unser Land gelagert, denen entgegentritt, die in den Ereignissen des 18. und 19. März den Anbruch eines neuen herrlichen Tages verkündigten. Das war es ja eben, was einem das Herz schier brechen wollte, als man vor sieben bis acht Wochen dem Jubel auf den Straßen begegnete und als die von den Häusern herabflatternden neuen Banner ein überlautes Glück zu! uns zuriefen. Da also sollte man von Herrlichkeit des deutschen Vaterlandes rühmen, da jauchzen, als so vieles geschah, das ganz dazu geeignet war, es zu zerreißen, als die Würgeengel des Aufruhrs in die Länge und Breite es durchzogen, als die Säulen des Landes wankten! — Damals sah man einen befremdet an, wenn man Asche auf sein Haupt streute, von Buß- und Fasttagen redete, die der Herr uns angesagt habe"[2]).

§ 2. Das Frankfurter Parlament.

Am 31. März trat in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. das Vorparlament zusammen[3]). In seiner Predigt am 2. April (Lätare) widmet der Konsistorialrat und ev.-luth. Prediger an St. Katharinen G. Friedrich den Abgeordneten Deutschlands einen jubelnden, ja stürmisch begeisterten Festgruß[4]):

„Wie viele Edle aus Deutschlands Volksvertretern haben wir unter uns mit unermeßlichem Jubel begrüßt! Welch hohe herrliche Worte, den Ausfluß begeisternder Gesinnungen für das Heil des Vaterlandes, aus ihrem Mund vernommen! Welche Taten stehen uns durch sie und mit ihnen auch durch uns als Frucht der Wiedergeburt des deutschen Volkes bevor und sind teilweise schon vollbracht! Wir

---

[1]) Bußtagspredigt am 17. Mai.

[2]) Vgl. auch Strauß' und Rankes Silvesterpredigt, Ahlfelds Bußtagspredigt, ferner Harleß' „Bußpredigt an die Deutschen", Nitzsch' Predigt am 7. Mai.

[3]) Dechent: „Die Frankfurter Kirchen zur Zeit des Parlaments" in Didaskalia, Unterhaltungsblatt des Frankf. Journals, 1898, Nr. 118—120: „Die allgemeine Begeisterung ließ die Bewilligung der Kirche zu politischen Zwecken begreifen. Auch kirchlicherseits war wenig Widerspruch zu erwarten. Dazu kommt, daß in den Städten und Dörfern der nahen Wetterau beständig die Gotteshäuser zu Volksversammlungen benutzt wurden . . . Die Geistlichen hatten weder Sitz noch Stimme in der Gemeindevertretung. Einzelne teilten auch die allgemeine Stimmung; energischen Widerspruch erhob niemand."

[4]) Auszugsweise als Anhang seiner Osterpredigt 1848 veröffentlicht.

haben binnen wenigen Wochen geistig Jahrhunderte durchlebt. Vor 35 Jahren waren es wohl schöne Tage in Hoffnung und Verheißung einer glänzenden Zukunft, auf die das glaubensmutige Volk vertrauensvoll wartete. Auch ich stand zu jener Zeit mit glühender Begeisterung unter ihm und verpflichtete unsere Landsmänner dort am Strande des Mains und hier an den Ufern der Nidda für Vaterland und Freiheit. Aber die Blüten welkten. Erst jetzt reift die Frucht zum Segen des wahrhaft freigewordenen deutschen Vaterlandes. Und darüber wollen wir unsere Freude als Menschen, Staatsbürger und Christen nicht laut werden lassen?!

Manche könnten erwidern: Hier im Gotteshaus haben nur Raum die hohen Angelegenheiten der Religion. Aber ist nicht die Wiedergeburt des Volkes zum Besseren, sein Erwachen zu Licht und gesetzlicher Freiheit, zu Wahrheit und Recht und hauptsächlich zu gleicher Anerkennung aller religiösen Bekenntnisse die höchste Angelegenheit des geistig und staatlich neugeborenen und dadurch auch sittlich religiös veredelten Menschen? Darum sollen diese Räume widerhallen vom Dank, aber auch von unsern Gelübden für Ordnung, Friede und Recht, Gesetzlichkeit und Liebe zu unserer Obrigkeit. Christus ging uns hier als Vorbild voran. Er nahm gleich uns den wärmsten, tätigsten Anteil an dem Ergehen und den Schicksalen seines Vaterlandes . . . .

Und so nehmt denn auch Ihr unsern Dank aus begeisterter Seele, der von diesen geheiligten Räumen zum Thron der ewigen Liebe emporsteigt, Ihr edlen Abgeordneten des deutschen Volkes in unserer Stadt! Euren in der jüngsten Zeit und namentlich in diesen großen Tagen so würdig bewiesenen vaterländischen Gesinnungen, Eurer für das Gesamtwohl sich aufopfernden Tatkraft danken wir die Zuversicht, daß künftig kein Kastengeist mehr Brüder gleichen Ursprungs scheidet, daß weder Rang noch Gold, weder Geburt noch Macht zerstörend auf Erhebung und Veredlung der deutschen Stammesgenossen wirke; ihnen danken wir vor allem, daß künftig alle kirchlichen und konfessionellen Vorurteile aufhellen, jener unheilvolle Sektenwahn verschwindet, während die wahre Religion stets strahlend sich entfaltet, daß die Lehrer und Bildner der Menschheit nicht mehr trennen, sondern vereinen, nicht mehr verdammen, sondern segnen, daß eine große Überzeugung, ein begeisterndes Gefühl die Seelen aller Beter entflammt. Eurer Tatkraft danken wir es endlich, daß unser Volk künftig frei dasteht von jeder Knechtschaft, der geistigen wie der leiblichen: die Freiheit des Denkens, der Lehre, des Willens soll in gesetzlicher Sphäre allgemein anerkannt und heilig gehalten werden.

Und sind dann, vielleicht bald, alle Fesseln gefallen, heben frei und glücklich über 30 Millionen frommer Beter ihre Hände dankend empor, dann ist auch Euer Werk vollbracht! Ihr könnt dann einst mit dem Bewußtsein scheiden, daß noch nach Jahrhunderten in den Gefilden des freien glücklichen Vaterlandes Eure Ehre blüht, in seinem Schoße Eure Namen der Unsterblichkeit übergeben werden.

Heil deutsches Volk! Heil seinen mutigen, aber besonnenen Vertretern! Heil unserer freien Stadt! ihrer Obrigkeit und Bürgerschaft! Amen!"

Bei der Eröffnung der deutschen Nationalversammlung am 18. Mai, ebenfalls in der Paulskirche, fand ein offizieller Gottesdienst nicht statt[1]), wohl aber hielt am Sonntag darauf (Kantate) der bisher an der Frankfurter Paulskirche tätig gewesene Steitz in der Nikolaikirche eine Predigt, deren Thema und Einleitung die freilich im Vergleich mit Friedrich etwas zurückhaltendere, aber doch hoffnungsvolle und begeisterte Stimmung charakterisiert[2]):

[1]) Die Debatte, die darüber in der ersten Sitzung des Parlaments stattfand, hat nach dem mir durch Herrn Pfarrer Werner (Paulskirche, Frankfurt a. M.) zugänglich gemachten Protokoll folgenden Wortlaut gehabt:

Müller von Münster, Bischof von Paderborn: Die gegenwärtige Versammlung durchdringt ein Bewußtsein, das von der großen Wichtigkeit des Werkes, zu dessen Aufbau Sie hier zusammengekommen sind. Jenes Buch, das seit Jahrtausenden die Grundlagen der menschlichen Gesellschaft bei vielen, vielen Völkern bildet, enthält das wichtige Wort: Wenn der Herr nicht das Haus baut, so bauen die Werkleute das Werk umsonst. (Einige Stimmen: Keine Predigt!) Ich glaube die Ansicht vieler auszusprechen, wenn ich darauf antrage, daß wir die Anerkennung jenes Wortes der heiligen Schrift durch irgendeine kirchlich-feierliche Handlung bestätigen. Es könnten die Pfarrgeistlichen ersucht werden, für die verschiedenen Konfessionen an einem von der Versammlung zu bestimmenden Tage einen Gottesdienst abzuhalten, in dem sich die Abgeordneten der verschiedenen Konfessionen zusammenfinden möchten.

Alterspräsident Lang: Wird der Antrag unterstützt? (Es geschieht hinreichend.)

Hentges von Heilbronn: Ich erlaube mir, den Antrag zu stellen, daß, wenn ein Gottesdienst stattfinden soll, dieser für alle Konfessionen stattfinden muß; denn wir beraten eine gemeinschaftliche Sache und es scheint mir daher eine Trennung beim Gottesdienst nach konfessioneller Unterscheidung unpassend.

Venedey von Cöln: Ich glaube, daß man einen Gottesdienst aus unserer Versammlung herauslassen muß, und von dieser Ansicht ist auch der 50er Ausschuß ausgegangen. Ich denke auch an Gott und trage ihn im Herzen, und ich hoffe, wir haben ohne ihn hier nicht begonnen. Wer ihn nicht hat, den beklage ich.

Raveaux von Cöln: Meine Herren! Ich stimme demjenigen, was der vorige Redner gesagt hat, aus ganzem Herzen bei. Die schönen Reden müssen aber einmal aufhören. Denn die heutige Verhandlung hat bewiesen, daß man viel schönreden kann, ohne auch nur eine einzige Tat zu vollbringen. Ich will Ihnen auch ein Sprichwort anführen: Hilf Dir selber und Gott wird Dir helfen. (Stürmisches Bravo!)

Über die Abstimmung ist nichts Näheres gesagt; es heißt weiterhin nur: „Venedey weist darauf hin, daß schon der 50er Ausschuß für kirchliche Feierlichkeiten in ganz Deutschland gesorgt habe; infolgedessen wird Müllers Antrag beseitigt." Vgl. dazu auch Dechent a. a. O.

[2]) Auszugsweise von Dechent a. a. O. mitgeteilt.

„Blicke auf das herrliche Walten Gottes in einer bewegten Zeit. Zwar verheißen grade diese Wochen neue, glänzende Lichtpunkte in der Nacht, die auf unserm Vaterlande lastet. In unserer altehrwürdigen Stadt, umschwebt von den großen Erinnerungen der Vergangenheit, deren Vergegenwärtigung schon das deutsche Herz mit heiligem Gefühle bewegt und mit begeisternden Bildern erfüllt, haben sich die Vertreter aller deutschen Stämme und Gaue versammelt. Sie sind bereit, mit Rat, Wort und Tat dahin zu wirken, daß die verjährten Schäden unseres Volkes gehoben, das Geteilte geeint und eine neue würdige Gestalt der Zukunft aus dem ureignen Geist unserer Nation vorbereitet werde. Aber übersteigt nicht das Riesenwerk das Maß menschlicher Einsicht und Kraft? Wir fühlen es alle, daß der Segen von oben kommen muß."

In Hamburg predigte ebenfalls am 21. Mai und nicht weniger optimistisch M. F. Schmaltz, Hauptpastor an der Jakobikirche, über 1 Joh. 2, 14—17[1]):

„Blicke des Glaubens in die Zukunft des deutschen Volkes:
I. die Erwartungen, die wir haben dürfen;
II. die Bedingungen, ohne die sie sich nicht erfüllen können;
III. die Macht, die das Gelingen redlicher Bestrebungen verbürgt.

Dem Ziel unserer Sehnsucht nach einer neuen und schöneren Zeit auf Grund der allgemeinen Völkererhebung sind wir trotz aller Stürme um einen bedeutenden Schritt näher gekommen. Die Völker deutscher Zunge haben aus ihrer Mitte die Männer ihres Vertrauens nach freier Wahl erlesen und in den großen deutschen Volksrat gesandt, um nach bestem Wissen und Gewissen über die öffentlichen Angelegenheiten des gemeinsamen deutschen Vaterlandes zu beraten und zu beschließen, die sicherste Grundlage seiner allgemeinen Wohlfahrt zu erforschen, die Ordnung und Verfassung festzustellen, die künftig in ihm gelten und die bisher fast vereinzelten Stämme für immer und unauflöslich verbinden soll. Im Lauf der vergangenen Woche haben sie das große Werk mit edler Entschlossenheit begonnen, und der Tag ihrer ersten Beratung wird nicht nur von uns als ein höchst bedeutungsvoller betrachtet, er wird auch in kommenden Jahrhunderten als einer der denkwürdigsten in der Entwicklung unseres Volkslebens genannt werden. Darum werdet ihr wohl heut die heilige Stätte mit einem lebhafteren Vaterlandsgefühl betreten haben. Dieses Gefühl ist aber bei keinem ganz sorgenfrei. Die Entwicklung der nächsten Zukunft ist so ungewiß. Der Sturm ist noch nicht beendet . . . darum gilt's, die Welt mit ihren verheißungsvollen und drohenden Erscheinungen von der Höhe des Glaubens aus zu betrachten.

I. Grade bei den großen Wendepunkten in der Entwicklung des Menschengeschlechts werden die mannigfaltigsten und widerstrebendsten

[1]) Neue Predigten, Kantate.

Erwartungen rege. Welche dürfen wir hegen? Wir müssen nach den Ratschlüssen und Wegen des Herrn sehen. Das beweist die Geschichte des letzten halben Jahrhunderts: es ist in Gottes Rat beschlossen, das Menschengeschlecht in seiner Entwicklung einen großen und höchst erfreulichen Schritt vorwärtszuführen. Die Aus- und Fortbildung der Völker soll entfesselt, der Wahrheit freie Bahn gemacht, das in der Brust jedes Menschen geschriebene Menschenrecht sichergestellt, alle ungerechten Bevorzugungen und Zurücksetzungen der einzelnen entfernt, das Gesetz für alle gleich gültig, der Glaube frei werden wie der Gedanke und dadurch nicht nur ein beglückender, sondern auch besserer Zustand eintreten. Diese Erwartungen dürfen wir mit vollem Recht und großer Zuversicht hegen ... Fürwahr, Gott hat in diesen Zeiten so laut zu den Völkern geredet und seinen Willen, ihnen vorwärtszuhelfen, so unzweideutig kundgetan, daß es uns ganz unbegreiflich scheinen müßte, wie es noch immer manche geben kann, die von der allgemeinen Bewegung sich gar nichts Gutes versprechen, sondern das Heil nur darin suchen, daß die vorige Ruhe wieder eintrete und alles in das alte Gleis zurückgeführt werde.

II. ... das ist die Grundbedingung für die Zukunft des deutschen Volkes, daß man überall die sinnliche Weltliebe bezähme, jedes selbstsüchtige Verlangen beherrsche. Erst das Allgemeine, dann das Besondere, das sei der Grundsatz eines jeden ... Unser Volk besteht ja aus soviel kleinen Stämmen, und es gehört zu den größten Hoffnungen unserer Zeit, daß sie von nun an alle miteinander verbunden werden zu einem großen, starken Volke und von der Liebe zu dem gemeinschaftlichen deutschen Vaterlande sich umschlungen fühlen werden. Diese Hoffnung aber kann nicht in Erfüllung gehen, wenn in der entscheidenden Volksversammlung ein jeder es als seine erste Aufgabe betrachten wollte, die eigentümlichen Bedürfnisse und Forderungen seines Landes geltend zu machen. ... Darum erst das Allgemeine und dann das Besondere und überall die Sache, nicht die Person. Auch wir, nicht unmittelbaren Vertreter der Volksrechte und Volkshoffnungen, wir wollen es überall beherzigen, daß wir die Sache, nicht die Person im Auge haben und nicht die größere Freiheit in Rede und Schrift dazu mißbrauchen, dem Unwillen gegen andre Luft zu machen.

III. Wir dürfen nicht verschweigen, daß noch große Hindernisse zu beseitigen, widerstrebende Mächte zu überwinden und schwere Kämpfe zu bestehen sind. Der Glaube aber läßt uns nicht furchtsam werden. Die Allmacht Gottes führt aus, was sie beschlossen. Es gibt allerdings irdische Mächte, die den Fortschritt der Völker um keinen Preis zugeben wollen, weil sie in der Verfinsterung allein die sichere Stütze ihrer unumschränkten Alleinherrschaft erblicken[1]). Aber wir fürchten den Kampf nicht. Laßt uns nur recht an Gott hangen!

[1]) Diese Bemerkung bezieht sich wohl auf Preußen und Österreich.

Wir haben es mit großer Freude vernommen, daß die Vertreter des deutschen Volkes es als Bedürfnis empfunden haben, ihre Beratungen mit Gott zu beginnen[1]). Sie haben damit den Beweis ihres echten deutschen Sinnes gegeben und unsere Hoffnungen befestigt. So wollen auch wir sie mit unsern Wünschen und Gebeten begleiten."

Eine ähnliche Stimmung beherrscht die Festpredigt des Professor Ehrenfeuchter in Göttingen, der, wohl auch am 21. Mai, Joh. 16, 23 zum Text hat[2]):

„Wir haben alle den Ruf vernommen, der aus der Mitte unseres deutschen Volkes erging, heute, so wir uns versammelten in dem Heiligtum des Herrn, im Angesicht und im Beginn des großen Werkes, das jetzt von unserm Volke unternommen wird, den göttlichen Segen auf dasselbe herabzuflehen. Wer wollte diesem Rufe nicht folgen? ... Wer wollte nicht gern das alte Lob unserer deutschen Nation auch jetzt bewähren, wo es doppelt not tut, ein frommes Volk zu sein? ... Warum hat der Ruf, heute als ein Mann vor Gott hinzutreten, allerorten in die Herzen geschlagen? Der Christensinn begleitet alles, insbesondere jeden Anfang mit seinem Aufblick zum Herrn. Wie erst in dem Blick auf das Werk, das vollbracht werden soll!

Ist's nicht eine neue Schöpfung, sind's nicht neue Bahnen, die unsere Geschichte einschlägt? Wie? Ist's nicht ein Wunder, daß an demselben Ort deutsche Männer versammelt sind von Nord und Süd, von Ost und West? Wird nicht in manchem Auge eine Träne des Dankes glänzen, daß dieser Tag angebrochen, eine Träne der Wehmut, daß er so spät gekommen? Werden nicht manche, die dort an ernster Stätte tagen, ihre Jugendideale begrüßen, die sie im Herzen getragen und die zu verwirklichen jetzt der Versuch gemacht werden soll? Werden nicht manche dort sich wiederfinden, die schwere Opfer gebracht haben für das große Ziel eines einigen Deutschlands, ach, selbst Opfer der Verirrungen?

Wir stehen aber erst am Anfang des Werkes. Zur Freude über den Anfang gesellt sich die Sorge über das Ende ... Was ist der Inhalt der neuen Zeit? Einheit soll sein; aber wenn jeder seine Gedanken als die allein wahren achtet? Ein deutsches Volk soll sein; aber wie, wenn sich in unserer Mitte Grundsätze festgestellt haben, die mit unserm angestammten Wesen und den gottgeordneten Wegen unserer Geschichte in Widerspruch stehen? ... Wohl blicken wir nicht ohne Vertrauen auf die meisten der Männer, die gesendet sind, des Vaterlandes Wohl zu beraten. Aber kann das unsre letzte Hoffnung sein? ... Mit je ernsterem Auge wir das Werk

[1]) Damit ist wohl der Beschluß des 50er Ausschusses in Frankfurt gemeint, der für kirchliche Feierlichkeiten in ganz Deutschland Sorge getragen hatte, und dem man in vielen Städten gefolgt war; vgl. S. 20 Anm. 1.

[2]) Zeugnisse aus dem akademischen Gottesdienst.

anschauen, je heiliger es uns vorkommt, desto mehr muß es uns zu Gebet drängen . . .

Wie sehr die erwählten Männer vertraut sein mögen mit den Strömungen des Tages, wie sehr sie den Pulsschlag der Zeit fühlen müssen, das ist eben ihre eigentliche Bedeutung, die Grundlage ihres Berufes und Wirkens, allein zu stehen auf ihrem Gewissen. Wohlan denn, im Angesicht der ungeheuren Verantwortlichkeit lasset uns ihnen zu Hilfe kommen mit dem Gebet: Gott, unser Herr! Zeige Du ihnen ihre heilige Verpflichtung und Verantwortlichkeit!

Und was sollen wir tun? Es gilt die Frage der Freiheit. Sie hat keinen unbestimmten Inhalt, sie ist die Freiheit der Kinder Gottes, und wir werden untergehen an den Gütern der Freiheit, wenn wir sie nicht im Gehorsam der Selbstverleugnung annehmen.

Vor allem läßt uns denken, daß Euer Jünglingsleben mit all seiner Frische und seinem Mute in diese Zeit gefallen ist. Wir dürfen diese Zeit nicht darauf ansehen, was wir Menschen daraus machen, sondern was Gott mit ihr will. Und da ist sie eine mächtige Zeit, und Schmach dem, der sich nicht von ihr anfassen und erregen läßt; doppelt mächtig ist sie für den, der in dem Kreise des akademischen Lebens steht. Waren unsere Hochschulen nicht lange Zeit hindurch fast die einzige Andeutung des einen Deutschlands? Dies aber ist die Pflicht dieser Tage an Euch, daß dem feurigen Schlage des Herzens die Ruhe der Betrachtung sich zugeselle, daß der Begeisterung, dem lebendigen Interesse an der Gegenwart die Einkehr in sich selbst, die Sammlung sich verbinde. Jetzt, wo so große Ziele aufgestellt werden, wo das Leben einen ganz anderen Inhalt hat, soll auch nichts Unedles und Gemeines unter Euch standhalten!"

In den reußischen Landen wurde am 28. Mai auf den Kanzeln nach der Predigt an Stelle des Kirchengebetes folgendes vom Geh. Kirchenrat und Superintendenten J. H. Behr verfaßtes Kirchengebet verlesen[1]):

„Gott, zu Dir erheben wir uns in dieser ernsten und schweren Zeit, in welcher eine Neuordnung der Dinge in unserm deutschen Volk und Vaterland und eine Neugestaltung unserer bürgerlichen Zustände und Verhältnisse unter mächtigen Bewegungen und Erschütterungen sich vorbereiten und entwickeln will, damit wir in frommer Ehrfurcht vor Deinem Recht den großen Kampf um teure und heilige Güter des Lebens fortführen, die kostbaren Kleinode, die wir in der Kraft Deiner Stärke errungen haben, mit Weisheit und Mäßigung behaupten und benutzen, die schwere Last, die auf unserm Hausstand, unserm Gewerbe, unserm Verkehr und Handel ruhen, geduldig tragen und eingedenk: Tugend erhöht ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben, auch bei den mächtigsten Versuchungen zu Un-

[1]) Vgl. Register.

recht und zur Untreue gegen Dein Gebot den Ruhm und Schmuck eines christlichen Volkes bewahren.

Sei mit Deinem Geiste nahe dem ehrwürdigen Bund der Männer, die sich in diesen Tagen versammelt haben, um für uns alle, für das ganze deutsche Vaterland zu denken und zu raten, auf welche die Augen unserer deutschen Brüder in der Nähe und in der Ferne hoffnungsvoll gerichtet sind . . . Stärke sie mit Kraft aus der Höhe. Wo Du nicht das Haus baust, da arbeiten umsonst, die daran bauen" [1])!

Wohl nicht zufällig waren in unserm Material preußische Parlaments-Festpredigten nicht zu finden.

Im Gegensatz zu diesen überschwänglichen oder doch wenigstens begeisterten und erwartungsvollen Ausführungen kommt in Leipzig Professor A. Harleß, Pastor zu St. Nikolai, am 28. Mai in seiner Predigt über „Die Gott wohlgefällige Geduld" (Jac. 5, 7. 8) nur im Schluß und recht reserviert, aber doch auch nicht ablehnend und mißtrauisch auf das Frankfurter Parlament zu sprechen[2]):

„Ich habe von etwas geschwiegen, worüber zu reden mir eigentlich der Auftrag geworden war. Indessen werdet Ihr wohl selbst gefühlt haben, daß unsere heutigen Textesworte mit ihrer Mahnung zur gottgefälligen Geduld uns von selbst und wie ohne unser Wissen und Wollen auf ein gemeinsames Anliegen hinweisen. Es ist das, was jetzt unserm Volke vor allem not tut, jetzt, da in einer Zeit fieberhafter Ungeduld die Vertreter des gesamten deutschen Vaterlandes sich versammelt haben, das Wohl unseres großen Volkes zu beraten. Denn täusche ich mich nicht, so bedürfen wir für uns wie für die Vertreter unseres Volkes nichts mehr, als die Bitte, daß Gott sie und uns mit jener Geduld begnaden möge, deren Wesen unser apostolisches Wort bezeichnet. Denn das ist die Geduld, die uns not tut als ein fester Damm wider die ungeduldige Zerstörungswut, wie gegen die geduldlose Macherei und Überstürzung. Es ist ferner die vom Apostel gepredigte Geduld jene, welche, weit entfernt von Lahmheit und Feigheit, ein Zügel der Frechheit ist in der stillen Festigkeit wohlerwogener und gottergebener Mannheit und Stärke. Endlich aber ist es jene Geduld, um deren Segen wir doppelt und dreifach jetzt für die Vertreter unseres Volkes zu bitten haben, weil es die Geduld ist, die als gottgegebener Mut gar nichts nach Menschen fragt und vor keinem irdischen Herrn bebt, aber zittert bei dem Gedanken an die Rechenschaft vor jenem Herrn, dessen Zukunft keine

[1]) Auch Prof. Stieren in Jena begrüßt in seiner Kantatepredigt über „Die jüngst errungene deutsche Freiheit", die Tätigkeit des Bundestages kritisierend, freudig und zuversichtlich den Beginn der Parlamentsverhandlungen. Der Verfasser nennt sich zugleich: deutscher Wehrmann. — Ferner finden sich Hymnen auf das Parlament in allen Reichsverweserpredigten, vgl. § 3.

[2]) Die Sonntagsweihe, I. Bd., Nr. 16.

menschliche Seele berechnen kann, der da kommen kann wie der Dieb in der Nacht, aber kommen wird mit Macht, zu zerscheitern die, die an seiner Majestät gefrevelt haben. Haben wir keine Vertreter, welche die Gegenwart im Hinblick auf des Herrn Zukunft beraten, dann sind wir verloren. Fehlt es uns aber noch an solchen, so hoffen wir auf den Herrn, der Geduld mit uns hat und die rechten geduldigen Seelen erwecken wird, daß unter unserm Volk seines Namens Ehre wohnen bleibe und wie von den Vätern, so von den Söhnen und Enkeln der Herr gepreiset werde, in dessen Geduld wir alles Weh dieser Zeit überwinden können und sollen!"[1]).

Begreiflicherweise fehlen direkte Antifestpredigten; aber häufig finden sich gelegentliche mißtrauische oder völlig ablehnende, ja vernichtende Urteile über das Frankfurter Parlament. Recht skeptisch äußert sich in seiner Jubilate-Predigt am 14. Mai über Hos. 5, 14—6, 5: „Winke über die Feier des kommenden Buß- und Bettages" M. A. S. Jaspis, Pastor der ev. luth. Gemeinde zu Elberfeld, sowohl über die deutsche wie die preußische Volksvertretung[2]): „Die Zeitungen bringen noch traurige Artikel und die neuesten Briefe von der Messe traurigere Berichte; Frankfurt aber ist nicht unser Trost und Berlin nicht unsere Hoffnung und Leipzig nicht unsere Hilfe"[3]). Fr. W. Krummacher an der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin erwähnt in seiner Predigt am 28. Mai das bedeutsame Ereignis der Eröffnung des deutschen Reichstages mit keinem Wort[4]); am Schluß seiner Predigt am 23. Juli über 1 Mos. 11, 1—9: „Der Turmbau zu Babel" will er wohl kaum sein Mißtrauen und seine Abneigung verbergen[5]): „O mögen diejenigen, in deren Händen gegenwärtig die künftigen Schicksale unseres Vaterlandes ruhen, durch den Vorgang Nimrods und seiner Zeitgenossen sich warnen lassen und vor allen Dingen mit Gott zu Rate gehen, auf welchem Grunde eine Völkervereinigung und jede Verfassung ruhen müsse, wenn sie auf dauernden Bestand und nachhaltige Segenswirkung rechnen dürfen." Fr. Sander, ebenfalls an der ev. luth.

---

[1]) Harleß hat später vielleicht doch eine ganz ablehnende Haltung eingenommen, vgl. seine Reformationspredigt, II. Bd., Nr. 7: sein Vergleich 1648/1848! s. unten S. 101. [2]) Vgl. Register.

[3]) Daß hier bei Frankfurt und Berlin nicht an den daniederliegenden Handel, sondern an die Parlamente gedacht ist, ergibt sich wohl zweifellos aus andern Ausführungen derselben Predigt. Sicherlich auf die freilich erst einige Tage später zusammentretenden Parlamente beziehen sich die Worte: „Wir wissen ja, gerade viele von denen, welche am Schiffe der Zeitverhältnisse das Ruder führen, mögen weder von Gott noch von der Buße zu Gott etwas hören. Wo ja noch in Proklamationen Gott der Herr genannt wird, stehen sogleich menschliche Namen dabei."

[4]) Vgl. Register. [5]) Ebenda.

Gemeinde zu Elberfeld, kritisiert in seiner Bußtagspredigt am 17. Mai Beschlüsse des Vorparlaments[1]): „Eine Ratsversammlung, oder vielmehr eine Regierung, die sich selbst eingesetzt hatte, bezeigte nicht übel Lust, ganze Provinzen und Königreiche Deutschlands zu verschenken: den wütenden Polen .... übergab man die 500 000 Deutschen in Posen, die treulosen, meineidigen Italiener .... nahm man in Schutz gegen die Österreicher." Daß mit dieser vom nationalen Standpunkt verständlichen Kritik doch zugleich sich eine Aversion gegen die Volksvertretung verbindet, zeigt seine Stellung in derselben Predigt gegenüber den noch nicht eröffneten Nationalversammlungen: „Versammlungen in unserer Hauptstadt und in einer alten Reichsstadt sollen über Wohl und Wehe von Preußen und Deutschland entscheiden, zu denen wir der Männer nicht wenige hinziehen sehen, die laut und öffentlich sich als Gegner des biblischen Christentums erklärt haben. Ob nun von solchen Versammlungen ein großes Heil ausgehen möchte, steht sehr dahin .... Und was wird erst in dieser Hinsicht [in bezug auf die Trennung von Kirche und Staat] der neue Reichstag bringen!" In derselben Richtung bewegen sich die Bedenken Tholucks in seiner ersten Predigt nach dem Ausbruch der Revolution in Deutschland[2]): „Können wir auf den neuen bürgerlichen Bau unseres Vaterlandes mit froher Hoffnung blicken, ... wo selbst die, die daran bauen, einem großen Teile nach, wenigstens für ihre eigne Person, von der Freiheit nichts wissen wollen, mit der Christus uns freimacht?"

Ähnlich spricht sich H. Reuter, Pfarrer zu St. Sebald in Nürnberg, aus, in seiner Predigt zur Jahresfeier des Zentralbibelvereins am 21. Juni über 2 Kor. 4, 8[3]): „Wenn wir erwägen, wie der Mehrzahl derer, die jetzt im Rate des deutschen Volkes sitzen, die wahren Bedürfnisse der Kirche mindestens ein fremdes Gebiet sind, wo nicht ein feindliches, das sie auch nur mit feindlicher Gesinnung betrachten, so haben wir Grund zu sagen: uns ist bange." C. Hertzer, Archidiakonus in Brandenburg a. H., gibt am 3. September im Zusammenhang mit seiner Klage über die Gottvergessenheit der Zeit dem schmerzlichen Bedauern über den profanen Beginn der parlamentarischen Verhandlungen Ausdruck[4]): „Haben es ja doch selbst die beiden großen Versammlungen, die unseres preußischen und deutschen Vaterlandes Wohl beraten, gleichzeitig verschmäht, durch einen Gottesdienst ihren Zusammentritt zu feiern und sich in heiliger Andacht vor Gott zu ihrem hohen, wichtigen Werke

[1]) Vgl. Register.
[2]) Predigten über die neuesten Zeitbewegungen, I. Heft, 2. Predigt.
[3]) Vgl. Register.
[4]) In der ersten seiner „6 Predigten über Röm. 12". Zur Sache vgl. oben S. 20 Anm. 1.

zu weihen, wie das doch bisher Sitte war in alter, kirchlicher Ordnung." Entrüstet äußert sich darüber auch Professor A. Harleß in Leipzig[1]): „Bittet man sie zu beten, ehe sie des Volkes Wohl beraten, so antworten sie im Namen des Volkes, dazu hätten sie keine Zeit, die Väter hätten genug Zeit mit Beten verdorben. Nun wohl, haben sie keine Zeit zu beten, so wird Gott auch keine Zeit haben, auf sie zu hören und sich ihrer anzunehmen."

Über denselben Punkt klagt auch Fr. Ahlfeld in Halle a. S., der auch gegen die Profanierung des Kirchengebäudes Einspruch erhebt und die Nationalversammlung als wirkliche Vertretung des ganzen Volkes überhaupt nicht anerkennt[2]): „Was hat man aus den Kirchen gemacht? Rednerbühnen sind hineingebaut! . . In der St. Paulskirche zu Frankfurt, wo Abgeordnete des ganzen Volkes waren, nein, nein, wir wollen es nicht glauben, daß sie Abgeordnete des ganzen Volkes waren, — haben etliche fromme Männer dazu aufgefordert, daß man das große Werk, Ordnung zu schaffen in dem zerrütteten Deutschland, mit Gebet beginnen möchte. Mit Hohn und Spott ist diese Forderung abgewiesen worden." Auch der Süddeutsche W. Hofacker, Diakonus zu St. Leonhardt in Stuttgart, teilt in seiner Predigt zur Erinnerung an die Augsburger Konfession am 25. Juni (Micha 7, 8. 9) die Entrüstung über die Ablehnung des Eröffnungsgottesdienstes, läßt aber doch wohl zwischen den Zeilen sein anfängliches hoffnungsfrohes Zutrauen zur Nationalversammlung hindurchklingen[3]): „Vor fünf Wochen sind die Vertreter unseres deutschen Gesamtvaterlandes zu einem Reichstag zusammengetreten, wie ihn die deutsche Geschichte noch nie gesehen, um in unserem zerrissenen Deutschland Einheit, Ruhe und Wohlfahrt herzustellen und den Grund zu einem Bau zu legen, unter dessen Schirmdach auch unsere Kinder und Enkel sicher wohnen mögen. Zu welcher Erwartung war man mehr berechtigt, als daß die ganze große gemischte Versammlung Gott die Ehre gegeben und ihn zum wichtigen und entscheidenden Werke um seinen Segen angefleht hätte, ohne welchen kein menschliches Werk gedeihen kann? Was ist dagegen geschehen? Der Antrag hierauf ist nicht von Heiden und Türken, sondern von Gliedern der christlichen Kirche mit der bezeichnenden Antwort zurückgewiesen worden: Hilf Dir selber! dann wird Dir der Himmel helfen! Und weder die Reichsversammlung noch die christliche Presse Deutschlands hat ein Wort der Entrüstung und des Zornes dafür gehabt. Vielmehr ein Bravo durchtönte die Hallen und fand in der deutschen

[1]) Die Sonntagsweihe, I. Bd., Nr. 19.

[2]) Predigt am 25. n. Trin. über Matth. 24, 15—28 in „Predigten über die ev. Perikopen".

[3]) In „Predigten für alle Sonn- und Festtage".

Presse tausendfachen Widerhall." Am härtesten ist ein Urteil – freilich erst aus dem Jahre 1849 – in einer Predigt von J. F. Brüning, Pastor in Padingbüttel im Lande Wursten[1]): „Einige Kirchen sind niedergebrannt; eine ist von unvergleichlicher Schmach getroffen: die Paulskirche heißt sie; es klingt wie ein Spott, genannt nach dem Namen des allerdemütigsten Apostels; nun seit einem Jahre erfüllt mit aller Lästerung der Majestät im Himmel und auf Erden. Eine Christengemeinde sollte ein solch unreines Gebäude einreißen!"

§ 3. Die Wahl des Reichsverwesers.

Am 29. Juni wurde von der deutschen Nationalversammlung Erzherzog Johann von Österreich zum Reichsverweser gewählt. Am 12. Juli hielt er seinen feierlichen Einzug in die freie Stadt Frankfurt. Bei der aus diesem Anlaß auf dem Exerzierplatz zu Darmstadt veranstalteten Bürgerfeier hielt der Prälat C. Zimmermann Ansprache und Gebet[2]):

„ . . . Des großen deutschen Vaterlandes, aller deutschen Stämme Einheit, ein Gedanke, für den wir geglüht in unsern Jugendtagen, der heute unsere Mannesbrust schwillt, heute tritt er der Wirklichkeit näher! Das alte Deutsche Reich, einst das mächtigste der Erde . . ., feiert heut gleichsam sein Auferstehungsfest. Solange getrennt und gespalten, hat es wieder seinen Mittelpunkt gefunden . . .

Edles deutsches Blut mußte fließen. Am Abgrund stand das Vaterland. Da ließ Vaterlandsliebe den Ruf nach neuer Gestaltung und Ordnung ergehen, und mit Stolz spricht's der Hesse heute aus: Der deutsche Fürst, der die Krankheit der Zeit zuerst erkannte und diesen Ruf zu dem seinigen machte, war Ludwig III. Der 6. März mit der unantastbaren Grundlage seiner Regierung bezeugt es laut.

Der Ruf erging durch alle Lande und die Frucht ist jene Versammlung, die in unsrer nachbarlichen Bruderstadt des Reiches Wohl berät. Stolz blickt der Hesse auf diesen Reichstag hin; denn die Hessen gaben ihm den Lenker.

Und dieses Volkstags erste Segensfrucht ist heute gereift. Johann, der Einheit Freund und Verkündiger vor Jahren schon, und nun der Sprecher der bedeutungsvollen Worte: ‚Nun sind wir alle Brüder!' — Johann, gerufen von des Volkes Liebe und Vertrauen, zieht heute in Frankfurt ein, um dem geliebten Vaterland Frieden, Stärke, Einheit zu bringen. Unser Hessenvolk mit seinem volksfreundlichen Regenten an der Spitze, hat großen Anteil an diesem deutschen Tag! . . .

Ein einiges Volk von Brüdern zu werden, zu diesem Bau ist der erste Stein gelegt. Nun wohlan, bei solchem Anblick werde für

---

1) Vgl. Register.

2) In „Festpredigten, Kasualpredigten und Kasualreden".

alle Kinder Deutschlands dieser Tag der Tag der Versöhnung und Einigung; der Kampf schweige an den Pforten der verheißenen Zukunft; die Schlange der Zwietracht sterbe, die alte deutsche Redlichkeit und Treue kehre wieder! ... Nur aus Einigkeit blüht die Einheit. Ein Herold werde uns der Erwählte, wie sein Namensgenosse es war in heiligerem, höherem Sinne.

Aber was sind unsere Hoffnungen ohne Dich, Gott! Was so manches Geschlecht vergeblich ersehnt, davon sehen wir heut den Anfang. Ziehe den Mann, auf dem des gesamten Vaterlandes Hoffnung ruht, an mit Kraft aus der Höhe!"

Zur Feier der Wahl predigte am 23. Juli in Gera der bereits genannte Behr über Esr. 10, 4. 5[1]):

„Wenn die Sonne nach stürmischen Tagen wieder hindurchdringt, da atmet das Menschenherz freier, da vergißt man die bange, angstvolle Stunde, da sieht man wieder hoffnungsvoll auf die Saaten, die mitten im Sturm fruchtverheißende Keime gewonnen haben. In diesem Bilde finden wir unsere Zeit wieder. Nach den Stürmen und Erschütterungen der letzten Monate ... steigt — Gott sei gelobt — die Morgenröte einer neuen Zeit über unser Vaterland herauf. Die Aussicht in die Zukunft klärt sich. Nicht vergeblich ist das Streben und Ringen, nicht erfolglos die Ausdauer deutscher Männer gewesen. Ihr weises Achten auf die Bedürfnisse der Zeit hat den Boden gefunden, auf dem der Neubau sich erheben kann ... Ja, schon besiegelt ist die Aussicht auf das neue Deutsche Reich mit der durch Gottes Hilfe zustande gekommenen Wahl seines Oberhauptes. Schon begrüßt mit lautem Jubel haben unsere Brüder von nah und fern den festlichen Tag, an dem er die Weihe empfing. Wir teilen ihre Freude. Wir wollen ihm, dem Erwählten, der zu uns als ein Gesegneter des Herrn tritt, unsern Gruß und Willkommen zurufen.

Echte Vaterlandsfreunde scharen sich um Esra: Ein Zuruf an heiliger Stätte an den neu erwählten Verweser des Deutschen Reiches.

I. eine ernste Forderung: Mache Dich auf und tue es! Er, der als Herold einer neuen Zeit auftritt, der an die Stelle des mit seinen morschen Säulen dahingesunkenen Bundesstaates ein neues Reich in schönerer und würdigerer Form schaffen, die Macht der einzelnen Volksstämme wie ihrer Regierungen zu einem Ganzen vereint in seiner Person darstellen, der die Freiheit und die Rechte, die nach Gottes Ordnung und nach den Bestimmungen der Vernunft jedem zum Bewußtsein seiner Würde erhobenen Menschen gebühren, ins Leben rufen, ordnen und sichern ..., die aufgeregten Leidenschaften besänftigen und die Parteien versöhnen soll, er weiß den inhaltsschweren Sinn des Zurufs: Mache Dich auf! Welche Hoheit des

[1]) Vgl. Register.

Geistes, welche Einsicht und Klugheit, welche Beherrschung und Verleugnung seiner selbst, welche Sicherheit und Entschiedenheit seiner Willenskraft ist nötig! Darum

II. eine kräftige Ermutigung; denn Dir gebührt's! ... Die reichste Quelle der Ermutigung schließt sich im Glauben auf ... Er ist nicht im Recht der Erbfolge in sein schweres Amt getreten. Er hat es nicht gesucht. Johann von Österreich, dieser Name hat seit Jahrzehnten einen guten Klang im deutschen Vaterland. Mit ihm verbindet sich die Erinnerung an einen in Wissenschaft und Kunst und in der Schule des Lebens hochgebildeten Geist, an ein edles, aufrichtiges deutsches Herz, an einen männlichen Charakter, der seine Zeit versteht und das erhabene Ziel klar und hell erfaßt, zu welchem seine Volksgenossen aufstreben; ihn, ... der den gebietenden Formen des hohen Lebenskreises, dem er angehörte, die zartesten und reinsten Neigungen des Herzens nicht zum Opfer bringen wollte, um sich die edleren Freuden eines stillen und prunklosen Familienlebens nach guter deutscher Sitte zu bewahren, ihn hat die neue Zeit von seinen friedlichen Bergen und Tälern weggerufen, und so wie sein frommer Sinn auf Gott baut, so steht auch unsere Hoffnung auf den Herrn.
III. eine heilige Zusage: wir wollen mit Dir sein!"

Für den 6. August wurde durch eine Verfügung des Reichskriegsministers eine Huldigung der gesamten Bundesarmee für den Reichsverweser und das Anlegen der deutschen Kokarde befohlen, eine Anordnung, der nur die Kleinstaaten, aber nicht Preußen und Österreich folgten. An diesem Tage wurden in vielen Städten kirchlich angeordnete Festgottesdienste gehalten, so in Frankfurt, wo K. M. Kirchner über 1 Kor. 16, 13 in der Weißfrauenkirche sprach[1]):

.... „Vor wenigen Monden redete ich zu Euch von der wunderbaren Größe des Jahrhunderts, das, plötzlich erwacht, die Hülle des Schlummers von sich warf, von tausend Strömungen durchflutet, ein erhabener, aber auch furchtbarer Anblick! Nun ist's doch besser geworden, als die Kleinmütigen fürchteten. Gott war unserer Vaterstadt besonders hold und gnädig! Sie hat bisher ihren Beruf erfüllt. ...

Einen der edelsten Söhne unseres Vaterlandes heißen wir ehrfurchtsvoll, wie es dem wahrhaft Ehrwürdigen geziemt, aber auch herzlich, wie es dem Herzvollen das Liebste ist, in unseren Mauern willkommen. Wir heißen ihn willkommen an dem denkwürdigen Tage, wo vor 42 Jahren sein Bruder die deutsche Kaiserkrone niederlegte.

Das Vertrauen eines Volkes, das trotz aller Auswüchse und Zeitkrankheiten doch gesund ist, hat einen besonnenen und hochgesinnten Greis erwählt, daß er ein Schirmherr des Rechts und ein Wahrer der Ordnung sei, daß unter seiner Obhut die junge Saat der Neuzeit gedeihe. Das Volk will und wird sein teuer errungenes Kleinod behaupten.

[1]) Vgl. Register.

Daß die Freiheit fest werde und zugleich rein bleibe, dafür will Deutschlands Reichsverweser einstehen. Und nicht der Glanz des fürstlichen Namens, sondern der schlichte, biedere, tüchtige Sinn des Menschen ist uns die beste Gewähr.

I. Wachet! Wir sind noch nicht am Ziel. Gnädiger Gott! Laß uns die köstlichste Deiner Gaben, die königliche Vernunft, ohne die kein Fortschritt zu hoffen ist, immer mächtiger werden in unserm Volk!

II. Stehet im Glauben! .... Und wenn alle Ketten fielen und alle Schranken stürzten, das brächte die Freiheit noch nicht; sie ist nur möglich, wenn wir Gott stets vor Augen und im Herzen haben. ...

III. Seid männlich und seid stark! In der Herrschaft über Euch selbst! Dem Ausland gegenüber!

Du bist erwacht, mein Vaterland!
Aus Deinem Schoß von jeher schwellten
Des Geistes zauberreichste Welten.
Nun trittst Du aus des Wortes Schranken!
In Taten prangend die Gedanken! Gott sei Dein Licht!"

In Hildesheim hatte C. Fr. A. Reinecke, Pastor an der Hauptkirche St. Andreä, Jes. 40, 18—22 zum Text[1]):

„... Trotz der bedenklichen Seite haben wir doch von Anfang an diese neue Zeit mit Freude und Hoffnung begrüßt. Und Gottlob! unsere anfängliche Ansicht hat sich als richtig erwiesen. Mit Freude und Dank blicken wir heut schon auf manche köstliche Frucht, die unter den Frühlingsstürmen zur Reife gelangt ist. Dazu rechne ich die vollständigere, wirksamere Vertretung der Untertanen bei der Regierung, Gesetzgebung und Besteuerung; dazu rechne ich die Freiheit des Wortes in Schrift und Rede, die Abschaffung der Standesvorteile, die Gleichheit vor dem Gesetz, die Verantwortlichkeit der Leiter des Staates, die Glaubens- und Gewissensfreiheit. ... Viel, unerwartet viel ist schon errungen!

Aber das macht noch nicht die Bedeutung des Festtags aus. In allen Ländern unseres deutschen Vaterlandes wird dieser Tag heut gefeiert. Er hat noch eine ganz besondere, allgemeine Bedeutung. Als die Bewegung immer weitere Kreise ergriff, da trat, wie ein Lichtstrahl von Gott gesandt, der Gedanke vor: Einheit unseres deutschen Vaterlandes! Nicht nur ein Staatenbund, sondern jetzt ein Bundesstaat. Der Zustand während des 33 jährigen Friedens hatte gezeigt, wieviel zu wünschen übrigbleibt, wenn nicht alle Teile wie Glieder eines Leibes zusammenwirken. Darum statt der Einigkeit eine Einheit, statt des Staatenbundes ein Bundesstaat! Was dazu bisher geschehen ist, weißt Du, liebe Gemeinde. Die deutsche Nationalversammlung trat zusammen. Wir haben sie mit Freude begrüßt, ihr Gottes

[1]) In seinem Predigtbändchen „Die Bewegung des deutschen Volkes im Jahre 1848", 3. Predigt.

Segen und Beistand gewünscht, auf sie unsere Hoffnung gesetzt. Und sie hat unsere Erwartung nicht getäuscht. . . . Sie hat das Werk der Einigung schnell angegriffen und eine Zentralgewalt geschaffen als das Haupt des vielgliedrigen deutschen Staatskörpers. Sie hat einen Mann dazu gewählt, dem das Vaterland mit ungeteiltem Vertrauen entgegenkommen will, einen wahren Freund des Volkes, der durch die zartesten Liebesbande dem Volke angehört und viel und gern unter uns gelebt hat und darum auch urteilen kann, was dem Volke nottut, einen Mann, der, so hoffen wir, allen Parteien genügen wird, von Hohen und Niedrigen willkommen geheißen ist und heut auch in dieser Stadt soll willkommen geheißen werden. Dieser Mann, ein Retter aus der Zeit der Verwirrung, hat einen Rat um sich gesammelt, ausgewählt aus den tüchtigsten Geistern des Vaterlandes, und diese oberste Regierung soll nun die ersehnte Einheit bilden. Ja, wahrlich, wir haben Grund zu bekennen: Nun danket alle Gott! Bis hierher hat mich Gott gebracht!"

Am überschwenglichsten ist die Festpredigt des fürstlich-sächsischen Kirchenrates J. Fr. Th. Wohlfahrt in Rudolstadt über Joh. 1, 6[1]): „Es war ein Mann von Gott gesandt, der hieß: Johannes!"

„Das ist ein Tag, den der Herr verordnet hat! . . . Also rief einst der heilige Sänger, Ps. 100, seinem Volke darum, daß demselben der Gott seiner Väter großes Heil hatte widerfahren lassen. Gleich also begrüßen sich jetzt alle, welche das deutsche Vaterland bewohnen in Ost und West, in Süd und Nord. In Stadt und Land, in Palästen und Hütten erheben sich mit den Scharen festlich geschmückter Vaterlandsverteidiger die Millionen unserer Brüder und Schwestern, den Namen des Herrn zu preisen. Greise am Stabe und lebensfrohe Jünglinge, Mütter und Jungfrauen, sammeln sich in ihren Heiligtümern unter feierlichen Psalmen, dem Herrn ein neues Johannisfest zu feiern, indem sie gerührt aussprechen, was Joh. 1, 6 geschrieben steht.

Zu rührungsvollen Opfern des Dankes fordert zunächst dieser Tag und unser Textwort uns auf, wenn dasselbe ein Tag des Segens sein und bleiben soll. Ihr wißt, wie im Anfang dieses verhängnisvollen Jahres, als die öffentliche Ordnung auch in Deutschland in ihren Grundfesten erschüttert wurde und neben dem guten Geist der Geist der Finsternis mächtig sein Haupt erhub mit entsetzlichen Worten und Werken, der Bürger und Landmann mit den Jüngern zum Himmel emporrief: Herr, hilf! wir versinken! . . . Gott hat unsere Gebete erhört. Wie er einst, als die Zeit erfüllt war, Johannes sandte, den Mann in der Kraft des Elias, dem Himmelreich den Weg zu bereiten, so hat er auch jetzt einen Retter uns gesendet aus aller Not, der Wind und Wellen gebiete und baue an unserem wahren

[1]) Vgl. Register. Der Ertrag war für die Beschaffung der deutschen Flotte bestimmt.

Glücke. Das Los ist gefallen auf das Liebliche! Johannes — heißt: Gabe Gottes! Und der Fürst, welcher weise an Rat, frommen Herzens, deutschen Sinnes, voll Liebe zu den Geringsten unseres Volkes, er, der jetzt an der Spitze des Deutschen Reiches steht, mit kräftiger Hand das Schiff zu führen, er führt nicht bloß den Namen, nein, er ist ein Johannes in Wahrheit und Tat...

Das Wort unseres Textes fordert uns aber nicht weniger auf zu heiligen Gelübden.... Erzherzog Johann tritt wie sein großer Vorgänger zu uns mit dem Worte: Tut Buße! Nicht in wildem Aufruhr,... nein, in festem, treuem Halten an Gerechtigkeit, in kräftigem Zusammenwirken, daß Gesetz und Recht aufrechterhalten werden, in der Wahrheit und Tugend nur, da Christus gebietet, kann der Tag der besseren Zukunft aufgehen über uns und unsere Kinder.... Wohlan!... so gelobe jeder sich feierlich: ich will ernstlich nicht nur selbst Recht und Gesetz ehren, sondern auch dahin wirken, daß beide von andern heilig gehalten werden! Ich will sie von mir schleudern, die schmachvollen Ketten und Fesseln der Sünde und des Satans, und das vor allem soll die Freiheit sein, deren ich mich rühme, daß ich nicht sündlichen Begierden, sondern nur dem Gesetze, nur der Vernunft und dem Gewissen, nur meinem Heiland gehorche!

Ist solcher Vorsatz uns ernst, dann dürfen wir unserm Gotte, ohne dessen Gnade umsonst arbeiten, die an dem Besten des Vaterlandes bauen, getrost und mit der Zuversicht gnadenreicher Erhörung die Zukunft unseres Volkes befehlen in demutsvollem Flehen!"....

Wiederum fehlen ganz preußische Festpredigten; wohl aber finden wir eine offene und entschiedene Opposition gegen den Reichsverweser bei Krummacher, vgl. Seite 52 f.

§ 4. Bürgerwehr- und Fahnenweih-Feiern.

Auch aus Anlaß der zugleich mit der Neuordnung der Dinge einsetzenden Volksbewaffnung wurden kirchliche Feiern abgehalten. Am 19. März predigt vor der Bürgergarde zu Nidda Joh. Dan. Manchot, zweiter Pfarrer daselbst, über Nehem. 4, 13 — 16: „Wann segnet die Religion die Waffen des Bürgers?"[1]):

„Daß aber auch Gefahren die neue Ordnung umringen und bedrohen, sehen wir daran, daß mitten in der allgemeinen Freude der Bürger zu den Waffen greift. Der Rausch der Freude wird durch den Ernst des Schwertes ins rechte Gleichgewicht gesetzt. Weiß niemand unter uns, was Gott dieser Zeit und diesem Geschlechte für ein Schicksal vorbehalten, so ziemt sich zu tun, wie der edle Nehemia einst getan. Seine Landsleute wollten die Mauern der zerstörten Stadt Jerusalem wieder aufrichten, hatten aber von ihren Nachbarn

[1]) Vgl. Register.

einen Überfall zu befürchten. Da weist er sie hin auf den starken und gewaltigen Gott und ermuntert sie zu streiten für ihre Brüder, Söhne, Töchter, Frauen und Häuser. Sie entsprachen seinem Rufe, und die Hälfte derselben tat die Arbeit, während die andere Hälfte kampfgerüstet ihnen zur Seite stand. So groß, so dringend ist bei uns die Gefahr nicht, doch geziemt sich für unsere Umstände schon die Frage, wann Gott mit uns streitet.

Hierauf ist zunächst zu antworten: Die Religion segnet die Waffen des Bürgers, wenn er sie ergreift zur Verteidigung von Land und Volk ... Auch wir erinnern uns einer großen Vergangenheit unseres Volkes und einer größeren Ausdehnung unseres Vaterlandes. Die Kaiser von Deutschland waren einst die Schiedsrichter der Welt. Weithin über Deutschlands Grenzen hat die schwarz-rot-goldne Fahne, das Panier der Einheit aller deutschen Stämme, siegreich geweht, und weit nach Frankreich hinein, bis an die Alpen hinauf und den Rhein hinab bis ans Meer ist alles deutsch gewesen. Der Schmerz über die gesunkene Größe ist früher nur in den höheren Ständen empfunden worden. Hier hat man's eigentlich nur beklagt, daß in späteren Zeiten die Einheit der Nation aufgelöst und nur kümmerlich wiederhergestellt ward. In neuerer Zeit hat sich aber größere Bildung im Volke verbreitet, das Licht, das sonst nur die Spitzen der Berge erhellte, steigt in die Täler herab, und auch im hiesigen Gesangvereine haben Lieder von Deutschlands Größe und Ruhm die Herzen entflammt. Jetzt sind's nicht mehr einzelne Stände, welche die Einheit und Stärke des Vaterlandes wollen — das ganze Volk vereinigt sich in diesem Willen, und allgemein schlagen die Herzen diesem Ziele ... In der großen Völkerfamilie hat jedes Volk sein Recht und seine Ehre. Wir gönnen sie jedem in seinen Grenzen gerne. Hierher aber, in das Land gehört der Deutsche; hier ist seit Jahrtausenden seine Heimat; hier ist der Boden im Kampfe für die Freiheit mit dem Blut seiner besten Söhne geweiht; droht die Gefahr, daß er sich hier beugen soll vor fremder Willkür, daß er Knecht werden soll im eigenen Hause, da greift der Bürger zu den Waffen ...

Freilich tut's der Boden allein nicht, es begehrt auch der gottgeliebte Mensch eine fortschreitende Entwicklung der Anlagen, die Gott ihm gab, und dadurch eine Verbesserung seiner äußeren Lage. Darum segnet die Religion auch die Waffen des Bürgers, wenn sie ergriffen werden zum Schutze der Umgestaltung der öffentlichen Verhältnisse. Der Apostel sagt: als ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind und hatte kindische Anschläge, als ich aber ein Mann ward, tat ich ab, was kindisch war. Man kann den dreißigjährigen Menschen nicht mehr behandeln, wie der dreizehnjährige behandelt wurde. Der einzelne Mensch rückt fort, auch die Völker steigen von niederen auf höhere Stufen. In dunklen Zeiten wird das Volk ohne sein Zutun gelenkt, des Volkes Geist und Wille ist nur in wenigen lebendig ... Später aber kommt die Zeit, wo der Bürger den Vor-

mund daran erinnert, daß er mündig geworden, wo er alle öffentlichen Angelegenheiten als seine Angelegenheiten betrachtet und zugleich fordert, daß der Gesamtwille von Fürst und Volk zum Gesetz erhoben werde, dem jeder ohne Ausnahme sich füge ... Auf diese Stufe bürgerlicher Selbständigkeit hat die Liebe Ludwigs, unsers allverehrten Erbgroßherzogs-Mitregenten, sein Volk erhoben, und die Freude darüber ist groß bei jedem, der nicht diesen oder jenen Stand, sondern in allen Ständen den Menschen liebt ... Es gilt, daß die Bürger sich eng aneinander schließen, um die Gabe des hochherzigen Fürsten, wie es mutigen und tapferen Männern geziemt, gegen jedermann zu verteidigen, der sich in unsere Angelegenheiten einmischen und das verliehene Kleinod antasten möchte. Für die erlangte bürgerliche Selbständigkeit die Waffen zu ergreifen, ist recht und gut.

Nicht weniger segnet die Religion die Waffen des Bürgers, wenn man sie ergreift, um eigenmächtige Gewalttaten niederzuhalten ... Hätte sich vor 18 Jahren eine Bürgergarde hier bilden können, Nidda hätte das klägliche Schauspiel nicht erlebt, daß in seiner Mitte in öffentlichen Gebäuden ganz sinnlose und zwecklose Zerstörungen vorgenommen wurden ...

Wohlan denn, meine Freunde! Erweiset Euch der großen Aufgabe wert. Entsprechet dem Vertrauen, welches ein über die Grenzen seines Landes hinaus hochgeliebter Fürst in Euch setzt, ein Fürst, an dessen Regentenhaus das Tal durch eine vierhundertjährige Liebe und Treue geknüpft ist ... Wir alle aber wollen aufs neue geloben, sittlich frei zu sein, damit niemand die Freiheit zum Deckmantel der Bosheit mißbrauche!" ...

Bei der Fahnenweihe der Tübinger Bürgerwehr am 1. Oktober spricht Chr. Palmer, Diakonus[1]):

„... Zur Wahrung des Friedens habt Ihr die Waffen ergriffen! Daß Ihr sie anlegen dürft, das ist das Recht, dem diese Feier gilt. Im Frühjahr dieses Jahres schoß rasch ein Baum hervor, von heißer, blutiger Sonne beschienen. Als eine seiner ersten Früchte ist Euch jenes Recht in den Schoß gefallen, ein Recht, das in alter Zeit unsere Ahnen hochgehalten und mit Ruhm geübt, das den Mann vom Knaben, den Freien vom Knecht unterschied ... Ihr setzt Eure Ehre darein, daß Bürger und Kriegsmann nicht mehr zwei scharf auseinandergehaltene Stände sind, sondern wie die Männer Israels: mit einer Hand die Kelle, mit der anderen das Schwert. Alle Unterschiede sind vergessen. Der Hohe und der Niedere folgen in gleichem Schritt der Trommel.

All dieses Schöne soll Euch das Sinnbild verkörpern, das hier über unsern Häuptern weht; aber auch eine heilige Pflicht: Gehorsam und Tapferkeit. Das müssen nicht überall in Deutschland die Wehr-

[1]) Vgl. Register.

männer gewußt haben. Denn mehr als ein Ort ist uns genannt worden, wo sie wohl fleißig ausrückten zur Übung, aber zu Haus blieben, als es ernst wurde mit dem Kampf gegen den ärgsten Feind, gegen das vulkanische Feuer des Bürgerkrieges . . .

Der Spruch des Königs sei Eure Losung: Furchtlos und treu!"

Das Schlußwort bei derselben Feier hat Dekan A. Hauber[1]):

„. . . Mögen die Farben, das ernste Schwarz, das mutige Rot, das Gold der Treue uns immer vor Augen halten, daß die Auferstehung des alten Deutschen Reiches zu einem glücklicheren Dasein nicht Kinderspiel, Bubenwerk, sondern Männerarbeit ist . . . Der Adler, der hineingestickt ist: das Sinnbild unseres Tuns nicht durch böse Werke der Finsternis, sondern des Lichts. Ferner das Wappen unserer Stadt: wir wollen dem Geiste wehren, der das Heil der Gesamtheit in der Vernichtung des Besonderen sieht . . ."

Ebenfalls bei der Fahnenweihe der Bürgerwehr beteiligt sich Diakonus K. Gerok in Böblingen[2]) am 27. September:

„. . . Die Fahne mahnt uns an unser großes herrliches deutsches Vaterland, das nach Gottes Ratschluß seine lange zerrissenen Glieder wieder sammeln soll zu einem schönen mächtigen Heldenleib. Diese wehrhafte Bürgerwehr, bewaffnet auf den Ruf des Vaterlandes, mahnt uns an ein erwachtes Volk, an eine junge Freiheit, die manches verkümmerte Menschenrecht wieder ins Leben gerufen, manchen Mißbrauch austilgen, manche Scheidewand zwischen Mensch und Mensch niederwerfen und dem Bürger, dem Volke bringen soll, was des Volkes ist . . .

Über unserer Zukunft hängen düstere Wolken . . . Neue Rechte bringen neue Pflichten, neue Güter neue Gefahren, neben edler Begeisterung auch gemeine Leidenschaften. Es ist ein ernstes Ding, die Waffen tragen. Darum soll das göttliche Wort dieses Werk weihen . . . Die rechte Wurzel ist die Furcht des Herrn."

Beispiele aus Norddeutschland waren nicht zu finden. Nur Büchsel in Berlin erzählt[3]), er habe einmal in einer Predigt sich dahin geäußert, die Bürgerwehr sei nicht dazu da, um die Ordnung herzustellen, sondern um die Unordnung aufrechtzuerhalten, worauf man sich allerdings über ihn beschwert habe.

§ 5. Die Ermordung Lichnowskys und Auerswalds.

Infolge des Beschlusses der Majorität des Parlaments, den Malmöer Waffenstillstand zu genehmigen, kam es in Frankfurt zu revolutionären Unruhen. Während am 18. September die Massen vergeblich in die

[1]) Vgl. Register. [2]) Ebenda.
[3]) Erinnerungen aus meinem Berliner Amtsleben, S. 55.

Paulskirche einzudringen versuchten, wurden vor der Stadt die Abgeordneten Fürst Lichnowsky und Auerswald grauenvoll ermordet. Dieser ruchlosen Tat wird mehrfach in den Predigten gedacht, und zwar dann meist in einer die ganze Zeit und das ganze Volk pessimistisch beurteilenden Weise, so von Hertzer in Brandenburg a. H. am 8. Oktober[1]): „Ach! daß unser Vaterland solche Schmach auf sich laden mußte, unser Vaterland, das noch immer im Traum von der Einheit und Freiheit süß schlummert und gerade jetzt zerrissen und geknechteter ist als jemals!" Wohl mit im Hinblick auf jenes Ereignis sagt er am 15. Oktober[2]): „Ich kann mich nicht zu denen gesellen, die da hoffen, daß in unserm deutschen Volke noch so viel gesunder Sinn, so viel Stärke und Klugheit sei, um sich aus all den Tiefen der Verblendung und der Schmach wieder emporzuarbeiten zu alten Ehren." Ähnlich lauten die Klagen des Konsistorialrats F. H. Ranke in Ansbach, der in seinem Buche „Predigten aus dem Jahre 1848. Ein Zeugnis gegen den Geist der Revolution und des Abfalls von Gott" den 3. Abschnitt überschreibt: „8 Predigten nach den Greueltaten in Frankfurt und Wien":

„Was haben wir im deutschen Vaterlande erlebt! Ach! daß wir es verbergen könnten vor Gott und vor der Welt! Aber es kann nicht verborgen sein, und wir müssen mit tiefer Scham bekennen, daß Tausende in unserem Volke, in dem einst so gesegneten Volke der Reformation, völlig von Gott gewichen sind, daß ihnen von den zehn Geboten nicht eins mehr heilig ist, daß ihnen überhaupt nichts mehr heilig ist, weil sie keinen Gott mehr haben, daß sie sich auflehnen gegen jede göttliche und menschliche Ordnung und mit frecher, blutbefleckter Hand sich als die Retter des Vaterlandes gebärden. So tief fällt ein Volk nicht auf einmal; es mußte viel Schlimmes vorhergehen, ehe es dahin kommen konnte; es mußte zwischen Gutem und Bösem schon lange vorher der rechte Unterschied nicht mehr gemacht worden sein. So deuten die schrecklichen Ereignisse unserer Tage auf ein tiefes Verderben im Leben unseres ganzen Volkes hin, auch desjenigen Teiles, der jetzt noch nicht von jenen furchtbaren Verwirrungen ergriffen ist und sich jetzt vor der Kunde davon entsetzt[3]).... Unschuldiges Blut ist auf deutscher Erde vergossen worden und Tausende – o, daß wir es verbergen könnten vor aller Welt! – Tausende von Deutschen haben sich des unschuldig vergossenen Blutes gefreut, haben die Tat der Mörder gerühmt, den edelsten Männern, die das Wohl des Volkes in treuem Herzen tragen, ein gleiches, blutiges Ende gedroht. So steht es mit uns. Das sind die Zeichen der Zeit, die sich so stolz vermaß, sich über die ganze Vorzeit zu erheben. Aber es mußte so kommen; das ist die Frucht jener Ent-

---

[1]) In der 3. Predigt des bereits zitierten Predigtbandes.
[2]) Ebenda in der 4. Predigt. [3]) 13. Predigt.

fremdung von Gott, jener Kälte gegen das göttliche Wort, gegen das Gesetz des Herrn und sein teuerwertes Evangelium. Es ist die bittere Frucht des so weit verbreiteten Abfalls vom lebendigen Gott; es ist die Frucht der Selbstvergötterung, die kein Höheres und kein Heiliges mehr anerkennt. Diese Frucht ist nun zur Reife gekommen; daher diese Greueltaten; daher das unschuldig vergossene Blut, das, wie einst Abels Blut, um Rache gen Himmel schreit. So tief sind wir gefallen!"[1])

Harleß in Leipzig vermag in diese pessimistische Beurteilung nicht einzustimmen. Er sagt am Schluß seiner ersten Predigt nach dem Frankfurter Ereignis „Die Zeichen und Zeiten der Erhöhung" (Jac. 4, 7—10)[2]):

„Ist es nicht eine Zeit der äußersten und vermessensten Selbsterhöhung und eine Zeit der tiefsten Schmach zugleich? Zucken nicht überall die Zeichen des herannahenden Sturzes wie Wetterleuchten? Sind nicht mit Gewalttat, mit meuchlerisch vergossenem Blute die Hände der Deutschen befleckt? Und ziehen nicht noch dazu Leute umher im Lande und rühmen und preisen die schmachvollste Schande als deutsche Ehre? O, es geht reißend abwärts mit uns Deutschen; es sind Zeichen und Zeiten des Falles und Sturzes da in schauerlicher Zahl und Größe – Gott hat uns gerichtet, wir sind verworfen vor seinem Antlitz. Da aber trete ich eben dazwischen und sage: Halte ein, der Du also richtest. Oder wer bist Du, daß Du erkennen willst des Herrn Sinn und das Geheimnis seiner Ratschläge? Wohl sehe ich die Schmach, die über uns hereingebrochen ist. Aber Gottes Verhängnis ist es, daß die Ruchlosigkeit herausbrechen durfte, und es ist Ursache da, auch dieses Verhängnis in schmerzlicher Beugung zu preisen. Denn lange genug hat man uns vorgepredigt von der unübertrefflichen Art deutscher Nation, von der Höhe ihrer Bildung und Aufklärung, kraft deren die Greuel finsterer Zeiten zur reinen Unmöglichkeit geworden seien .... Nun aber kommt eine Ruchlosigkeit nach der andern zutage; ein Abgrund sittlichen Elends tut sich nach dem andern auf .... Aber als Zeichen und Zeiten nahenden Sturzes? Das weiß ich nicht und kann es nicht wissen und darf nicht wagen, es zu behaupten, denn in der Stunde der Prüfung stehen wir noch, nicht in der Stunde der Entscheidung .... Darum ist das mein Schlußwort: So demütiget Euch nun unter die gewaltige Hand Gottes, daß er Euch erhöhe zu seiner Zeit – und so das unser Volk wieder lernt, dann können auch aus den Tagen der Schmach noch Tage des Segens und der Erhöhung kommen!"

In Frankfurt selbst schlägt Roos in seiner Predigt unmittelbar nach den Ereignissen des 18. September bei aller Entrüstung über den Mord noch viel mildere Töne an[3]):

Jac. 1, 19–20. „Mit einer solchen Sehnsucht nach innerer Ruhe haben wir uns wohl selten an heiliger Stätte zusammenge-

[1]) 14. Predigt. [2]) Die Sonntagsweihe, II. Bd., Nr. 5. [3]) Vgl. Register.

funden! Welch ein Urteilsspruch ist in unserm Textwort gefällt, wenn wir es an die Ereignisse unserer Tage als Maßstab anlegen. Es weist darauf hin, wie Zorn und Leidenschaft auch das ursprünglich edelste Gefühl verzerren können zum Fanatismus.

I. Seid schnell zu hören! Hätten die unglücklichen Verführten, von denen sich wohl mancher ein Held der Vaterlandsliebe, ein Vorkämpfer der Freiheit seines Volks zu sein dünkte, indem er die Hand in das Blut seiner Brüder tauchte, — hätten sie das Wort bedacht! . . . .

II. Seid langsam zu reden, langsam zum Zorn! Freie Rede, du Strom, an dessen Ufer auf blühender Aue die Kunst ihre Tempel errichten, aus dessen klarer Flut die Wissenschaft ihr frisches Leben schöpfen, auf dessen ruhigem Wellenschlag selbst die Arche der Kirche sich heben soll: wie kann die Leidenschaft dich wandeln zum empörten Meer! Freie Rede, du Lebensodem des menschlichen Geistes: wie kann der Zorn dich vergiften zum Pesthauch des Todes!

III. Des Menschen Zorn tut nicht, was vor Gott recht ist! Der Zorn konnte nur vollbringen, weil aus manchem Hause die wahre christliche Frömmigkeit gewichen ist. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß Menschen, für ihren Zorn den Heiligenschein der Begeisterung erborgend, zu Mördern werden konnten? daß die Ereignisse der letzten Woche uns an der oft gepriesenen Bildung unseres Volkes zweifeln ließen?

Ob es uns ernst ist mit unserm Glauben und unsrer Liebe, das können wir in ernster Prüfung grade jetzt erkennen, wenn wir langsam zum Zorn uns fragen, was ist nun recht vor Gott? Für uns ist die Losung: Vergebung! Selbst, wo wir nicht vergessen können! Das Urteil gehört Gott! Uns die Versöhnung!"

§ 6. Die Hinrichtung Robert Blums.

Robert Blum, der nicht von der Gesamtheit, sondern nur von der Linken des Frankfurter Parlaments nach Wien gesandt worden war und an den dortigen Unruhen sich beteiligt hatte, war auf Veranlassung des Fürsten Windischgrätz verhaftet und, als schuldig befunden, am 9. November erschossen worden. Aus dem wohl nicht unberechtigten Argwohn, man habe in Blum nicht den Agitator Wiens, sondern das Parlamentsmitglied in Frankfurt treffen wollen, erklärt sich wohl die allgemeine Entrüstung über diesen Akt der österreichischen Regierung und die von der gesamten Nationalversammlung für ganz Deutschland angeordnete Trauerfeier für den in weiten Kreisen des Reiches so sehr beliebten Abgeordneten. Bei der offiziellen Feier in Frankfurt am 30. November wirkte der bereits genannte Kirchner mit[1]); wie Dechent

[1]) Vgl. Didaskalia a. a. O.; die Predigt selbst ist nicht erhalten.

erzählt[1]), wurde der anfangs vorhandene Gegensatz innerhalb des Gemeindevorstandes, ob man zur Trauerfeier für Blum die Kirche hergeben dürfe oder nicht, durch den einstimmigen Beschluß des Parlaments überwunden, zumal man auch erfahren hatte, daß die Staatsbehörden sich dafür ausgesprochen. Ebenso fanden, sicherlich unter vielen anderen, in Breslau, Königsberg (in der freien Gemeinde), Dresden, Leipzig und Mannheim in den Kirchen Trauerfeiern statt; freilich unter starker Kritik der kirchlichen Rechten[2]).

Der profanen, demokratischen Feier in Bremen hielt Mallet eine Nachfeier in seiner Kirche, in der er gegen den Vergleich Blums mit Luther entrüstet protestiert[3]):

„Was mich veranlaßt, über das Wort zu predigen „Gedenkt an Eure Lehrer", ist ein Frevel, den man gestern an einem Manne geübt hat, dessen Andenken heute die ganze evangelische Kirche mit Dank gegen Gott feiert. Der Frevel besteht darin, daß man diesen Mann zusammengestellt hat mit einem Menschen, dessen Namen man schicklicherweise in einer Kirche nicht nennen darf. Wird der Mann Gottes, Luther, der nicht wandelte im Rat der Gottlosen, nicht betrat den Weg der Sünder, von den Bekennern des Unglaubens gehaßt und gescholten, so ist das in der Ordnung, ja, man kann sagen, das hat er verdient. Wenn aber die Gottlosen behaupten, er gehöre zu ihrer Gesellschaft, und die Sünder sich rühmen, sie gingen seinen Weg, und die Spötter jubeln, er sitze in ihren Reihen, wenn sie tun, als gehöre seine hohe Gestalt an die Seite ihres allerneuesten Götzenbildes, so ist das ein Frevel, zu dem man nicht schweigen darf, gegen den in jeder Stadt, wo so etwas möglich war, in jeder christlichen Gemeinde ein offner Protest sollte erhoben werden. Dr. Luther müßte sich im Grabe umwenden, wenn dagegen keine Stimme laut würde, was wollten wir antworten, wenn er uns einst fragte, war kein Mund da, der Zeugnis gab, als man meinen Namen zum Deckel der Bosheit machte."

Ein Beispiel der überschwenglichen Verherrlichung Blums ist die Rede des Predigers M. A. Zille in Leipzig in der Thomaskirche am 26. November[4]):

---

[1]) Ebenda. [2]) Die Ev. Kirchenzeitung berichtet entrüstet: Die Geistlichen an der St. Bernhardin-Kirche in Breslau haben zugegeben, daß für den Empörer Blum eine Totenfeier gehalten wurde (1848, S. 1001 f.); — die freie Gemeinde in Königsberg hat nach dem Beispiel anderer Schwestergemeinden die Hinrichtung Blums als ein Martyrium kirchlich gefeiert (1849, S. 134 f.); — in Dresden hat sich ein Geistlicher nicht entblödet, eine Vergleichung Blums als eines politischen Heilandes mit Christus zu ziehen, und zwar ungestraft! (1849, S. 777 f.)

[3]) Vgl. Register.

[4]) Vgl. Register. — Vorher hatte in der Thomaskirche nach dem Eintreffen der Nachricht von Blums Ermordung eine stürmische Versammlung stattgefunden,

„Durch unser ganzes deutsches Vaterland schallt jetzt ein lautschreiender Klageruf. Allerorten beklagt man einen Toten ... Ist es ein weltberühmter Meister der Kunst und Wissenschaft? ein Führer von Soldatenheeren? ein gekröntes Haupt? Keiner von diesen allen! Es ist ein schlichter Bürger! Unser Mitbürger R. Blum ist von mörderischer Hand jählings ergriffen und dem Tode preisgegeben worden! Was erhob ihn, den schlichten Bürger, zu solcher Höhe, daß kein Berg und Gebirge ihn verdecken und man aus allen Tälern Deutschlands auf ihn schauen konnte? ... daß ihn die Gewaltigsten fürchteten, und zwar so sehr, daß sie nur durch seinen Tod sich von ihrer Furcht befreien zu können wähnten? ... Auf all diese Fragen ist die Antwort kurz, aber bergeschwer, bergeschwer besonders deshalb, weil sie bei R. Blum vollwichtig ist; diese Antwort gibt er selbst, wenn er spricht: Ich sterbe für die Freiheit. Freiheit war sein Tag- und Nachtgedanke, der Grundton seiner Seele. Freiheit für alle! ... Als sich daher deutsche Katholiken erhoben, um sich von der Leibeigenschaft römischer Priesterherrschaft zu befreien, da trat er sogleich mit Wort und Tat in die Reihen der Vorkämpfer und gab Tausenden von Katholiken einen freien Glauben und eine freie Kirchenverfassung. Als der Hahnenruf Frankreichs in der Weltgeschichte zum dritten Male erscholl, und den Völkern Europas den Anbruch eines neuen, großen, lichten Tages verkündete, da war er es mit zuerst unter uns, der als freier deutscher Mann die Forderungen des Volkes aussprach und in Sachsen der Freiheit zum unblutigen Siege verhalf. So rief er als freier Mann: Freiheit überall! Freiheit für alle in Staat und Kirche! – Und Tausende und aber Tausende in deutschen Landen schlugen ihre Augen auf und schauten den anbrechenden Völkermorgen ...

Ein guter, ein heiliger, ein segenverheißender Geist weht und waltet in unserer Zeit. O lernt ihn kennen, schätzen ..... es ist der heilige christliche Geist der Gemeinschaft! ... Man spricht so gern von einem christlichen Staate und verfolgt wohl gar um des christlichen Staates willen das Freiheitsstreben der Gegenwart. Das ist ein, wenn nicht arglistiger, so doch arger Mißbrauch des hohen Wortes „christlicher Staat". Ein christlicher Staat ist nicht derjenige, in dem ein kirchliches Glaubensbekenntnis gefordert wird und man Almosen spendet und Kranke pflegt, das alles kann geschehen auch da, wo die Bürger als Untertanen nichts sind als der Fußschemel des unchristlichsten und eigenwilligsten Gewaltherrschers. Ein christlicher Staat ist vielmehr derjenige, in dem der heilige Geist der Gemeinschaft in freien gleichberechtigten Männern waltet, und alle Stockwerke, alle Räume,

---

bei der die Kanzel dem Sprachlehrer Albrecht als Präsidentenstuhl diente und „Ein' feste Burg" gesungen wurde. Infolgedessen war eine Verfügung des Kultusministers ergangen, daß die Kirchen nicht mehr zu politischen Zwecken gebraucht werden dürften, ein Erlaß, den auch die Allg. Kirchenzeitung sehr gut und notwendig findet (1848, S. 1677ff.).

alle Winkel des Staatsgebäudes durchdringt, dieser heilige Geist der Gemeinschaft ist ausgegossen über unsere Volksgenossen ... Für diese Freiheit hat R. Blum so mutig, so tapfer, so kühn, so erfolgreich gekämpft.

Manches gewaltige Wort hat R. Blum gesprochen, sein letztes ist sein gewaltigstes, nämlich das Wort: Ich sterbe für die Freiheit ... Er war nicht ein Schönredner, nicht ein Wortemacher ..., darum drängte es ihn, mit der Tat einzustehen für die Freiheit. Todesmutig stand er zu Wien im dichtesten Kugelregen, und endlich wurde es ihm auch noch vergönnt, seine größte Tat zu vollbringen, zu sterben für die Freiheit ...

Er, der Reichstagsabgeordnete des deutschen Volkes, er, der Unverletzliche, wurde wider das Reichsgesetz gefänglich eingezogen, ja endlich gar auf der Richtstätte gleich einem Verbrecher getötet. So ruft sein Tod das ganze Deutsche Reich in die Schranken, ganz Deutschland fordert Rechenschaft und Bestrafung der Schuldigen ...

Durch Blums Hinrichtung wollte man Österreich von Deutschland trennen! O Ihr Toren, eben Blums Blut ist der Kitt, der Österreich mit Deutschland verbindet ...

Und endlich, Blum ist für die Freiheit gestorben, damit wir für die Freiheit leben; es gilt, ihm gleich zu werden an tatkräftiger Liebe zur Freiheit, und überall männiglich einzustehen mit unverzagtem Mute, wo Willkürherrschaft und Sondervorteil ihr Haupt erheben wollen."

Aus dem Schlußgebet: „O Gott, gib deinem großen, frommen, edlen Volke der Deutschen endlich, endlich ein einiges, mächtiges, freies Vaterland!"

Daß und wie auch konservativer und überhaupt ganz anders gerichtete Geistliche für das Andenken Blums eintraten, beweist die bei dem am 19. November in Mannheim stattfindenden Trauergottesdienst von R. Rothes Schüler E. O. **Schellenberg** gehaltene Trauerrede in der Trinitatiskirche über Luc. 19, 41: „Und als er nahe hinzu kam, sah er die Stadt an und weinte über sie"[1]):

---

[1]) Vgl. Register. — Schellenberg war durch einstimmigen Beschluß des Gemeindekirchenrats darum gebeten worden. Das Motiv für den Gemeindekirchenrat wie für Schellenberg selbst war, wie er später zu seiner Rechtfertigung versicherte, die Sorge, es möchte zum Barrikadenbau kommen, wenn man nicht der Stimmung der Bevölkerung in einer unschädlichen Weise Rechnung trage. Hausrath hat die Feier als ernst und ergreifend rühmen hören. Andere hingegen behaupteten, die Hörer, zum Teil Juden und Demokraten, hätten während der Rede geraucht und die Kirche mit Qualm angefüllt (Hausrath, R. Rothe und seine Freunde, Bd. II, S. 125). Aus dieser Beurteilung erklärt sich wohl die Bemerkung Ahlfeld's in seiner bereits zitierten Predigt (oben S. 28): „Was hat man aus den Kirchen gemacht? ... Mit Tabak ... hat man sich darin ergötzt und ergangen!"

„Eine eigentümliche, aber den Räumen des Gotteshauses wohlangemessene Feier hat uns hier versammelt. Der Gemeindekirchenrat glaubte den Bürgern nicht entgegen sein zu dürfen, die das Andenken eines gefeierten Volksvertreters, der als Opfer eines ungesetzlichen Spruchs fiel, durch eine kirchliche Handlung feiern wollten; deshalb, weil das Leben mit all seinen Ereignissen der Religion und der Kirche nicht fremd ist, der Christ vielmehr alles, was sein Herz bewegt, zumal eine Angelegenheit von nationaler Bedeutung, zum Hause Gottes trägt, nicht um eitlem Gepränge zu dienen, oder Leidenschaften zu nähren, sondern um seine Empfindungen zu reinigen. Und besonders heut, wo das öffentliche Leben in einem Gedränge sich befindet, in dem nicht weniger auf dem Spiele steht als der Bestand und die glorreiche Entwicklung oder der Untergang des teuren Vaterlandes, da darf die Kirche keine gedankenlose, träge Zuschauerin sein; da will sie ihren Tempel auch bei ungewöhnlicher Veranlassung öffnen und von den Schicksalen einzelner Menschen auf das Allgemeine lenken und vom Standpunkt der Religion Trost und Warnung, ohne alle Menschengefälligkeit, vorlegen. In diesem Sinne nur, daß die Kirche das Gewissen des Volkes ist, ist unsere heutige Feier.

Laßt mich aussprechen, von welcher Seite wir das traurige Ereignis betrachten müssen:

I. um zum rechten Schmerz gestimmt zu werden ... Offen und freimütig lenkt die Kirche Eure Blicke hinaus in das Leben des Volkes und verhehlt nicht, daß das heilige Antlitz der Religion mit Trauer verhüllt ist. Heut und schon in jenen Tagen, da nach Zeiten eines langen Stillstandes, einer dumpfen Gewitterschwüle endlich eine Bewegung die Völker ergriff, die hinstrebend auf die Verwirklichung der heiligsten Güter und Rechte der Menschennatur dennoch begleitet waren von einer Reihe der niederschlagendsten Erscheinungen: große Zwecke wurden mit Mitteln verfolgt, die von der Religion verworfen werden, die die erhabenen Namen Freiheit, Bildung, Wohlstand, Recht an so vielen Orten in das Gegenteil verkehrten. Aber das Maß sollte voll werden. Wir sollten Ereignisse erleben, die den Stachel des Schmerzes am tiefsten in die Brust drücken: die durch ein Reichsgesetz geheiligte Person eines Abgeordneten der deutschen Nation wurde unter dem Schirm des Gesetzes von der Seite angetastet, der Gott das heilige Gut des Gesetzes zur Obhut anvertraut hatte. Auch die Kirche spricht ihr Urteil und bezeichnet diese Tat als eine Sünde vor Gott ... Als ein Opfer mißbrauchter hoher Gewalt ist der Heimgegangene gefallen. Der Schlag gegen das Gesetz war zugleich ein Schlag gegen die Einheit unserer Nation. Unsere erwählten Vertreter sind zusammengetreten und haben es versucht, einen langgenährten Wunsch zu verwirklichen, eine einheitliche Gewalt zu gründen, und auch diese Stadt hat jenen Tag im Hause Gottes mit frohen Hoffnungen gefeiert. Aber nun: gerade von denen, die geistig leiten sollten, wird das öffentliche Vertrauen geschwächt, gespielt mit dem Glück des Vaterlandes.

II. um zur christlichen Erhebung gestimmt zu werden... Die Religion kann im Leben des Heimgegangenen zuerst an das erhebende Bild einer freien Manneskraft erinnern. Er schuf sich seine Stellung selbst. Laßt uns die Vorsehung ehren, die dem Guten gerade im Druck des Lebens die beste Schule für die Entfaltung des Geistes eröffnet und in den Hütten der Armut die größten Wohltäter unseres Geschlechts erweckte . . .

Der Heimgegangene stellt auch ferner ein Bild des Lebens auf, das sich im Dienste des Vaterlandes verzehrte und kein anderes Ziel kannte als dessen Verherrlichung und Beglückung. Wir lassen hier die besonderen Standpunkte des politischen Strebens aus dem Auge. Wir wollen nicht streiten über die Wege, auf denen die Freiheit zu erringen ist... Die Kirche erinnert nur an das Erhebende, daß ein Menschenleben den Tod erlitt für eine höhere von ihm geliebte Idee. Nehmt dazu den Trost, was edel und wahr ist an einem Menschen, stirbt nicht mit seinem Leib. Mächtiger wird das Geistesbild des Verklärten wirken.

III. um an die Verpflichtung erinnert zu werden: Haltet alle treu zusammen!... Keinen Frieden verlangt die Religion, wo nicht mehr zwiefache Meinung sich begegnet und Grundsatz gegen Grundsatz tritt. Das wäre der Friede des Grabes und von Gott nicht gewollt, der eine kräftige Bewegung des Lebensstromes geordnet und der Menschheit bestimmt hat, aus dem Unvollkommenen zum Höheren unter Kampf und Gegensätzen durchzuschreiten; aber daß wir uns achten und tragen, wo die Wege zu demselben Ziel auseinandergehen und der eine rasch das Neue ergreift, der andere bedachtsam prüft und mehr sich eingeflochten fühlt in die ältere Ordnung der Dinge, dazu mahnt die Religion.

Nie sollen gute Absichten ein unrechtes Mittel entschuldigen. Die äußere Freiheit wird vielmehr angebahnt von innen, durch den Geist der Mäßigung und Selbstbeherrschung, wird gegründet auf die Reinheit des Charakters. Auf diesem Wege nur blüht dem Vaterland eine glückliche Zukunft.

Versöhnung steige aus dem Grabe hervor. Möge wirklich werden, was auch der Heimgegangene Göttliches und Wahres in sich trug."

„Durch unser ganzes deutsches Vaterland schallt jetzt ein lautschreiender Klageruf. Allerorten beklagt man einen Toten ... Ist es ein weltberühmter Meister der Kunst und Wissenschaft? ein Führer von Soldatenheeren? ein gekröntes Haupt? Keiner von diesen allen! Es ist ein schlichter Bürger! Unser Mitbürger R. Blum ist von mörderischer Hand jählings ergriffen und dem Tode preisgegeben worden! Was erhob ihn, den schlichten Bürger, zu solcher Höhe, daß kein Berg und Gebirge ihn verdecken und man aus allen Tälern Deutschlands auf ihn schauen konnte? ... daß ihn die Gewaltigsten fürchteten, und zwar so sehr, daß sie nur durch seinen Tod sich von ihrer Furcht befreien zu können wähnten? ... Auf all diese Fragen ist die Antwort kurz, aber bergeschwer, bergeschwer besonders deshalb, weil sie bei R. Blum vollwichtig ist; diese Antwort gibt er selbst, wenn er spricht: Ich sterbe für die Freiheit. Freiheit war sein Tag- und Nachtgedanke, der Grundton seiner Seele. Freiheit für alle! ... Als sich daher deutsche Katholiken erhoben, um sich von der Leibeigenschaft römischer Priesterherrschaft zu befreien, da trat er sogleich mit Wort und Tat in die Reihen der Vorkämpfer und gab Tausenden von Katholiken einen freien Glauben und eine freie Kirchenverfassung. Als der Hahnenruf Frankreichs in der Weltgeschichte zum dritten Male erscholl, und den Völkern Europas den Anbruch eines neuen, großen, lichten Tages verkündete, da war er es mit zuerst unter uns, der als freier deutscher Mann die Forderungen des Volkes aussprach und in Sachsen der Freiheit zum unblutigen Siege verhalf. So rief er als freier Mann: Freiheit überall! Freiheit für alle in Staat und Kirche! — Und Tausende und aber Tausende in deutschen Landen schlugen ihre Augen auf und schauten den anbrechenden Völkermorgen ...

Ein guter, ein heiliger, ein segenverheißender Geist weht und waltet in unserer Zeit. O lernt ihn kennen, schätzen ..... es ist der heilige christliche Geist der Gemeinschaft! ... Man spricht so gern von einem christlichen Staate und verfolgt wohl gar um des christlichen Staates willen das Freiheitsstreben der Gegenwart. Das ist ein, wenn nicht arglistiger, so doch arger Mißbrauch des hohen Wortes „christlicher Staat". Ein christlicher Staat ist nicht derjenige, in dem ein kirchliches Glaubensbekenntnis gefordert wird und man Almosen spendet und Kranke pflegt, das alles kann geschehen auch da, wo die Bürger als Untertanen nichts sind als der Fußschemel des unchristlichsten und eigenwilligsten Gewaltherrschers. Ein christlicher Staat ist vielmehr derjenige, in dem der heilige Geist der Gemeinschaft in freien gleichberechtigten Männern waltet, und alle Stockwerke, alle Räume,

---

bei der die Kanzel dem Sprachlehrer Albrecht als Präsidentenstuhl diente und „Ein' feste Burg" gesungen wurde. Infolgedessen war eine Verfügung des Kultusministers ergangen, daß die Kirchen nicht mehr zu politischen Zwecken gebraucht werden dürften, ein Erlaß, den auch die Allg. Kirchenzeitung sehr gut und notwendig findet (1848, S. 1677 ff.).

alle Winkel des Staatsgebäudes durchdringt, dieser heilige Geist der Gemeinschaft ist ausgegossen über unsere Volksgenossen . . . Für diese Freiheit hat R. Blum so mutig, so tapfer, so kühn, so erfolgreich gekämpft.

Manches gewaltige Wort hat R. Blum gesprochen, sein letztes ist sein gewaltigstes, nämlich das Wort: Ich sterbe für die Freiheit . . . Er war nicht ein Schönredner, nicht ein Wortemacher . . ., darum drängte es ihn, mit der Tat einzustehen für die Freiheit. Todesmutig stand er zu Wien im dichtesten Kugelregen, und endlich wurde es ihm auch noch vergönnt, seine größte Tat zu vollbringen, zu sterben für die Freiheit . . .

Er, der Reichstagsabgeordnete des deutschen Volkes, er, der Unverletzliche, wurde wider das Reichsgesetz gefänglich eingezogen, ja endlich gar auf der Richtstätte gleich einem Verbrecher getötet. So ruft sein Tod das ganze Deutsche Reich in die Schranken, ganz Deutschland fordert Rechenschaft und Bestrafung der Schuldigen . . .

Durch Blums Hinrichtung wollte man Österreich von Deutschland trennen! O Ihr Toren, eben Blums Blut ist der Kitt, der Österreich mit Deutschland verbindet . . .

Und endlich, Blum ist für die Freiheit gestorben, damit wir für die Freiheit leben; es gilt, ihm gleich zu werden an tatkräftiger Liebe zur Freiheit, und überall männiglich einzustehen mit unverzagtem Mute, wo Willkürherrschaft und Sondervorteil ihr Haupt erheben wollen."

Aus dem Schlußgebet: „O Gott, gib deinem großen, frommen, edlen Volke der Deutschen endlich, endlich ein einiges, mächtiges, freies Vaterland!"

Daß und wie auch konservativer und überhaupt ganz anders gerichtete Geistliche für das Andenken Blums eintraten, beweist die bei dem am 19. November in Mannheim stattfindenden Trauergottesdienst von R. Rothes Schüler E. O. Schellenberg gehaltene Trauerrede in der Trinitatiskirche über Luc. 19, 41: „Und als er nahe hinzu kam, sah er die Stadt an und weinte über sie"[1]):

[1]) Vgl. Register. — Schellenberg war durch einstimmigen Beschluß des Gemeindekirchenrats darum gebeten worden. Das Motiv für den Gemeindekirchenrat wie für Schellenberg selbst war, wie er später zu seiner Rechtfertigung versicherte, die Sorge, es möchte zum Barrikadenbau kommen, wenn man nicht der Stimmung der Bevölkerung in einer unschädlichen Weise Rechnung trage. Hausrath hat die Feier als ernst und ergreifend rühmen hören. Andere hingegen behaupteten, die Hörer, zum Teil Juden und Demokraten, hätten während der Rede geraucht und die Kirche mit Qualm angefüllt (Hausrath, R. Rothe und seine Freunde, Bd. II, S. 125). Aus dieser Beurteilung erklärt sich wohl die Bemerkung Ahlfeld's in seiner bereits zitierten Predigt (oben S. 28): „Was hat man aus den Kirchen gemacht? . . . Mit Tabak . . . hat man sich darin ergötzt und ergangen!"

„Eine eigentümliche, aber den Räumen des Gotteshauses wohlangemessene Feier hat uns hier versammelt. Der Gemeindekirchenrat glaubte den Bürgern nicht entgegen sein zu dürfen, die das Andenken eines gefeierten Volksvertreters, der als Opfer eines ungesetzlichen Spruchs fiel, durch eine kirchliche Handlung feiern wollten; deshalb, weil das Leben mit all seinen Ereignissen der Religion und der Kirche nicht fremd ist, der Christ vielmehr alles, was sein Herz bewegt, zumal eine Angelegenheit von nationaler Bedeutung, zum Hause Gottes trägt, nicht um eitlem Gepränge zu dienen, oder Leidenschaften zu nähren, sondern um seine Empfindungen zu reinigen. Und besonders heut, wo das öffentliche Leben in einem Gedränge sich befindet, in dem nicht weniger auf dem Spiele steht als der Bestand und die glorreiche Entwicklung oder der Untergang des teuren Vaterlandes, da darf die Kirche keine gedankenlose, träge Zuschauerin sein; da will sie ihren Tempel auch bei ungewöhnlicher Veranlassung öffnen und von den Schicksalen einzelner Menschen auf das Allgemeine lenken und vom Standpunkt der Religion Trost und Warnung, ohne alle Menschengefälligkeit, vorlegen. In diesem Sinne nur, daß die Kirche das Gewissen des Volkes ist, ist unsere heutige Feier.

Laßt mich aussprechen, von welcher Seite wir das traurige Ereignis betrachten müssen:

I. um zum rechten Schmerz gestimmt zu werden ... Offen und freimütig lenkt die Kirche Eure Blicke hinaus in das Leben des Volkes und verhehlt nicht, daß das heilige Antlitz der Religion mit Trauer verhüllt ist. Heut und schon in jenen Tagen, da nach Zeiten eines langen Stillstandes, einer dumpfen Gewitterschwüle endlich eine Bewegung die Völker ergriff, die hinstrebend auf die Verwirklichung der heiligsten Güter und Rechte der Menschennatur dennoch begleitet waren von einer Reihe der niederschlagendsten Erscheinungen: große Zwecke wurden mit Mitteln verfolgt, die von der Religion verworfen werden, die die erhabenen Namen Freiheit, Bildung, Wohlstand, Recht an so vielen Orten in das Gegenteil verkehrten. Aber das Maß sollte voll werden. Wir sollten Ereignisse erleben, die den Stachel des Schmerzes am tiefsten in die Brust drücken: die durch ein Reichsgesetz geheiligte Person eines Abgeordneten der deutschen Nation wurde unter dem Schirm des Gesetzes von der Seite angetastet, der Gott das heilige Gut des Gesetzes zur Obhut anvertraut hatte. Auch die Kirche spricht ihr Urteil und bezeichnet diese Tat als eine Sünde vor Gott ... Als ein Opfer mißbrauchter hoher Gewalt ist der Heimgegangene gefallen. Der Schlag gegen das Gesetz war zugleich ein Schlag gegen die Einheit unserer Nation. Unsere erwählten Vertreter sind zusammengetreten und haben es versucht, einen langgenährten Wunsch zu verwirklichen, eine einheitliche Gewalt zu gründen, und auch diese Stadt hat jenen Tag im Hause Gottes mit frohen Hoffnungen gefeiert. Aber nun: gerade von denen, die geistig leiten sollten, wird das öffentliche Vertrauen geschwächt, gespielt mit dem Glück des Vaterlandes.

II. um zur christlichen Erhebung gestimmt zu werden... Die Religion kann im Leben des Heimgegangenen zuerst an das erhebende Bild einer freien Manneskraft erinnern. Er schuf sich seine Stellung selbst. Laßt uns die Vorsehung ehren, die dem Guten gerade im Druck des Lebens die beste Schule für die Entfaltung des Geistes eröffnet und in den Hütten der Armut die größten Wohltäter unseres Geschlechts erweckte . . .

Der Heimgegangene stellt auch ferner ein Bild des Lebens auf, das sich im Dienste des Vaterlandes verzehrte und kein anderes Ziel kannte als dessen Verherrlichung und Beglückung. Wir lassen hier die besonderen Standpunkte des politischen Strebens aus dem Auge. Wir wollen nicht streiten über die Wege, auf denen die Freiheit zu erringen ist . . . Die Kirche erinnert nur an das Erhebende, daß ein Menschenleben den Tod erlitt für eine höhere von ihm geliebte Idee. Nehmt dazu den Trost, was edel und wahr ist an einem Menschen, stirbt nicht mit seinem Leib. Mächtiger wird das Geistesbild des Verklärten wirken.

III. um an die Verpflichtung erinnert zu werden: Haltet alle treu zusammen! . . . Keinen Frieden verlangt die Religion, wo nicht mehr zwiefache Meinung sich begegnet und Grundsatz gegen Grundsatz tritt. Das wäre der Friede des Grabes und von Gott nicht gewollt, der eine kräftige Bewegung des Lebensstromes geordnet und der Menschheit bestimmt hat, aus dem Unvollkommenen zum Höheren unter Kampf und Gegensätzen durchzuschreiten; aber daß wir uns achten und tragen, wo die Wege zu demselben Ziel auseinandergehen und der eine rasch das Neue ergreift, der andere bedachtsam prüft und mehr sich eingeflochten fühlt in die ältere Ordnung der Dinge, dazu mahnt die Religion.

Nie sollen gute Absichten ein unrechtes Mittel entschuldigen. Die äußere Freiheit wird vielmehr angebahnt von innen, durch den Geist der Mäßigung und Selbstbeherrschung, wird gegründet auf die Reinheit des Charakters. Auf diesem Wege nur blüht dem Vaterland eine glückliche Zukunft.

Versöhnung steige aus dem Grabe hervor. Möge wirklich werden, was auch der Heimgegangene Göttliches und Wahres in sich trug."

B. Stellung der Predigten zu den Ideen des Revolutionsjahres.

War bisher (§ 1—6) das die Ereignisse des Revolutionsjahres berührende Predigtmaterial behandelt worden, so folgen nun Predigten über die 1848 herrschenden Ideen, und zwar zuerst solche, in denen die nationale Frage sich widerspiegelt.

§ 7. Die deutsche Einheit; Groß- und Klein-Deutschland; Österreich und Preußen.

Die sehnsuchtsvolle Begeisterung für Deutschlands Einheit, die nicht nur neben dem Wunsche nach verfassungsmäßiger Freiheit einherging, sondern ihn an Stärke vielleicht noch übertraf, trat uns schon in den aufs höchste gespannten Erwartungen entgegen, mit denen auch auf der Kanzel der Beginn des Frankfurter Parlaments wie die Wahl des Reichsverwesers begrüßt wurde[1]. Sie kommt aber auch noch in vielen andern, besonders nichtpreußischen Predigten zum Ausdruck. So gibt z. B. K. W. Schultz, Kirchenrat, Dekan und Pfarrer zu Wiesbaden, in der Predigt über Luc. 18, 31—43: „Das Vorbild Jesu in unserer ernsten Zeit" am 5. März der Hoffnung Ausdruck[2], „daß unser deutsches Vaterland, daß das treue, redliche, tapfere Volk zusammenwachse und sich verbrüdere, damit wir nicht mehr erschrecken, wenn eins unserer Nachbarvölker unruhig wird". K. Rüdel, lutherischer Pfarrer von St. Peter zu Nürnberg, führt bei der Gedächtnisfeier des Westfälischen Friedens am 29. Oktober aus[3]: „In der Beziehung muß er (der Friede) freilich unheilvoll genannt werden, da er die Ohnmacht des Kaisers, die Lostrennung der einzelnen Fürsten vom Reich und den ebenso schimpflichen wie verderblichen Einfluß fremder Mächte auf unser Vaterland gleichsam gesetzlich begründete. Daß seine politischen Nachteile verschwinden und unser teures Vaterland einig, frei und stark aus den Bewegungen dieser Zeit sich erhebe, darum wollen wir Gott bitten." J. C. B. Wilhelm, Archidiakonus zu Neustadt a. d. Orla, bekennt sich trotz aller Enttäuschungen auch am Jahresschluß noch zuversichtlich zu dieser Hoffnung[4]:

[1] Vgl. § 2 und 3, ferner auch die Einheitsbegeisterung in den Bürgerwehr- und Fahnenweihreden § 4, wie in Schellenbergs Trauerrede für Blum § 6.
[2] Vgl. Register. [3] Ebenda. [4] Silvesterpredigt über Ps. 111.

„Was bisher seinen Geburtstag noch nicht gefeiert hat, das wird künftig ins Leben treten, und bald werden die Gesetze und Einrichtungen folgen, die das deutsche Volk durch ein gemeinsames Band verbrüdern und ihm Macht und Stärke verleihen, daß es auswärtigen Feinden mit glücklichem Erfolge die Spitze bieten kann."

Ja, auch in manchen von den Predigten, die der deutschen Nationalversammlung, der Wahl des österreichischen Erzherzogs oder überhaupt den Freiheitsbewegungen jener Tage kritisch oder gar schroff ablehnend gegenüberstehen, klingt der Einheitsgedanke an; freilich ist er dann meist mit mehr oder weniger pessimistischen und skeptischen Bedenken verflochten.

Hoffnungsfreudig und begeistert spricht sich Harleß in Leipzig aus, am 12. März in seiner „Heerpredigt an die Deutschen" (Ps. 85, 8 – 14)[1]):

„Alles künstlich Gemachte . . . soll nicht brechen, damit unser Volk zugrunde gehe, sondern damit allüberall der Schein der Wahrheit und Wirklichkeit weiche und statt gemachter Verhältnisse und gemachter Einheit, wenn Gottes Segen bei uns bleibt, ein einiges und wirkliches deutsches Volk unter seinen Fürsten erstehe. . . . .

Die von außen drohende Gefahr unseres gemeinsamen deutschen Vaterlandes soll für uns das Grab werden, in welchem wir unsere innern, krankhaften Zwistigkeiten begraben. Nicht in falschem Frieden und in falscher Einheit und Einigung. Niemand darf preisgeben, was er als das Rechte erkannt hat. Aber von dem einen Gedanken der gemeinsamen Vaterlandsgefahr soll jetzt all das Kleinliche, Hämische, Gehässige des Parteiwesens verschlungen werden, das in den letzten Jahren nur allzusehr die politischen und religiösen Kämpfe Deutschlands befleckt hat. Jetzt gilt es die Rettung Deutschlands durch Zusammentritt aller Deutschgesinnten! Die Fahne weht über unsern Häuptern, zu dieser Fahne haben wir alle geschworen! Wer aber hat das Banner fest aufgepflanzt? Des Herrn Verhängnis hat es getan, dessen Donnerstimme hat einen faulen Völkerfrieden brechen wollen. Hören wir auf diese Stimme, scharen wir uns um das deutsche Banner, so ist die Hilfe nahe, und den Kämpfern, die den Kampf recht bestehen, wird der Herr auch seinerzeit Friede zusagen . . . . .

Ach daß wir des Herrn Stimme fürchteten und seine Gnade suchten! Das heißt aber in der Gegenwart nicht bloß im einsamen Kämmerlein sorgen und beten, sondern in dieser Zeit der Taten muß es die Tat beweisen. Darum, wenn Gott unserm Volke eine große Zukunft schenken soll, zeigt, daß Ihr großer Gedanken fähig seid! Weg mit den Gedanken an eignen Vorteil, an Parteivorteil, an den Vorteil des Augenblicks, an die kleinliche Spanne nächstliegender, häuslicher, örtlicher, landesgrenzlicher Interessen. An die Zukunft

[1]) Die Sonntagsweihe, I. Bd., Nr. 10.

des ganzen, großen Deutschlands denkt! Gott hat die Verantwortung auf unser Haupt, auf die Häupter der gegenwärtigen Geschlechter gelegt. So bedenkt nun, daß Ihr von Gottes Gnaden Deutsche seid, und tut danach; und Schmach über die, welche wagen sollten, an irgendeine fremde Sache, an irgendein eigennütziges Bestreben den gottgegebenen Beruf Deutschlands zu verraten. Welches aber dieser Beruf ist, ist leicht zu sagen. Ihr wißt, wo Deutschland liegt. Zwischen den Eissteppen des Nordens und den südlichen Glutlanden. Dem Klima Europas die rechte Temperatur, die frische, freie, reine Luft erhalten, das ist Deutschlands Beruf, und dazu ruft Gott jetzt unser Volk unter die Waffen, und nicht zunächst um des Krieges willen, sondern um Deutschland und Europa den Frieden zu sichern. Haltet fest am großen Berufe unseres Volkes! Werft Euch, wenn's gilt, wie jener Alte in der Sage, mit Roß und Rüstung in den Abgrund — der Abgrund wird sich schließen, wenigstens für unsere Kinder! Vor allem aber nieder mit den undeutschen Parteiungen, sorgt dafür, daß im Sinne des Psalms in unserm Lager Ehre wohnen bleibe und Güte und Treue einander begegnen, so wird auch die Zeit wiederkommen, da Gerechtigkeit und Friede sich küssen und der Herr auch unserm Volke Gutes tut nach der Macht seiner Gnade!"

Viel resignierter und kürzer äußert er sich bereits am 24. März in seiner „Bußpredigt an die Deutschen" „Die echte Volkserhebung" (1 Joh. 2, 2)[1]:

„So gut es ist, wenn künftig ganz Deutschland die Not eines Teiles beraten und versorgen wird, so wird die Freiheit der Schrift und Rede und die Einheit der Stämme doch nichts helfen, wenn nicht unser Volk durch und durch wiedergeboren wird aus dem Geiste christlicher Selbstverleugnung und Opferfreudigkeit. . . .

Herr unser Gott, unserer Väter Gott! Bewahre, wenn es Dein heiliger Wille ist, unser Vaterland vor Spaltung und Zertrümmerung! . . ." [2])

Hoffnung und Furcht zugleich bewegt Professor A. Tholuck in Halle[3]):

„Wir wollen aber auch hoffen, und zwar nicht im Rückblick auf den hinter uns untergangenen Tag, sondern hoffen, daß es auch für unser Vaterland noch ein Morgenrot gibt, und einen schöneren Tag, als der gewesen und untergegangen ist.

O schönes Morgenrot: Deutschland einig und stark, ein ganzes fürs öffentliche Leben mündiges Volk, das mit dem Bewußtsein seiner

---

[1]) Die Sonntagsweihe, I. Bd., Nr. 11.

[2]) Diese kürzere und zurückhaltendere Erwähnung des Einheitsgedankens ist hier allerdings durch den Charakter der Bußpredigt erklärt; aber er spielt auch in den späteren Predigten keine Rolle mehr.

[3]) In einer nicht datierten, wohl im April oder Mai gehaltenen Predigt über Jes. 21, 11. 12 und 8, 19. 20 (Predigten über die neuesten Zeitbewegungen, I. Heft, 3. Predigt).

Rechte zugleich auch durch und durch vom Bewußtsein seiner heiligen Pflichten entflammt ist, in dem keiner mehr bloß sein eignes Interesse, sondern des ganzen Volkes Bestes sucht in lauterer und aufopfernder Liebe ... Die Erfüllung solcher Hoffnungen im ganzen Umfange zu sehen — wir kennen die menschliche Natur zu gut, als daß wir das von irgend einer irdischen Zukunft erwarten könnten, aber das hoffen wir, daß der Gott, der mit solchen Ideen für das Vaterland grade unsre Zeit vor andern begeistert hat, ihnen zu seiner Zeit mehr wenigstens als bisher Wesen und Wirklichkeit geben wird. ... Deutsches Volk! Auch Du hast in diesen letzten Jahren nach Menschenrat zu viel gefragt, hast Deine hohen Ideen zu Deinen Götzen gemacht und bist vom lebendigen Gott abgefallen. Götze ist alles, worauf ein Volk neben und außer dem lebendigen Gotte seine Hoffnung setzt. Vaterland und Freiheit, Deutschlands Einheit und Volksvertretung, und wie die Losungsworte heißen mögen, Götzen sind es, sobald Ihr Eure Hoffnung darauf setzet neben und außer dem lebendigen Gott... Erst werden sie eine Zeitlang alles probieren ohne Gott, mit solchen Herzen, wie sie eben der natürliche Mensch hat, und solchen Früchten — eine Freiheit ohne Gehorsam, eine Ordnung ohne Unterordnung, Einheit ohne wahre Liebe, eine Liebe ohne Glauben, ein Glaube ohne Zeugnis Gottes. Erst wenn sie ermüdet sein werden von diesen ihren eignen Wegen, erst dann werden sie nach dem lebendigen Gott fragen. Und wenn sie dann denselben Bau noch einmal anfangen, nicht mehr in eignem Geiste, sondern in Gottes Geiste, nicht nach eigner Weisheit, sondern nach des Herrn Zeugnis, dann wird auch Deutschlands Morgenrot kommen und der Tag, der schöner sein wird, als der schon dagewesen."

Ebenso an die Bedingung zur Erreichung des Zieles mahnt L. Petri in Hannover in seiner Predigt am Jubilate-Sonntag (14. Mai) „Der Weg zur wahren Freiheit" (1 Petr. 2, 11—18)[1]:

„Ob unser geliebtes Vaterland ein einiges, gegen innere und äußere Feinde starkes, durch Gottesfurcht und Gerechtigkeit, Treue und Frieden heiliges Land, oder aber ein zerrissenes, verfolgtes, gefangenes und geplündertes Volk sein wird, ein Opfer der Zwietracht, eine leichte Beute der Feinde — ... das wird davon abhängen, welchen Weg zur Freiheit wir einschlagen."

Krummacher befürchtet bei aller anfänglichen Sympathie[2]) eine Verquickung von berechtigten und gottlosen Einigungsgedanken in seiner Predigt am 23. Juli über den Turmbau zu Babel[3]):

---

[1]) „Die Herrlichkeit der Kinder Gottes", S. 203f.

[2]) Predigt am 28. Mai: „Halte, was du hast": Mit Freuden begrüßen wir in unsern Tagen die Idee eines einigen, eng verbundenen Deutschlands. Möge sie nur recht bald verwirklicht ins Leben treten!

[3]) Vgl. Register.

„Ferne sei es von uns, die gegenwärtigen Einigungsbestrebungen alle ohne weiteres als nimrodisch bezeichnen und verdammen zu wollen. Ein einiges, freies Deutschland, ein innig zusammenhaltender, mächtiger deutscher Bundesstaat, eine einige nationale Gesamtkirche; schöne, liebliche Ideale dies. Viele schwärmen für sie in reiner Begeisterung. Aber nun schleicht ein Einigungsprojekt im Finsteren, das verwirkliche sich nie! nämlich die staatliche Fixierung, Festhaltung und immer allgemeinere Geltendmachung des gegenwärtig herrschenden Zeitgeistes, der ein Geist ist der Emanzipation von allen eigentümlichen Anschauungen, Lehrbegriffen und Grundsätzen des biblischen Christentums...

Einigung ist das Losungswort auch unsrer Zeit, ... aber nichts ist gewisser als dies: ward die vielbesprochene Einigung unsrer vaterländischen Stämme in der bewußten oder unbewußten Absicht, das ganze Land allmählich um so ungehinderter im Sinne eines modernen Heidentums geistig nivellieren zu können, in Plan genommen, und geschieht ihre Vollziehung auf der faulen Grundlage der von Gott abgefallenen Ideen des herrschenden Zeitgeistes, so tritt der Allmächtige richterlich Einhalt tuend dazwischen" [1]).

Von leider zu Grabe getragenen Hoffnungen redet am Jahresschluß Ranke (Ps. 75, 3) [2]):

„Die edleren Männer sahen [im März] mit Schrecken die Gefahr, die dem Vaterlande von auswärtigen Feinden drohte; sie erkannten die Notwendigkeit, daß Deutschland sich rüste, sich in sich selbst enger als je zusammenschließe, sich endlich zu der langersehnten Einheit erhebe, um dem großen Kampfe gewachsen zu sein. Aber dieser wahren Freunde des Vaterlandes war leider keine große Zahl, und neben ihnen erhob sich aus der Tiefe ein Geist des Aufruhrs, vor dessen sturmvollem Andrang die Throne unserer mächtigsten Fürsten in ihren Grundfesten erbebten" [3]) [4]).

In einer nicht geringen Zahl besonders preußischer Predigten wird die deutsche nationale Idee gar nicht erwähnt [5]). (Strauß in Berlin;

---

[1]) Krummachers nähere Stellung zum Einheitsgedanken vgl. weiter unten Seite 52. [2]) Predigten aus dem Jahre 1848.

[3]) In dem in Gottes Verheißung begründeten hoffnungsvollen Ausblick in die Zukunft erwähnt Ranke den Einheitsgedanken nicht mehr.

[4]) Vgl. auch W. Hofackers anfängliche Einheitshoffnung, § 2, S. 28. — Nicht weniger resigniert ist die Ausführung A. Haubers, Dekans in Tübingen, in seiner Bußtagspredigt am 5. November (Palmer, Ev. Kasualreden V): „Heute ist der freiwillige Bußtag, der vor etlichen Wochen in Wittenberg von 500 Christen gefordert wurde. Seht hierin auch ein Stück Einheit, einen Beitrag zur Erfüllung des heißen Wunsches aller redlichen Vaterlandsfreunde. Wer kann es wissen, ob nicht die Einigung unseres Volkes abermals in das Gebiet frommer Wünsche zurückgedrängt werde! Darum wohl denen, die auch eine andre Heimat haben!" — Betreffs Cl. Harms' nationaler Haltung vgl. § 8, S. 88.

[5]) Eine parallele Erscheinung zur Nichterwähnung des Reichsverwesers. Vgl. § 3, S. 34.

Ahlfeld in Halle; Heubner in Wittenberg; A. Hahn in Breslau; Blech in Danzig; Palmié in Stettin; Niemann in Hannover; L. Harms in Hermannsburg; Kliefoth in Schwerin; Hesse in Gießen; Beck in Tübingen). Allerdings finden sich direkt das Einheitsideal ablehnende Ausführungen auch nicht. Auffallend ist höchstens eine Wendung bei Jaspis in seiner Predigt zur Ehejubelfeier des Königspaares am 29. November[1]):

„Es ist ein Unterschied zwischen den Tuilerien in Paris und dem Schlosse von Potsdam. Wenn es wahr ist: Gesegnet der Mann, der sich auf den Herrn verläßt, wenn es verbürgt ist, das Königspaar von Preußen beugt vor dem Herrn aller Herren seine Knie, so wollen wir doch heut um das Schloß von Parez nicht Guillotinen sehen und schnöde Reverse, aber auch nicht Kaiserkronen und Blumenkränze, sondern einen Stern sich bildend, wie alle Sterne am Kirchenhimmel, aus einem Kreuze: Der Herr läßt die Seinen nicht!"

Ein näheres Eingehen auf die großen politischen Differenzen im einzelnen, d. h. auf die Frage: Groß- oder Klein-Deutschland, auf die Frage nach Österreichs und Preußens Stellung zu dem erhofften Bundesstaat ist sehr selten. Stillschweigend wird natürlich der großdeutsche Standpunkt von allen denen geteilt, die dem Frankfurter Parlament, dem Reichsverweser zujubeln; besonders verherrlicht wird er von Zille in seiner Gedächnisrede für Blum[2]). Die notwendige Verbindung von großdeutschen und partikularen Idealen betont nachdrücklich H. Palmer, großh. hessischer Hofprediger in Darmstadt[3]):

„Wir freuen uns von ganzem Herzen, daß in unsern Tagen so manche Schranke in unserm deutschen Vaterland gefallen, daß alle deutschen Stämme von den Gestaden der Nord- und Ostsee bis zum Alpengebirge, von den blauen Bergen jenseits des Rheins bis zu den Grenzen von Ungarn und Polen ein gemeinsames Band umschließt und das, wie wir hoffen, immer noch enger wird. Haben wir Männer nicht schon als Jünglinge von Deutschlands Einheit geträumt, geschwärmt und dann in reiferen Jahren immer gehofft, daß der Tag kommen werde, wo sich der langgehegte Wunsch endlich erfüllen werde? Aber sollen, dürfen wir vergessen, daß wir Hessen sind? Wehe dem Lande, das seine Geschichte vergißt, das mit seiner Vergangenheit bricht, um auf luftigem Grunde ein Gebäude aufführen zu lassen, das für Europas Völker keinen Segen verspricht."

Die Anhänger der kleindeutschen Richtung, die zwar den König von Preußen an der Spitze von Deutschland sehen, zugleich aber Preußens Hegemonie verhindert wissen wollte, finden bei ihrer nicht allzu großen Zahl keinen Verteidiger auf der Kanzel. Wohl aber wird diese preußenfeindliche Erbkaiserpartei aufs schärfste bekämpft von dem

[1]) Vgl. Register. [2]) Seite 41 f. [3]) Vgl. Register.

glühenden Preußenstolze Krummachers. In seiner Predigt am 28. Mai über Offenbarung 3, 11: „Halte, was du hast! Hütet Euer Volkstum, Euer Kirchentum, Euer Christentum!“ [1]) führt er aus:

„Halte, was du hast! Beherzigen wir diesen Zuruf insonderheit als Preußen . . . das „mannigfaltig und doch einig“ bestehe fort . . . Gehe ein, liebes Preußen, in den großen deutschen Stammes-Staaten- und Bruderbund; . . nur gehe darin nicht unter! Du hast deine eigne große Geschichte! Du hast für das gemeinsame Vaterland Deinen besonderen Beruf! Bei dir, der Pflanzstätte und dem Mittelpunkt der Wissenschaft der Welt, ist in bedeutendem Maße vorwiegend die Intelligenz, die allgemeine Bildung, die männliche Besonnenheit und die ruhige Tatkraft. Bei dir soll unzweifelhaft nach Gottes Bestimmung bleiben für das deutsche Heimatland die ordnende Gewalt. Dir gebührt ohne Widerrede die Hegemonie, das Führeramt, der Vortritt. Du bist berufen, auch fernerhin in die Wagschale der deutschen Zustände und Entwicklungen dein entscheidendes Gewicht zu werfen. Du bewahrst dir in mindestens mehr denn einer deiner Provinzen das germanische Element unvermengter und unverkümmerter als andre Landesgebiete, namentlich unseres teilweise sehr französierten deutschen Südens . . . . Halte fort und fort neben dem dreifarbigen Reichsbanner das ernste Schwarz und das auf Licht, Lauterkeit und Wahrheit deutende Weiß deiner mit Sieg und Ruhm gekrönten Stammesfahne aufrecht! Klammre dich fest und immer fester an dein Königshaus, durch das dich Gott Jahrhunderte hindurch mit Segensfülle überschüttete, ohne das du in Atome zergehen würdest.“

Am 9. Juli legt er die Mahnung des 85. Psalm: Kehret wieder! warnend aus [2]):

„Unserm preußischen Vaterlande, dem mächtigen mit seiner herrlichen Geschichte, droht ein vollständiges Verschwinden aus der Reihe der selbständigen Staaten. Man ist in der Tat darüber aus, es zu einer Provinz eines sogenannten einigen Deutschlands zu erniedrigen. Das kleine Geflügel konnte den stolzen Sonnenflug des preußischen Adlers schon lange nicht mehr ertragen. Nun wollen sie dem kühnen Segler die Flügel beschneiden und in den Käfig eines „germanischen Bundesstaates“ ihn verkerkern. Kommt es dazu, dann ist es, mein liebes Berlin, zunächst und zu allermeist um dich geschehen . . . . . Geht Preußens Selbständigkeit in Deutschland unter, so wird kein Ort so gänzlich in dieser Katastrophe begraben als du, Berlin!“

Wie sein Preußenstolz zugleich mit seinen streng konservativen innerpolitischen und kirchlichen Anschauungen verwoben ist, zeigt seine Predigt über den Turmbau zu Babel [3]):

„Der gegenwärtig herrschende Zeitgeist fand bisher mit seinen Machinationen an unserm Preußen, dem Lande der Ordnung der

[1]) Vgl. Register. [2]) Ebenda. [3]) Ebenda.

zunehmenden Christlichkeit, den stärksten Damm und die mächtigste Schranke. Aus diesem Grunde war unser preußisches Vaterland schon lange einer Partei, die sich als die von allen veralteten Vorurteilen gründlich genesene anzukündigen pflegt und freilich Legion heißt, ein Dorn im Auge; und das um so mehr, da Preußen und nicht Österreich unbedingt die erste und einflußreichste deutsche Macht und derjenige Staat ist, dem von Gottes und Rechts wegen in aller Beziehung auf deutscher Erde die Hegemonie zusteht. Könnte man Preußens Selbständigkeit brechen und es als eine bloße Provinz einer zwar deutschen, aber außerpreußischen Zentralgewalt unterwerfen[1]), so wäre man bald am Ziele. Es stünde dann nichts mehr im Wege, um binnen kurzem die Parteiideen der sogenannten neuesten Zeitbildung zu der umfassendsten Herrschaft gefördert zu sehen. Denkt Euch ein Reich, das nur Interessen des Diesseits nicht nur selber kennt, sondern von allen gekannt wissen will, und Ihr kennt das Babel, das gewisse Leute auf deutscher Erde, und insonderheit auf den Trümmern unseres engeren Vaterlandes erbauen möchten."

§ 8 – 9. Die innerpolitische Entwicklung.

Von der nationalen Frage wenden wir uns der innerpolitischen Entwicklung zu. Wir beginnen mit der Beurteilung, die die neue konstitutionelle Staatsform, die verfassungsmäßige Freiheit im allgemeinen in den Predigten findet (§ 8); wir lassen dann ihre speziellen Anschauungen über die veränderte Situation in dem Verhältnis von Kirche, Staat und Schule folgen (§ 9).

1. Die verfassungsmäßige Freiheit. § 8.

Die allgemein verbreiteten Ideen in bezug auf die innerpolitische Entwicklung finden ihr getreuestes Spiegelbild in den Verhandlungen und Beschlüssen des Frankfurter Parlaments. Nur die Hauptpunkte seien angedeutet. Die schwierigste Frage nach der Form des neuzugründenden Staates stellte man zunächst beiseite und beriet Gegenstände, über die eine Einigung aller Voraussicht nach leichter zu erzielen war, die sogenannten Grundrechte des deutschen Volkes in Anlehnung an die Menschen- und Bürgerrechte der älteren französischen Verfassungen. Nach endlosen Debatten wurden sie am 28. Dezember als Gesetz verkündet. Sie umfaßten 9 Artikel und 50 Paragraphen und enthielten folgende Bestimmungen: 1. auf wirtschaftlichem Gebiet: Freizügigkeit, Gewerbefreiheit, Auswanderungsfreiheit, sowie Verfügung des einzelnen über sein Eigentum; 2. auf sozial-rechtlichem Gebiet: Aufhebung oder

[1]) Gegen die Wahl des österreichischen Prinzen zum Reichsverweser, vgl. S. 29.

Ablösung aller Privilegien und Exemtionen, Abschaffung der Patrimonialgerichtsbarkeit, Aufhebung aller Standesunterschiede, Unabhängigkeit der Gerichte, öffentliches Verfahren und Schwurgericht, bürgerlicher Eid und Zivilehe, Abschaffung der Todesstrafe, allgemeines, geheimes und direktes Wahlrecht, Versammlungs- und Vereinsrecht; 3. in geistiger Beziehung: Preßfreiheit, Glaubens- und Gewissensfreiheit (Trennung von Staat und Kirche, Hoheit des Staates über die Schule)[1]. Zu diesen Bestimmungen der Grundrechte kamen durch die Beschlüsse über die Verfassung Petitions- und Beschwerderecht, gerechte Besteuerung, Selbstverwaltung der Gemeinden, konstitutionelle Verfassungen mit Ministerverantwortlichkeit. Für das neu zu gründende Reich wurde eine Verfassungsform vorgesehen, die im Verhältnis zu dem heutigen Bestand einen stärker demokratischen und unitarischen Charakter hatte.

In der nationalen Frage war bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Stimmungen, ja trotz des Schweigens vieler Predigten, von einer unbedingten Opposition nicht die Rede. In der Beurteilung der innerpolitischen Entwicklung sind die Gegensätze ausgeprägter und stärker; ja es lassen sich hier deutlich mehrere Typen unterscheiden, und zwar nicht nur zwei, eine positive und eine negative, sondern noch eine dritte, vermittelnde Gruppe[2]. Wir finden **I.** Predigten, die dankbar und freudig, trotz aller revolutionären Begleiterscheinungen, die sie natürlich ablehnen, mehr oder weniger aber begreiflich und entschuldbar finden, in den neuen politischen Idealen und Errungenschaften einen gottgewollten Fortschritt erblicken, ja zum Teil in überschwenglicher Weise eine endlich angebahnte Durchführung christlicher Grundsätze begrüßen; die konstitutionelle, womöglich demokratische Regierungsform — natürlich stets unter Beibehaltung des bestehenden Königtums — schwebt ihnen als Ideal des Evangeliums vor; ihre Stimmung ist vorwiegend und stark optimistisch; **II.** Predigten, die zwischen der Revolution und den politischen Fortschrittsideen und Bewegungen kaum einen Unterschied machen oder doch beide in einem notwendigen, inneren Zusammenhang sehen; ihnen erscheint der gesamte Liberalismus im weitesten Sinne des Wortes, weil er eben die bestehenden, von Gott ihren Ursprung herleitenden Ordnungen abschaffen oder ändern will, nicht nur als politisches Unglück, sondern zugleich als Sittenlosigkeit, als Abfall von Gott. Die beste Lösung der innerpolitischen Schwierigkeiten bleibt ihnen, auch wenn sie es nicht direkt aus-

[1] Näheres vgl. § 9.

[2] Wir gruppieren jetzt, wie bereits in § 7, die Predigten lediglich nach politischen Gesichtspunkten, und nicht nach ihrer theologischen Parteistellung. Über das Verhältnis zwischen politischer und theologischer Stellungnahme vgl. Teil II § 1, S. 144 f.

sprechen, der mittelalterliche Ständestaat; ihre Stimmung ist durchaus pessimistisch; **III. Predigten, die die Berechtigung der politischen Fortschrittsgedanken und Ziele auch vom christlichen Standpunkt prinzipiell anerkennen;** aber die mit ihnen oft verbundenen revolutionären und darum gottlosen Ideen und Bestrebungen bekämpfen sie aufs schärffste, ja sie stehen überhaupt den Zeitbewegungen insofern skeptisch und kritisch gegenüber, als sie nicht von Gottesfurcht getragen werden, und schlagen deshalb meist, wenigstens solange, als die sittlich-religiösen Verhältnisse sich nicht ändern, diesen Nachteil höher an als den politischen Gewinn; ihre Stimmung ist dementsprechend nicht frei von Optimismus, aber zurzeit doch mehr pessimistisch.

I. Unbedingte Anhänger der verfassungsmäßigen Freiheit[1]).

Professor Stieren in Jena preist in seiner Kantatepredigt die jüngst

[1]) Hierher gehören vor allem die Trauerreden für die Märzgefallenen und Blum, die Predigten, die das Frankfurter Parlament und die Wahl des Reichsverwesers feiern, wie, allerdings mit Einschränkung, die für die Bürgerwehr resp. bei der Fahnenweihe gehaltenen Ansprachen (§ 1—4, § 6). Aus diesem bereits herangezogenen Material seien einige charakteristische Wendungen kurz wiederholt: Sydow (S. 7 f.): Sie sind gefallen für die Zukunft eines in Gottesfurcht, Verstand und Sitte zur Freiheit gereiften Volkes. — Fassen wir die weltgeschichtliche Bedeutung dieses entscheidenden Wendepunktes in der Entwicklung unseres preußischen deutschen Vaterlandes. — Der Denkstein, der künftig diese Stätte zieren wird, wird künftigen Geschlechtern von den großen Zeichen berichten, die Gott in dieser schweren Zeit getan hat. Dietrich (S. 13 f.): Ein Blick vom Evangelium in die bewegte Gegenwart ergibt: wie damals Jesus einen Teufel austrieb, so ist auch heute ein böser Geist von uns gewichen. Friedrich (S. 18 f.): Ist nicht die Wiedergeburt des Volkes zum Besseren, sein Erwachen zu Licht und gesetzlicher Freiheit, zu Wahrheit und Recht und hauptsächlich zu gleicher Anerkennung aller religiösen Bekenntnisse die höchste Angelegenheit des geistig und staatlich neugeborenen und dadurch auch religiös-sittlich veredelten Menschen? Schmalz (S. 21 f.): Fürwahr, Gott hat in diesen Zeiten so laut zu den Völkern geredet, und seinen Willen, ihnen vorwärts zu helfen, so unzweideutig kundgetan, daß es ganz unbegreiflich scheinen müßte, wie es noch immer manche geben kann, die von der allgemeinen Bewegung sich gar nichts Gutes versprechen. Behr (S. 24 f.): Gott, zu Dir erheben wir uns, damit wir die kostbaren Kleinode, die wir in der Kraft deiner Stärke errungen haben, mit Weisheit und Mäßigung behaupten und benutzen. Wohlfarth (S. 33 f.): Mit den Scharen festlich geschmückter Vaterlandsverteidiger sammeln sich die Millionen unserer Brüder und Schwestern in ihren Heiligtümern unter feierlichen Psalmen, dem Herrn ein neues Johannisfest zu feiern, indem sie gerührt aussprechen, was Joh. 1, 6 geschrieben steht. Zille (S. 42 f.): Ein guter, ein heiliger, segenverheißender Geist weht und waltet in unserer Zeit. O lernt ihn kennen, schätzen, es ist der heilige, christliche Geist der Gemeinschaft. Schellenberg (S. 44 f.) . . . da nach Zeiten einer dumpfen Gewitterschwüle endlich eine Bewegung die Völker ergriff, die hinstrebend auf der Verwirklichung der heiligsten Güter und Rechte der Menschennatur . . . — Auch in der Predigt am 5. März

errungene deutsche Freiheit ihrem Ursprung wie ihrem Wesen nach als eine solche, mit der Christus uns befreit hat[1]):

„ . . . Wer Gott aufrichtig sucht in den sich drängenden Ereignissen der Gegenwart, der wird auch bald Gottes Stimme aus dem verworrenen Menschengeschrei heraushören, der wird sogar Gottes Taten in dem wirren Treiben der Menschen erkennen können . . . Wer fragt, was die Freiheit, von der Paulus redet, mit der Freiheit zu schaffen hat, die wir seit Wochen als Staatsbürger besitzen, der möge lernen, daß beide nicht so weit auseinanderfallen, als es auf den ersten Blick scheinen kann; daß es wenigstens Berührungspunkte gibt, die anerkannt werden müssen, wenn es mit der deutschen Freiheit Bestand haben soll.

I. Ist diese Freiheit eine solche, mit der Christus uns befreit hat? Vor 30 Jahren wehte eine hohe Begeisterung durch ganz Deutschland. Aber was man hoffte, verwirklichte sich nicht . . . Man mühte sich vielmehr, die Liebe zu freiem vaterländischen Wesen zu unterdrücken . . . Das Gefühl deutscher Volkseinheit ging mehr und mehr verloren. Jeder bewegte sich auf seinem eigentümlichen Wirkungskreis. Es erblühte Kunst, Wissenschaft und Handel. In dieser Beziehung war die Friedenszeit einzig, aber arm an vaterländischem Sinn . . . Wenn nun diesen Zuständen gegenüber, durch ein großes Ereignis in einem Nachbarlande geweckt, mit einem Male eine Besserung das ganze deutsche Volk durchzuckte, eine Gesinnung, die den Willen des Volkes unbeugsam und riesenstark machte, so daß die alte Kunst der Staatslenker in nichts zerstieb, wollt Ihr da bloßes Menschenwerk sehen? . . . wollt Ihr Euch da etwa hinwegwenden mit dem kalten Ausruf: Gott ist nicht ein Gott des Aufruhrs? . . . Auch die gegenwärtige Zeit predigt es laut: Gott kommt nicht immer in sanftem Säuseln. Wo die Gesinnung, mit der ein Volk zum Schwert greift, rein und lauter ist, da ist die erregte Bewegung ein Gottesgericht. Matth. 10, 34. Luc. 12, 51. Christus will die lautere Gesinnung einschneiden in jedes unlautere faule Wesen, und solche Gesinnung lag in dieser deutschen Freiheitsbewegung, solcher Gesinnung ist es gelungen, eine Staatskunst zu zerstören, die das Leben unseres Volkes in der Wurzel verdarb.

Aber nicht nur ihrem Ursprung, auch ihrem Wesen nach ist die junge deutsche Freiheit eine Freiheit, mit der Christus uns befreit hat. . . . Das freie Wort ist eine Waffe gegen die Sünde, eine Macht, von Gott gegeben. Uns ist wieder wie zu der Zeit unserer Vorfahren das Recht geworden, in freien Versammlungen unsere nächsten An-

---

(Predigten aus dem Nachlaß, Nr. 6) redet Sch. von dem Frühling, der rings im Völkerleben erwacht ist; ähnlich spricht er sich in der Antrittspredigt über Joh. 4, 35. 36 am 12. November in Mannheim aus. „Das Vertrauen, mit dem ein Diener der Kirche in der Gegenwart sein Amt beginnen darf" (ebd. Nr. 8).

[1]) Vgl. Register und S. 25 Anm. 1.

gelegenheiten wie alles, was das gesamte Vaterland angeht, zu beraten . . . Und wie anders steht es jetzt auch um die Sorge und Arbeit für das gesamte Vaterland. Während noch vor kurzem die allgemeinen deutschen Angelegenheiten in den Händen einer Versammlung lagen, von deren Wirksamkeit man wenig zu sagen weiß, ist vor wenig Tagen eine Versammlung von Männern aus allen Gauen unseres Vaterlandes eröffnet worden, die im vollsten Besitz des Volksvertrauens über die Neugestaltung unserer vaterländischen Angelegenheiten beraten und beschließen werden . . . Nach und nach wird die letzte Schranke fallen, die deutsche Herzen in diesem Augenblick noch trennt. Denn manche trennende Kluft ist in den letzten Wochen schon ausgefüllt worden. Vor wenig Wochen noch ging ein tiefer Riß durch unser deutsches Vaterland, eine weit klaffende Wunde, an der Deutschland mehr als einmal verbluten zu wollen schien. Viele haben es seit langer Zeit tief beklagt, daß durch jenen Zwiespalt die gleichmäßige Entwicklung unseres Volkes gehemmt werde. Es ist die Religion, die jene Kluft vor länger als 300 Jahren zog. Der Deutsche vermochte bisher nicht, diesen Zwiespalt zu überwinden, und der Wunsch nach Wiederherstellung der deutschen Einheit erschien deshalb unausführbar. Es ist ein ungeheures Ereignis, hinweisend auf eine höhere Führung, daß gerade an den Sitzen der finsteren Befangenheit in religiösen Vorurteilen der Ruf nach Freiheit des Glaubens am lautesten erscholl . . .

II. Wie mögen wir in dieser Freiheit bestehen? . . . Nur durch die religiöse, sittliche Freiheit! . . . Wer durch Glaube und Liebe über die Selbstsucht sich emporgeschwungen hat, der wohnt im herrlichen Gebiet sittlicher Freiheit, und nur wer so frei ist, darf sagen, daß er der jungen deutschen Freiheit würdig ist . . . Jene Männer, die im Süden unseres Vaterlandes die Fackel des Aufruhrs gegen die bestehenden Ordnungen erhoben, Deutschland hat sie in gerechter Entrüstung von sich gestoßen . . .

Trachten wir zunächst nach der sittlichen Freiheit! Machen wir uns rein von der Selbstsucht und Sünde! Erheben wir uns zum Glauben an den, von dem alles Gute kommt!"

Für Friedrich in Frankfurt a. M. und Müller in Berlin ist das Osterfest ein besonders günstiger Anlaß, den Zeitbewegungen begeistert zuzustimmen[1]. Der erstere hat Joh. 20, 19 – 20 als Text[2]):

„Nie haben wohl Deutschlands Völker das Fest der Auferstehung mit gleichen Empfindungen gefeiert wie heut! Nicht nur die Kirche, die Gesamtheit des ganzen Vaterlandes ist erwacht zu neuem Leben, erwacht zur Wahrheit und Gerechtigkeit, zu reinem Glauben und

[1]) Bereits hier sei erwähnt, daß die Festpredigten des II. und III. Predigttypus so gut wie gar nicht auf die Zeitverhältnisse eingehen.

[2]) Vgl. Register. Auf vielseitige Aufforderung hin veröffentlicht.

tätiger Liebe, erwacht zu begeisterndem Streben, in Eintracht ein freies Deutschland zu gründen.

Wir wollen mit christlichen Gesinnungen zum Bau der wahren Freiheit unseres neu erwachten Vaterlandes beitragen. Dieses kann nur geschehen, wenn der Geist der Eintracht und des inneren Friedens, der Sittlichkeit und Ordnung unser Volk beseelt. In Christi Geist ergeht heut an unser Volk der Festesgruß: Friede sei mit Euch! . . .

Die Eintracht der Grundsätze, Gesinnungen und der Tat sind nur möglich, wenn begründet durch Wahrheit und Gerechtigkeit, durch Glauben und Liebe.

Zwar ist die Wahrheit seit 18 Jahrhunderten im beständigen Kampf mit der Lüge begriffen. Habsucht und Herrschgier, Priesterdünkel und Despotenwillkür haben sie zu knechten gesucht . . . Da erschien Luther. Aber selbst die Kirchenbesserung konnte nicht die Wahrheit gegen feindliche Gewalt schützen. Die auf Leipzigs Gefilden vor 35 Jahren ausgestreuten Saaten der Freiheit und Gerechtigkeit welkten kaum geboren und ungeachtet aller Verheißungen wieder. Oder sind wirklich, sind jene unter Schlachtendonner und Siegesjubel den Völkern gegebenen Gelübde in Erfüllung gegangen? Der Lehrer der Religion soll die Gemüter nicht aufregen, sondern versöhnen; ich überlasse es deshalb der Geschichte und den Erfahrungen der älteren Glieder dieser Versammlung, hierüber zu urteilen. Nur einiges: Konnte sich die Wahrheit entwickeln unter dem Zwange, welchem die heiligsten Menschenrechte, das Recht der freien Sprache, der freien Schrift und der Freiheit der Glaubensforschung unterlagen? Ach, daß Deutschlands Herrscher stets und besonders in jetziger Zeit ihr Ohr der Stimme der Wahrheit geliehen! Daß sie, wie jetzt, in den Kreis ihrer Völker getreten und dessen besonnene Wünsche vernommen und beherzigt hätten, statt häufig nur auf die schmeichlerischen Lügen ihrer Günstlinge zu hören! Dann wäre nicht Kampf und Blut nötig gewesen, um endlich der Wahrheit den Sieg zu verschaffen! Aber sie ist nun gleich Christus erstanden! Sie lebt und wird sich nun unter dem Schirm edler Volksvertreter von jetzt an stets herrlicher zum Heil unseres freien Vaterlandes entwickeln!

Christus lehrte zuerst, daß es unrecht sei, andre zu Sklaven zu machen und sie dadurch ihrer heiligsten Rechte auf Freiheit und Menschenwürde zu berauben. Allein er war ein beklagenswertes Opfer der Ungerechtigkeit, nicht nur des verblendeten Volkes, sondern hauptsächlich der Lenker desselben. Aber Heil uns! Er erstand und mit ihm die Gerechtigkeit. Zwar führte sie häufig nur ein Scheinleben . . . Der Kastengeist der bevorzugten Stände — während die Lasten des Staates hauptsächlich vom Volk getragen wurden, dessen unterster Teil in Hunger und Elend schmachtete, war in der Tat kein geeignetes Mittel, der Gerechtigkeit allgemeine Geltung zu verschaffen. Jetzt wird sie im freien Deutschland unter dem Schutz ge-

rechter Fürsten und mutiger, aber besonnener Volksvertreter neu und kräftig erblühen.

Wie hat die Christenheit Glaube und Liebe mißachtet! .... Noch vor wenigen Monaten hat man sogar die Toten, weil sie sich im Leben nicht zur herrschenden Kirche bekannten, aus den Reihen der übrigen Christen auf dem Kirchhof verstoßen! ... Und das Gebot der Liebe! Ach, daß ich die Schattenseiten unserer Zeit tilgen könnte: Die gräßlichen Jammerszenen, die uns den Anblick von Tausenden, ja Zehntausenden darbieten, die den Hungertod starben, während sie vielleicht durch rechtzeitiges Einschreiten hätten gerettet werden können. Doch Heil uns! Der echte Glaube siegt über Fanatismus und Aberglaube, die echte Liebe über Sektenhaß und Hartherzigkeit!

Diese äußere Freiheit in der Kirche wie im Staate, die unser Volk jetzt unter der Führung hochherziger Vertreter anstrebt und schon errungen hat, kann aber nur die Frucht der inneren sittlichen Freiheit sein. Wer Sünde tut, der ist der Sünde Knecht. Hinweg darum mit den rohen Handlungen der Zerstörungswut, wie wir sie zwar, Gott sei Dank, nicht in unserer Mitte, aber doch in unserer Nähe wahrnahmen!

Die Wurzel des Baumes ist Sittlichkeit; seine Krone echte christliche Religiosität!"

Müller predigt über Luc. 24, 5. 6: „Der ewige Osterruf der Boten Gottes nach seiner Bedeutung im Zusammenhang unsrer Erzählung und für alle Zeiten" [1]):

„Wir leben in einer Auferstehungszeit, die freilich noch nicht vollendet ist. Was sucht Ihr den Lebendigen bei den Toten? so ruft der Engel der Zeit aus den Gräbern des Staates und der Kirche, nicht leise, sondern mit Donnerton. Sie waren hinabgestiegen in die Gräber vergangener Jahrhunderte, einzubalsamieren heilige Leichen; nur was alt war, sollte gelten und herrschen. Laßt uns die ernste Stimme des Engels nicht überhören, jetzt, wo wir berufen sind, mitzubauen an der Neuordnung unseres gemeinsamen Lebens. Wir suchen den Menschensohn im Aufbau einer jeden bürgerlichen Gemeinschaft; denn wir wollen, daß in ihr mehr und mehr nach allen Seiten reine Menschlichkeit zur Darstellung komme, ihre Rechte anerkannt und ihre heiligen Pflichten geübt werden. Erst wenn die bürgerliche und kirchliche Gemeinschaft frei geworden ist von den Banden niedrigen Eigennutzes und dumpfer Beschränktheit, erst dann ist die Auferstehung des göttlichen Menschensohnes vollendet" [2]).

---

[1]) Predigten und Reden, S. 51 f.

[2]) Eine ähnliche Ausführung findet sich in seiner Predigt am 9. April über Joh. 11, 55—57 (a. a. O. S. 51 f): „Je mehr der Geist des Christentums in den Geist der Zeiten eindringt und auch die untersten Schichten der Bevölkerung mit seiner Erleuchtung, Gesittung und Gesinnung erfüllt, desto weniger

tätiger Liebe, erwacht zu begeisterndem Streben, in Eintracht ein freies Deutschland zu gründen.

Wir wollen mit christlichen Gesinnungen zum Bau der wahren Freiheit unseres neu erwachten Vaterlandes beitragen. Dieses kann nur geschehen, wenn der Geist der Eintracht und des inneren Friedens, der Sittlichkeit und Ordnung unser Volk beseelt. In Christi Geist ergeht heut an unser Volk der Festesgruß: Friede sei mit Euch! . . .

Die Eintracht der Grundsätze, Gesinnungen und der Tat sind nur möglich, wenn begründet durch Wahrheit und Gerechtigkeit, durch Glauben und Liebe.

Zwar ist die Wahrheit seit 18 Jahrhunderten im beständigen Kampf mit der Lüge begriffen. Habsucht und Herrschgier, Priesterdünkel und Despotenwillkür haben sie zu knechten gesucht . . . Da erschien Luther. Aber selbst die Kirchenbesserung konnte nicht die Wahrheit gegen feindliche Gewalt schützen. Die auf Leipzigs Gefilden vor 35 Jahren ausgestreuten Saaten der Freiheit und Gerechtigkeit welkten kaum geboren und ungeachtet aller Verheißungen wieder. Oder sind wirklich, sind jene unter Schlachtendonner und Siegesjubel den Völkern gegebenen Gelübde in Erfüllung gegangen? Der Lehrer der Religion soll die Gemüter nicht aufregen, sondern versöhnen; ich überlasse es deshalb der Geschichte und den Erfahrungen der älteren Glieder dieser Versammlung, hierüber zu urteilen. Nur einiges: Konnte sich die Wahrheit entwickeln unter dem Zwange, welchem die heiligsten Menschenrechte, das Recht der freien Sprache, der freien Schrift und der Freiheit der Glaubensforschung unterlagen? Ach, daß Deutschlands Herrscher stets und besonders in jetziger Zeit ihr Ohr der Stimme der Wahrheit geliehen! Daß sie, wie jetzt, in den Kreis ihrer Völker getreten und dessen besonnene Wünsche vernommen und beherzigt hätten, statt häufig nur auf die schmeichlerischen Lügen ihrer Günstlinge zu hören! Dann wäre nicht Kampf und Blut nötig gewesen, um endlich der Wahrheit den Sieg zu verschaffen! Aber sie ist nun gleich Christus erstanden! Sie lebt und wird sich nun unter dem Schirm edler Volksvertreter von jetzt an stets herrlicher zum Heil unseres freien Vaterlandes entwickeln!

Christus lehrte zuerst, daß es unrecht sei, andre zu Sklaven zu machen und sie dadurch ihrer heiligsten Rechte auf Freiheit und Menschenwürde zu berauben. Allein er war ein beklagenswertes Opfer der Ungerechtigkeit, nicht nur des verblendeten Volkes, sondern hauptsächlich der Lenker desselben. Aber Heil uns! Er erstand und mit ihm die Gerechtigkeit. Zwar führte sie häufig nur ein Scheinleben . . . Der Kastengeist der bevorzugten Stände — während die Lasten des Staates hauptsächlich vom Volk getragen wurden, dessen unterster Teil in Hunger und Elend schmachtete, war in der Tat kein geeignetes Mittel, der Gerechtigkeit allgemeine Geltung zu verschaffen. Jetzt wird sie im freien Deutschland unter dem Schutz ge-

rechter Fürsten und mutiger, aber besonnener Volksvertreter neu und kräftig erblühen.

Wie hat die Christenheit Glaube und Liebe mißachtet! .... Noch vor wenigen Monaten hat man sogar die Toten, weil sie sich im Leben nicht zur herrschenden Kirche bekannten, aus den Reihen der übrigen Christen auf dem Kirchhof verstoßen! ... Und das Gebot der Liebe! Ach, daß ich die Schattenseiten unserer Zeit tilgen könnte: Die gräßlichen Jammerszenen, die uns den Anblick von Tausenden, ja Zehntausenden darbieten, die den Hungertod starben, während sie vielleicht durch rechtzeitiges Einschreiten hätten gerettet werden können. Doch Heil uns! Der echte Glaube siegt über Fanatismus und Aberglaube, die echte Liebe über Sektenhaß und Hartherzigkeit!

Diese äußere Freiheit in der Kirche wie im Staate, die unser Volk jetzt unter der Führung hochherziger Vertreter anstrebt und schon errungen hat, kann aber nur die Frucht der inneren sittlichen Freiheit sein. Wer Sünde tut, der ist der Sünde Knecht. Hinweg darum mit den rohen Handlungen der Zerstörungswut, wie wir sie zwar, Gott sei Dank, nicht in unserer Mitte, aber doch in unserer Nähe wahrnahmen!

Die Wurzel des Baumes ist Sittlichkeit; seine Krone echte christliche Religiosität!"

Müller predigt über Luc. 24, 5. 6: „Der ewige Osterruf der Boten Gottes nach seiner Bedeutung im Zusammenhang unsrer Erzählung und für alle Zeiten" [1]):

„Wir leben in einer Auferstehungszeit, die freilich noch nicht vollendet ist. Was sucht Ihr den Lebendigen bei den Toten? so ruft der Engel der Zeit aus den Gräbern des Staates und der Kirche, nicht leise, sondern mit Donnerton. Sie waren hinabgestiegen in die Gräber vergangener Jahrhunderte, einzubalsamieren heilige Leichen; nur was alt war, sollte gelten und herrschen. Laßt uns die ernste Stimme des Engels nicht überhören, jetzt, wo wir berufen sind, mitzubauen an der Neuordnung unseres gemeinsamen Lebens. Wir suchen den Menschensohn im Aufbau einer jeden bürgerlichen Gemeinschaft; denn wir wollen, daß in ihr mehr und mehr nach allen Seiten reine Menschlichkeit zur Darstellung komme, ihre Rechte anerkannt und ihre heiligen Pflichten geübt werden. Erst wenn die bürgerliche und kirchliche Gemeinschaft frei geworden ist von den Banden niedrigen Eigennutzes und dumpfer Beschränktheit, erst dann ist die Auferstehung des göttlichen Menschensohnes vollendet" [2]).

---

[1]) Predigten und Reden, S. 51 f.

[2]) Eine ähnliche Ausführung findet sich in seiner Predigt am 9. April über Joh. 11, 55—57 (a. a. O. S. 51 f): „Je mehr der Geist des Christentums in den Geist der Zeiten eindringt und auch die untersten Schichten der Bevölkerung mit seiner Erleuchtung, Gesittung und Gesinnung erfüllt, desto weniger

J. K. Schauer in Jena findet in den Zeitereignissen eine fast wörtliche Erfüllung des Paulus-Wortes 2 Kor. 5, 17: Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden[1]):

„Die neuesten Ereignisse, die in der Hauptstadt des französischen Reiches stattfanden, haben überall einen anregenden Eindruck hervorgebracht und eine Bewegung der Geister erzeugt, die eine unerwartet schnelle und günstige Erfüllung der ausgesprochenen Wünsche und Anträge der Völker bei ihren Fürsten zur Folge hatten.

Es sind allgemeine und besondere Hindernisse der freien Entwicklung in politischer und geistig wissenschaftlicher Beziehung mit einem Male gefallen; es sind Männer abgetreten, die ihre Zeit nicht mehr zu verstehen schienen, es ist Rede- und Druckfreiheit, dieses mächtige Mittel geistiger und bürgerlicher Belebung und Entwicklung, endlich gestattet und eingeführt worden und wird bei gesetzlichem Gebrauch heilsame Früchte wirken, was Gott geben wolle!"

Der Hofprediger J. E. R. Käuffer in Dresden gibt am 3. September seinem unbegrenzten Optimismus Ausdruck bei Beantwortung der Frage: „Worüber hat der Christ in den Wirren der Gegenwart zu halten, der es treu mit dem Evangelium und der Wissenschaft meint?"[2]):

„Gelobt sei Gott, wir leben in einer Zeit, in der allgemein eifriger als kaum jemals auf Erden die Anordnung aller bestehenden Einrichtungen nach der Regel der Vollkommenheit gesucht wird ... Schon lichten heller und heller die Höhen, wie tiefe Dunkel auch noch ringsum auf Erden liegen: Das Reich Gottes kommt!"

In gleicher Weise begeistert spricht sich Reinecke in Hildesheim aus (14. Mai, Jubilate, Psalm 42, 12: „Blicke in unsere bewegte Zeit")[3]):

„... Mit hoffnungsreicher Freude haben wir das Anbrechen der neuen Zeit begrüßt, wie man nach langer Nacht der goldenen Morgenröte, nach eisigem Winterfrost dem ersten warmen Frühlingshauch freudig entgegenjauchzt ... Freiheit war ja das Losungswort der Zeit, wahre segensreiche Volksfreiheit und damit wahre bleibende Volkswohlfahrt die herrliche Frucht, die aus dem Ringen der neuen Zeit sollte geboren werden.

Ich sage die wahre Freiheit, bei der der Staat eine schöne, eng verbundene Gesellschaft ist, ein Leib mit vielen Gliedern, in dem die Herren die ersten Diener des Ganzen sind, die wahre Freiheit, bei der nicht einzelne etwa zu Stand, Rang, Geburt oder Besitz allein wird das Volk von einer geordneten Teilnahme am Gemeinwesen ausgeschlossen bleiben. Schon unsere Zeit arbeitet kräftig an diesem Werke."

[1]) In der Einleitung seiner Gedächtnispredigt zur 300jährigen Stiftungsfeier der Hochschule am 19. März.

[2]) Vgl. Register. Der Relativsatz: der es treu usw. steht nicht in der Überschrift, wohl aber bei der Formulierung der Frage im Text der Predigt.

[3]) „Die Bewegung des deutschen Volkes im Jahre 1848." 1. Predigt.

bevorzugt sind, sondern bei der jeder Untertan als Glied des großen Ganzen seine Ansprüche und seine Rechte hat, bei der der Mensch gilt, was er als Mensch leistet, und wie er als Gottes Ebenbild und Mensch sich beweist, die wahre Freiheit, bei der der Mensch sich nicht nur in seinen äußerlichen Angelegenheiten und irdischen Gütern und Rechten frei und sicher fühlt, sondern auch in den heiligsten Angelegenheiten keinem Zwange unterworfen ist . . . .

Was Wunder, wenn unsere Freude in dem Maße wuchs, als wir sahen, daß diese Freiheitshoffnung kein leerer Traum sein werde, daß diese heilige Sache die gemeinsame Angelegenheit eines ganzen begeisterten Volkes geworden war und durch die unverletzliche Zusage und kräftige Mitwirkung der Könige und Herrscher dieses Volkes gerechtfertigt und bekräftigt wurde. Denn nur da, wo Herrscher und Untertanen in treuem Bund zusammenhalten, kann das Wohl des Staates gedeihen . . . .

Aber ich will nicht verhehlen, daß unsere Zeit auch bedenkliche Seiten gezeigt und große Gefahren herbeigeführt hat . . . . Laßt uns schweigen von dem, was bei uns und in andern Teilen unseres Vaterlandes geschehen, wo Brüder gegen Brüder aufgestanden sind und Bürgerblut geflossen ist. Es ist nun einmal dem Menschen schwer, das rechte Maß zu halten. Forderungen wurden laut, die nicht erfüllt werden konnten . . . . Wir begreifen es nur zu gut, wie auch sonst weniger ängstliche Gemüter jetzt mit Besorgnis in die nächste Zukunft blicken . . . .

Aber laßt uns die Sache nicht schlimmer ansehen, als sie wirklich ist. Kann sich denn aus dem starren Winter der Frühling ohne Stürme hervorringen? Unsere Hoffnung stützt sich auf den ehrenwerten Charakter und die von altersher bewährte Hochherzigkeit unseres deutschen Volkes, das jetzt von dieser Bewegung ergriffen und begeistert ist. Einst hat es die fremde Zwingherrschaft gebrochen; sollte es jetzt weniger kräftig sein, die Sicherheit im eignen Hause zu schaffen? . . . Zur ewig denkwürdigen Versammlung deutscher Volksvertreter laßt uns blicken. Dorther wird uns Hilfe kommen!"

Wilhelm in Neustadt a. d. Orla hält in seiner Silvesterpredigt[1]) das Jahr 1848, das alle Ereignisse, von denen die Bejahrtesten Zeuge gewesen sind, in ihrer Größe und Bedeutung verdunkelt, für das ausgezeichnetste in der Weltgeschichte durch die Folgen, die es bis jetzt gehabt hat und erst noch haben wird:

„Mit Dank gegen Gott laßt uns heute dies Jahr beschließen. Denn wir sahen die Völker Besseres erstreben, und Gott hat ihr Streben gekrönt. Auch unser Volk sehnte sich nach einer größeren Freiheit, als ihm bisher gegönnt war, nach einer würdigen Ausübung seiner politischen Rechte, die der Stufe seiner fortgeschrittenen Bildung

[1]) Vgl. S. 46 Anm. 4.

entspräche, nach Erlösung von so manchem, was als fehlerhaft und veraltet von der Vergangenheit auf die Gegenwart herüber vererbt war, aber seine Dauer nicht verdiente ... Nun, es war nicht umsonst ... Wir sahen überall Unruhe, und Gott hat den Frieden uns erhalten .... Saht Ihr nicht, wie alles Bestehende wankte und schwankte? wie alles, was dem Menschen auf Erden lieb und teuer ist, in Frage gestellt wurde? Wie die Flamme der Leidenschaft wütete und hier an das Leben der Menschen sich wagte, dort an ihr Besitztum?... Führt aber nicht doch Gott alles herrlich hinaus? Ja, es ist besser gegangen, als wir vermuteten, wir sehen heute, wie alles eine bessere Gestalt gewonnen hat, als es früher den Anschein hatte."

Ähnliche Ausführungen finden sich in der Silvesterpredigt des Oberkonsistorialrats Dr. Stirm in Stuttgart[1]):

„Wie vieles ist leichter an uns vorübergegangen, als wir glaubten! ... Wohl müssen wir klagen über so manche Verbrechen, über die Auflösung so mancher heiligen Bande von Zucht und Ordnung, über den Sturmlauf nicht bloß gegen die Throne auf Erden, sondern auch gegen den Thron im Himmel. Dennoch dürfen wir über den wüsten Schlacken nicht das edle Metall, im Sturmwind nicht die Blüten und edlen Samenkörner verkennen. Es ist das Aufstreben zu etwas Neuem und Besserem in den bürgerlichen Verhältnissen, es sind die großen und fruchtbaren Gedanken von der Pflege und Hebung des geringen Volkes, von der Aufhebung drückender Ungleichheit vor dem Gesetz, von Duldung und Bruderliebe, von freier Entwicklung so mancher bisher gebundenen Kräfte des Volkslebens. In diesem Streben der Besten unseres Volkes ist, soviel Unreines dabei ist, eine göttliche Absicht nicht zu verkennen. Der Herr hat bereits große Dinge unter uns getan!" [2]).

Schon etwas zurückhaltender äußert sich Chr. Klopfleisch, Archidiakonus in Jena (Miser. Dom., 7. Mai, 1 Petr. 2, 21–23: „Wer steht würdig im Kampf dieser Zeit?") [3]):

„Unsere Zeit ist an tiefer Bedeutung fast jeder früheren, wenigstens für unser deutsches Vaterland überlegen. Es war vor wenigen Wochen ein großartiger Anblick, zu sehen, wie ein Volk von mehr als

---

[1]) Vgl. Register.

[2]) Dieselbe Stimmung beherrscht auch seine Erntedankfestpredigt am 23. n. Trin. — Zu diesen stark optimistischen Predigten gehört auch die Predigt des Dekan und Hauptpredigers Dr. Fikenscher zu St. Sebald in Nürnberg bei dem durch die Kgl. Proklamation vom 6. März veranlaßten Dankgottesdienst am 10. März (vgl. Register), die die königlichen Zusagen mit leuchtenden Kometen vergleicht, mit Sonnen, in deren mildem Scheine es sich wohlleben läßt; ferner die Predigt des Pfarrers G. Pöhlmann in Burggrab bei Nürnberg, am 19. März (vgl. Register), in der er zum freudigen Dank gegen Gott auffordert, weil die Gutsherrschaft alle langgenährten heißen Wünsche ihrer Untertanen erfüllt hat.

[3]) Vgl. Register.

40 Millionen sich fast wie ein Mann erhob, um für seine heiligen Volksrechte in die Schranken zu treten. Jetzt ist Anlaß genug zur Befürchtung, daß der Kampf leicht ein unheilvoller werde und zu Verwicklungen führen kann, deren Ausgleichung vielleicht nur nach blutiger Entscheidung zu ermöglichen sein dürfte. Jeder muß an diesem Kampf sich mit aller Kraft und Begeisterung beteiligen. Aber nur der steht würdig im Kampf dieser Zeit, der auf der Seite des Rechts steht, d. h. an der Einheit und Freiheit Deutschlands, an den neu ins Leben gerufenen Einrichtungen festhält. Wo man dieses Ziel durch Mißbrauch entweiht oder rückwärts sich bewegt, da ist Unrecht, Sünde wider das Vaterland. Nur der steht würdig im Kampf dieser Zeit, wer einen unbescholtenen Wandel für sich hat, wer Selbstverleugnung und Geduld übt, wer fromme Gesinnung, Vertrauen auf den Vater besitzt.

Gott möge seine Gnade walten lassen über die hohe Versammlung von Männern, die nun bald in der freien Reichsstadt Frankfurt des Vaterlandes Wohl beraten und entscheiden werden! Möchte Gott dazu helfen, daß nicht abermals die Frucht eines großen Sieges unserm Volke vorenthalten werde!"

K. M. Kirchner an der Weißfrauenkirche zu Frankfurt zeichnet bei aller schwungvollen Zustimmung die Schatten der Zeit noch etwas stärker. Am 12. März predigt er über Joh. 8, 36[1]):

„Gott! Du hast auch in diesen Tagen, wo dicht neben wunderbar ersprossenen Ernten des Geistesfortschritts und des Völkerfrühlings ein Abgrund sich auftat, aus dem dämonische Gestalten auftauchten, uns beschützt!

Die Größe unserer Zeit lastet auf dem Geist zugleich mit einer Schwere, die ihn seltsam bedrückt, und grade jetzt gilt's, nach den untrüglichen Sternen Gang und Blick zu richten, die aus der höheren Welt in die irdischen Wechselfälle hereinragen.

Freiheit ist das Losungswort der Zeit; es wird vernommen hier mit bangem Herzklopfen, dort mit ungestümer Lust. Unsere Zeit, die so viele Bande löst und Hindernisse entfernt, hat doch auch ein herbes Muß für die, welches es nicht zu begreifen vermögen.

Aber grade da, wo das öffentliche Leben der Völker einer glorreichen Wiedergeburt entgegengeht, ist um so mehr zu verhüten, daß Wehen eintreten, die statt das ersehnte Kind der Freude und des Heils das Grausen der Zerstörung an den Tag bringen.

Freiheit, wir lieben sie; der süße, wonnige Lebensbalsam! Darum aber bekämpfen wir auch alles, was als Ausgeburt der Sünde in ihr priesterliches Gewand sich kleidet, statt des Rechts die Willkür, statt der Gottesfurcht die Gottlosigkeit. Die Freiheit ist uns allen etwas wert, die von oben stammt, die Freiheit, die er verheißen hat,

[1]) Vgl. Register.

dem auch der Freiesten Knie sich beugen, der nirgends andere Ketten schuf, als die seligen Bande der Liebe.

Die Kennzeichen der rechten Freiheit bestehen

1. in der begeisterten Innigkeit, mit der wir an den Kleinodien des Himmels festhalten. Die, die sich besonders die Gläubigen nennen, klagen, die Religion sei im Untergang. Liegt nicht Lästerung in diesen schaurigen Klagen?

2. im freudigen Gehorsam, den wir den Geboten der Pflicht und der Menschlichkeit leisten,

3. in der getrosten Selbstverleugnung,

4. im unerschütterlichen Vertrauen, mit dem wir auf die Macht des Guten bauen."

Am 24. April zu Ostern ist 1 Kor. 5, 8 sein Text[1]):

„In der Natur welche Ruhe bei aller Bewegung! In der Menschenwelt, in der Mitte des unleugbar Anerkennenswerten, welche Elemente des Aufruhrs und der Verwirrung! Die maßlose, in heftigen Stürmen aufbrausende Gärung, aus der sich noch keineswegs ein wahrhaft erquickender und herzerfreuender Lebenswein gesondert hat! Die, kaum nachdem sie beschwichtigt waren, wieder aufs neue erhitzten Leidenschaften! Der fast überall aus den Fugen der Ordnung und den Geleisen der Gewohnheit geworfene Lauf der Dinge, der bis jetzt umsonst einem allmächtigen Zauberwort entgegenharrt, das da ein Halt! und zugleich ein Wehe da! gebiete! Das alles stimmt ernst. Aber zwischen Ernst und Angst ist ein großer Unterschied.

Sollte die Auferstehung aus den fürchterlichsten Banden und des Todes schreckensvoller Haft nicht als ein mächtig emporragendes Wahrzeichen sich erheben, wo der Drang nach Erstehen zu reinerem Licht aller Gemüter sich bemeistert hat, und Völker von der Sehnsucht ergriffen sind, ihr eigenstes Geburtsfest zu feiern? Nein, ihr Klänge des Sieges und der Unsterblichkeit, ihr dürft nicht verstummen in dem betäubenden Wogensturm der Gegenwart!

Ostern bedeutungsvoll als das Fest

1. der Freiheit und Wiedergeburt,
2. des Gottvertrauens und der Glaubenstreue,
3. der Tatkraft und Heiligung,
4. der Todesüberwindung und Lebensherrlichkeit.

Aus dem Schlußgedicht: Zum Osterfeste ruft die Welt ...

Schaut auf zu diesen Opferflammen,
Den Leuchten einer bessren Zeit!
Und müßt Ihr vieles auch verdammen,
Vertraut dem Gott der Ewigkeit!"

---

[1]) Vgl. Reg. über Kirchners Verherrlichung des Reichsverwesers vgl. S. 31.

Nicht jubelnd, aber doch auch durchaus zustimmend ist die Haltung Fr. Mallets in Bremen. Er begrüßt Mitte Februar die nicht ohne Sturm, aber doch ohne Blut ins Werk gesetzte Verfassungsänderung (in der Predigt über Apg. 17, 26–28: Die Einheit des Menschengeschlechts)[1]):

„... Es wäre mir recht gewesen, wenn von Obrigkeit wegen der heutige Tag zu einem Dank-, Buß- und Bettag wäre angesetzt worden. Wir haben Ursache, gemeinschaftlich zu danken. Denn drohende Gefahr ist an uns vorübergegangen; dagegen ist ein Fortschritt im Rechtszustand unseres bürgerlichen Lebens geschehen, der an sich eine Wohltat ist und bei rechtem Gebrauch einen segensreichen Einfluß auf unser ganzes Gemeinwesen ausüben muß. ... Wir gehen schweren Tagen entgegen, wo wir Gottes Gnade nötig haben, um im Kampf für Freiheit und Recht festzuhalten an jeder heiligen Gottesordnung, ohne die der grüne Freiheitsbaum verwelkt und zur Rute in der Hand eines Gewaltigen wird.

Da aber ein solcher Tag nicht angeordnet ist, ermahne ich Euch, auf das eine Notwendige Eure Andacht zu richten."

Nach dem Ausbruch der französischen Revolution am 27. Februar beschreibt er auf Grund desselben Textes „Unser Verhalten unter den Bewegungen der Zeit"[2]):

„Ein großes Ereignis hat in diesen Tagen die Welt überrascht. Viele haben es mit zitternder Freude begrüßt, weil sie von ihm auch eine bessere Gestaltung unseres Vaterlandes erhoffen. Aber niemand kann sich der Besorgnis erwehren, daß selbst, auch wenn diese Hoffnung sich erfüllte, doch das Bessere nur aus den Stürmen und Wehen einer ernsten schweren Zeit könnte geboren werden. Was uns vielleicht später auf friedlichem Wege geworden wäre, das wird uns jetzt schneller werden, aber um den teuren Preis unseres Gutes und Blutes.

Wir dürfen nicht mehr davon reden, denn die Kanzel ist keine Volkstribüne; sie ist für das Wort und Reich Gottes bestimmt. Aber ebendarum muß auch der Geschichte des Tages gedacht werden, denn wir sind mit dem Reich Gottes in dieser Welt.

I. Warum wir uns den großen Ereignissen der Zeit nicht entziehen können und dürfen. Alle Menschen sind blutsverwandt. Daher kann auch die Wirkung eines Ereignisses, das mit dem tiefsten Wesen des Menschen in Verbindung steht, das die ewigen Bedürfnisse seines Herzens und Geistes berührt und das fördernd oder hemmend in seine Entwicklung eingreift, nicht isoliert werden. Man kann sich dagegen nicht absperren, nicht durch Befehle und Gebote, nicht durch die Gewalt der Waffen, nicht durch chinesische Mauern. Es berührt Millionen wie ein elektrischer Schlag. Ein solches Ereignis haben wir erlebt. Es ist nicht ein Werk von außen gekommen, die,

---

[1]) Vgl. Register. [2]) Ebenda.

die äußerlich ihr Werkzeug waren, haben es nicht gemacht. Es ist aus der innersten Tiefe des menschlichen Wesens hervorgegangen, erntet, was vergangene Jahrhunderte gesät haben, und streut eine neue Saat für die Zukünftigen aus.

II. Wessen wir bei allen Stürmen der Zeit zu getrösten haben. Es kann uns wohl bange werden bei dieser unauflöslichen Gemeinschaft, der wir uns nicht entziehen können. Denn alles, was aus der Menschheit hervorgeht, setzt auch alle Kräfte des Abgrunds in Bewegung, die die Menschheit mit der Sünde in ihr Blut aufgenommen hat, das löst mehr oder minder auch die Bande der Gottlosen, die das Heilige zu ihren Zwecken mißbrauchen.... Daher folgt gewöhnlich auf die Bewegung der Herzen ein heißer schwerer Kampf, und endlich erhebt sich aus den widerstreitenden Elementen eine Macht wie stolze Meereswogen, denen man keinen Damm setzen kann. Das sind die Wehen einer neuen Weltepoche. Ohne Blut und Tränen wird sie nicht geboren.

Es ist jedes Menschen heilige Pflicht, dem zu wehren, soweit sein Wort und seine Hand reicht. Wir dürfen uns nicht nur duldend verhalten, wir müssen auch handeln. Wir müssen uns zu dem bekennen, was dem Bedürfnis des menschlichen Wesens entspricht, das ohne Wahrheit, Freiheit, Gerechtigkeit nicht bestehen kann. Wir müssen zu Opfern und Taten bereit sein, die die Not der Zeit, die Gefahr des Vaterlandes und die unabweislichen Forderungen menschlicher Zustände verlangen....

Aber wenn dann doch der Sturm über uns hereinbricht?... Nicht die Menschen, Gott macht die Geschichte, der manches Mal gesprochen: bis hierher und nicht weiter! Wie haben wir es doch erfahren, als das Königtum sich so hoch erhoben hatte, daß ein König sagen konnte: Ich bin der Staat!... Wie hat Gottes Hand da einen Damm gesetzt! Wie hat Gott weiter den wilden Wogen einer Weltmonarchie ein Ziel gesetzt!...

III. Worauf wir bei allen Veränderungen der Zeit den Blick der Sehnsucht und Hoffnung hinrichten müssen.... Gottes Wort ist das Licht der Weltgeschichte, daß sie den Herrn suchen soll" [1]).

In der Form ebenfalls ruhiger, auch etwas kritischer und strenger in der Beurteilung der allseitigen Schäden und Mängel der Zeit sind

---

[1]) Einen starken Kontrast zu diesen beiden Predigten bildet nicht seine kritische Blum-Nachfeier, S. 41, — man konnte ein entschiedener Freund des Fortschritts sein und doch Blums Vorgehen verurteilen — auch nicht sein späterer Kampf mit Dulon, dem Pantheisten und Revolutionär, auch nicht sein durch Dulons Pamphlet veranlaßter Brief an Friedrich Wilhelm IV., wohl aber seine von Wilkens geschilderte streng konservative Gesamthaltung; vgl. Wilkens, Fr. Mallet, der Zeuge der Wahrheit, S. 229ff. Trotzdem ist nicht zu verkennen, daß Mallet in den herangezogenen Predigten, also wenigstens zu Anfang, die Fortschrittsbewegungen der Zeit durchaus positiv einzuschätzen gewillt ist.

die zahlreichen, den politischen Fortschritt verherrlichenden Predigten Schmaltz' in Hamburg[1]). Am 12. März erhofft er von der von Gott wie ein reinigendes Gewitter gesandten französischen Revolution eine segensreiche Wirkung auf das Verhältnis von Fürsten und Volk (1 Kor. 1,18–25: „Wie göttliche Weisheit die Weisheit der Menschen beschämt") [2]):

„In den Geschicken der Völker begegnen dem aufmerksamen Beobachter die auffallendsten Zeugnisse vom herrlichen Walten der göttlichen Weisheit zur Beherrschung der Menschen. Nach Tagen der Erleuchtung treten mit einem Male Tage der Verfinsterung ein. Diese wird von Mächtigen geschirmt und planmäßig befördert; dem freien Forschen und der offenen Verkündigung ungeschminkter Wahrheit setzt man alle Hindernisse entgegen; die Freiheit des Glaubens fängt schon an, bedroht zu werden, weil die zunehmende Hinneigung zu starrem Buchstabenglauben oder schwärmerischem Aberglauben, besonders unter den Höherstehenden, den Gewaltmaßregeln zum Schutz der Finsternis einen Stützpunkt gewährt. Da werden die treuen Freunde der Menschheit besorgt. Aber alle ihre Bestrebungen haben nur geringen Erfolg . . . Dann kann auch der Einsichtsvollste sich ratlos fühlen. Siehe, da treten plötzlich Ereignisse ein, die alle Gemüter tief bewegen und wie heftige Gewitterstürme die Luft reinigen und die dichten Nebel zerstreuen, die die geistigen Blicke vieler umhüllen, während sie vielen anderen die Unsicherheit aller irdischen Güter auf so ernste Weise fühlbar machen, daß sie wieder daran denken, Hilfe auf überirdischen Höhen zu suchen. Wir leben in einer glaubensarmen Zeit. Viele sehen nichts als das Spiel irdischer Kräfte. Da hat jeder Ursache, sich zu bewachen, um nicht geblendet zu werden. Deshalb laßt uns fleißig darauf merken, wie göttliche Weisheit die Weisheit der Menschen beschämt. Das tritt uns in unsern Tagen heller als jemals vor Augen. Das Wohl der Völker ist niemals in größerer Gefahr, als wenn das gegenseitige Vertrauen zwischen ihnen und den Regenten wankend wird. Darum mußte es jeder wahre Volksfreund mit der größten Besorgnis bemerken, daß dieses traurige Verhältnis überall eintrat und fast in allen Ländern mehr und mehr sichtbar, in manchen schon schmerzlich fühlbar wurde. Die Bestrebungen der Wohlgesinnten blieben ohne Erfolg. Auf der einen Seite waren die Forderungen zu maßlos, auf der andern die Zugeständnisse zu karg. Hier wie dort hatte man das Bewußtsein verloren, wie unentbehrlich für die allgemeine Wohlfahrt das gegenseitige Vertrauen ist. Auch sonst furchtlose Vaterlandsfreunde sahen die Schreckenszeit eines allgemeinen Kampfes der rohen Gewalt mit dem Gesetz oder der gesetzlichen Ordnung herannahen. Da trat die höhere Weisheit des himmlischen Regenten in ihrem hellsten Glanze hervor. Sie ließ es geschehen, daß ein großes, feuriges und leicht aufbrausendes Volk durch eine scheinbar geringe Veran-

[1]) Vgl. seine Parlaments-Festpredigt S. 21 f.
[2]) Neue Predigten, Invokavit.

lassung in die stürmischste Aufregung versetzt und zum gewaltsamen Umsturz der bestehenden Verhältnisse hingerissen und damit zugleich der Friede der Nachbarvölker bedroht wurde. Es sollte ihnen die Gefahr vor Augen treten, und in der Tat ist das das sicherste Mittel, das gegenseitige Vertrauen zwischen Fürsten und Völkern wieder zu erwecken. Beiden muß es ja nun einleuchten, daß sie nur in vereinter Kraft stark genug sein können, und so läßt sich hoffen, daß man überall einander von beiden Seiten offen und ehrlich entgegenkommen und sich freundlich die Hand reichen werde. Das mag uns auch zum Trost gereichen beim Ernste der Zeit. Manche jugendlichen Gemüter überlassen sich wohl den überschwenglichsten Hoffnungen. Jeder Besonnene aber, dem die Geschichte des letzten halben Jahrhunderts kein verschlossenes Buch ist, kann sich nicht verhehlen, daß die Zukunft drohend genug vor uns liegt. Der gewaltige Sturm scheint immer weiter sich ausbreiten zu wollen: Hier ein Land, das nur durch schonungslose Gewalt niedergehalten, dort ein anderes bis zur ungezügelten Leidenschaft aufgeregt, viele in ganz neue und ungewohnte bürgerliche Verhältnisse geführt, die noch der Befestigung bedürfen, viele auch, die mit der gespanntesten Erwartung der Erfüllung rechtmäßiger Wünsche und der Befriedigung dringender Bedürfnisse entgegengehen, überdem einzelne, die in jedem Wechsel der Völkerschicksale einen Schimmer zur Hoffnung der Wiedereroberung ihrer verlornen Freiheit erblicken. Überall unzählige Keime und gefährliche Zündstoffe. Darum sei Gott unser Trost!"

Am 19. März, Reminiscere, weist er den Vorwurf zurück, daß das Unheil in der lebhaften Bewegung der Zeit selbst liege[1]):

„Wer diese nur aus unlauteren Quellen herleiten und sagen wollte, daß sie nur künstlich erzeugt und in verwerflicher Absicht hervorgerufen sei, würde ebenso unverständig als ungerecht urteilen. Sie ist vielmehr die notwendige Folge der fortgeschrittenen Entwicklung der Zeit. Auch die besten und zweckmäßigsten Formen des Staatslebens haben, wie alle irdischen Dinge, ihre Zeit, die sie nicht überleben."

Ähnlich in der Predigt am Dankfest am 18. Oktober:

„Diejenigen haben großes Unrecht, die dem Geschlecht unserer Zeit wegen seiner Ansprüche zürnen und in ihnen nichts als das Gelüsten eines ungezügelten Freiheitstriebes erkennen wollen. Ein Blick auf die große Vergangenheit lehrt, daß sie sich aus dieser nach einer inneren Notwendigkeit entwickeln mußte, daher selbst vor Gott als gerechtfertigt erscheinen."

Am 2. April, Lätare, wendet er sich ebenso gegen revolutionäre wie reaktionäre Auswüchse[2]):

---

[1]) 1 Petr. 4, 1—5: „Der Rat des Apostels, gegen die Unruhe des Lebens uns mit Christi Sinn zu waffnen."

[2]) 1. Tim. 6, 12—16: „Im Kampf die Bewährung."

„Überall ist jetzt ein Kampf entbrannt. Der Kampf, wo er not tut, ist gut und ehrenwerter als das feigherzige Ertragen eines knechtischen Joches und jener gefühllose dumpfe Sinn, der auch den ungerechtesten Raub heiliger Lebensgüter gleichgültig erdulden kann. Aber man sollte sich doch immer überlegen, welch einer Sache es gilt. Wir hören mit Schaudern von wilden Horden, die in manchen Ländern wie Raubtiere umherziehen.

Erfreulich ist's, wenn in einem Land, das lange Zeit jede fortschreitende Entwicklung des bürgerlichen Lebens vermissen ließ, das Volk zu dem Verlangen nach Freiheit erwacht und das Oberhaupt selbst ihm die Hand bietet und sich zu Zugeständnissen herbeiläßt, die kaum zu erwarten waren; bemerkt man aber daneben, daß es darauf abgesehen ist, im Religionsleben des Volkes mit aller Macht den alten Stillstand zu schützen, jedes eindringende Licht abzuwehren und die Völker fort und fort unter dem knechtischen Geistesjoch zu halten, so kann man die Sache nicht als eine gute bezeichnen; die fortbestehende Geistessklaverei wird auch die bürgerliche Knechtschaft zurückführen" [1]).

Immer wieder bekämpft er einen falschen Pessimismus, so in der Predigt am Brandfest [2]):

„Mut für die Zukunft! Gewiß, die jetzigen Kämpfe um eine bessere Zukunft sind betrübend genug. Aber das Wertvollere wird allezeit erkämpft. Selbst die Beklagenswertesten, die den geliebten Sohn oder Gatten zum Opfer bringen mußten, werden über ihren Schmerz sich erheben können, wenn sie nur der Segensfrüchte gewiß wären, die man überall erwartet. Aber das ist's ja, was manche verstimmt, daß sie diese Erwartung nicht mit rechter Zuversicht teilen; es zeigt sich der unwürdigste Mißbrauch, und man sieht weniger heilsame als verderbliche Früchte. Gewiß, aber die Menschen müssen immer erst lernen, von den neuen Gütern Gebrauch zu machen. Daher darf es uns nicht irremachen, wenn hier und da die bürgerliche Freiheit mißdeutet und als Aufhebung aller bürgerlichen Ordnung betrachtet und in unseliger Verkehrtheit zu Volksaufwiegelung und Verwüstung mißbraucht werde. Das sind allerdings betrübende, aber nur vorübergehende Erscheinungen."

In der Predigt am 9. n. Trin. (20. August) [3]) heißt es:

„Auch unser Leben ist in eine vielversprechende Zeit gefallen. Manche haben sie nicht begriffen und in all ihren großen Bestrebungen, wie einst die Zeitgenossen des Herrn in seinem göttlichen Sterben und Wirken, nichts als mutwillige und gefährliche Neuerungen

---

[1]) Sicherlich ist bei dieser Ausführung an Preußen gedacht, vgl. S. 22 Anm. 1.

[2]) Mis. Dom., Pred. Salom. 1, 9—11: „Ein ernster Rückblick auf Tage erschütternder Trübsal unter den Kämpfen auf eine bessere Zukunft."

[3]) 2 Tim. 2, 3—13: „Ratschläge zum mutigem Kampf mit den Leiden einer vielversprechenden Zeit."

erkennen wollen. Andere haben sie verstanden, aber in zu schwärmerischen Eifer für sie sich hinreißen lassen; überall Parteikämpfe mit all den betrübenden Erscheinungen, die immer in ihrem Gefolge sind; und wieviel Untaten, zu denen Gleichheit und Freiheit den Vorwand hergeben müssen! Daher die Gefahr, den Wert der Gegenwart zu bezweifeln und ihre unbestreitbaren Vorzüge zu verkennen. Nein, es sind große und edle Gedanken, es ist ein hohes Ziel, nach dem unsere Zeit strebt; es sind die wertvollsten Güter, ohne die alle anderen Besitztümer ihre Bedeutung verlieren; ihre mächtige Erhebung ist großartig; sie bezweckt nichts Geringeres als einen wesentlichen und heilbringenden Fortschritt der Völker in ihrem inneren Zusammenleben. Für solch hohen Preis wird kein Wohldenkender sich weigern, auch manches Schwere und Schmerzliche zu tragen"[1])[2]).

Mit keinem andern der bisher Genannten zusammenzustellen ist Rupp in Königsberg. Bereits in seiner Gedächtnisrede für die Märzgefallenen zeigte sich seine Eigenart, die sich stark von der seiner kirchlich-politischen Gesinnungsgenossen abhob[3]); sie tritt auch in seinen andern Predigten[4]) deutlich zutage. Auch er ist unbedingter und begeisterter, ja radikaler Anhänger der politischen Fortschrittsbewegung; auch er sieht darin Gottes Willen und Christi Geist; so in der 1. Adventspredigt[5]):

„Wir haben uns die alte Botschaft des Advents, daß der Herr kommt, nur in unsere Sprache des Selbstbewußtseins und freien Willens übersetzt, wenn wir sagen: Fortschritt. Und besonders in diesem Jahre soll der Fortschritt unser Adventsruf sein, damit die Bestrebungen der Macht, den Fortschritt der Völker zu hemmen, uns nicht entmutigen."

Oder in der Predigt am 2. Advent[6]):

„Das zu heiliger Begeisterung entzündete Gemeingefühl der Menschen für Recht und Wahrheit ist jene Wiedergeburt zu einem neuen höheren Leben, das Jesus von uns allen fordert .... Es gibt wenige Zeiten der Geschichte des Menschengeschlechts, von denen man mit mehr Recht als von diesem Jahre sagen kann: Gott hat sein Volk heimgesucht und mit seinem heiligen Feuer der Begeisterung

---

[1]) Vgl. die Schmaltzsche Beurteilung der religiös-sittlichen Zustände § 10, S. 123.

[2]) In diese Gruppe sind einzureihen die bereits genannten Zimmermann (S. 29 f.), H. Palmer (S. 51), K. W. Schultz: „Das Vorbild Jesu in unserer ernsten Zeit" (5. März) S. 46, ferner J. Hormuth: „Die würdevolle Haltung erleuchteter Christengemeinden bei Stürmen und Erschütterungen der Zeit" (29. Aug.). Daß auch Baumgartens Predigten hierhin gehören würden, ist aus seiner Selbstbiographie ersichtlich; vgl. unten S. 113 Anm. 2, S. 124 Anm. 2.

[3]) S. 14 f.

[4]) Vgl. Register.

[5]) Ohne Text: „Wem sollen wir uns auf der Bahn des Fortschritts anvertrauen?"

[6]) Ebenfalls ohne Text: „Worin liegt die Bürgschaft, daß wir teilnehmen an dem Fortschritt des Menschengeschlechts?"

getauft; ihm ist beigelegt die Krone der Gerechtigkeit. Darum halte, was Du hast!"

Auf der anderen Seite aber stellt er rein innerlich, rein religiös die ewige Gerechtigkeit in den Vordergrund, der gegenüber schließlich alle politischen Formen gleichgültig sind und die radikal alles, auch alle bisherigen Fortschritte mißbilligt; so in der 1. Adventspredigt:

„Ob es jetzt besser sei, dem Fürsten zuzutrauen, daß er am besten prüfen und anerkennen werde, was die Stimme der Gerechtigkeit verlangt, oder ob es besser sei, sich auf die zu verlassen, die die unbeschränkte Fürstenmacht bekämpfen, ob gegenwärtig diejenige Verfassung vorzuziehen sei, in welcher jede Erinnerung an unbeschränkte Herrschaft verwischt ist, oder ob die Verfassung sich besser eigne, die an frühere Zustände vorsichtig anknüpft, über all diese Fragen kann verständig und töricht viel gestritten werden; das aber ist unbestreitbar, daß das Werk der Bildung nur in dem Grade fortschreiten kann, als die blinde Anhänglichkeit an einzelne Personen und der blinde Glaube an eine einzelne Verfassung schwindet, daß das Werk des Fortschritts scheitern muß, wenn wir an Menschen und Formen unser Vertrauen verschwenden, was allein dem ewigen Gesetz der Gerechtigkeit gebührt."

In der Predigt am 3. Advent[1]):

„Seit länger als einem Jahre treibt nun bereits die Welt das alte Torenspiel, einen neuen Lappen auf das alte Kleid zu setzen, und doch lernt sie noch nicht erkennen, daß der Riß immer ärger geworden ist und bleiben muß, wenn sie ihre halben Maßregeln nicht aufgibt. Einen andern Weg aus diesem Reich des Todes gibt es nicht als den, den Jesus uns gegeben hat: mit dem Bestehenden zu brechen, das Bestehende als ein Werk der Lüge und Ungerechtigkeit zu erkennen und zu behandeln und mitten in dieser Welt des Verfalls und der Auflösung eine neue Gemeinschaft des Lebens zu gründen" [2]).

Wie Rupp zum mindesten von seinen näheren Kollegen der freien Gemeinden sich unterscheidet, beweist ein anderes Beispiel: E. Herrendörfer, Prediger bei der freien Gemeinde zu Neumarkt, spricht, allerdings in einem religiösen Vortrag, am 3. Dezember vor der freien Gemeinde zu Halberstadt, deren Prediger A. Wislicenus, von einem benachbarten Geistlichen denunziert, sich in Untersuchungshaft befand, über das Thema: Die Rückkehr zur Gottesherrschaft[3]):

---

[1]) „Die Vorurteile, die unser Volk und unsere Zeit auf der Bahn des Fortschritts zurückhalten."

[2]) Rupps eigentümliche Stellungnahme ist, freilich mit andern politischen wie theologischen Vorzeichen, eine Parallele zu Beck und Rückert, S. 83f.

[3]) Vgl. Register.

„Bisher waren wir allein mit der unter uns neu belebten Siegesgewißheit des Evangeliums; aber jetzt scheint es, als wolle sich dieser Glaube ausbreiten. Blickt auf die Mehrzahl der heldenmütigen Vertreter unseres Volkes, wie sie mit unerschütterlichem Mut dem Andrang der Gewalt keine andre Waffe entgegensetzen als das Gefühl ihrer Würde. Das Evangelium von der Kraft Gottes im Menschen ist aufs neue lebendig geworden in diesen Tagen in der Menschheit, und das Ende des Kampfes wird die Rückkehr zur Gottesherrschaft sein.

Diejenigen verstehen die gegenwärtige Bewegung schlecht, die meinen, es handle sich nur darum, daß die Gewalt aus den Händen derer, die sie jetzt haben, auf andre übertragen werde. Herrschaft bleibt Herrschaft. Nein, das einzige ist, daß die menschliche Herrschaft aufhöre und die Gottesherrschaft komme.

Gottesherrschaft ist weder Priesterherrschaft noch Herrschaft des einzelnen Menschen. Wir wollen nicht sagen, daß ein einzelner an der Spitze eines Volkes sich mit der Gottesherrschaft nicht vertrage; aber das ist Sünde, wenn man beides, die Herrschaft des einzelnen und die Herrschaft des Ewigen, in eine besondere Beziehung setzt. Menschen, die vermöge ihrer Macht in einem besonderen Verhältnis zu Gott zu stehen glaubten, endeten, wenn sie diesen Gedanken mit Lebhaftigkeit verfolgten, meistens im Wahnsinn, und der Bau ihrer Herrlichkeit fiel über Nacht in Trümmer, wie das Kartengebäude eines Knaben. Die Völker folgen dem Zug der Wahrheit, wenn sie den Rest dieses Wahnes, der sich in dem „Von Gottes Gnaden" bis heut erhält, zu zerstören suchen. Gewiß, es war ein Augenblick in Gott, als einst ein frommer Fürst in Demut jenes Wort sprach. Aber dieses ursprüngliche Zeichen der Demut ist längst in ein Zeichen des widerwärtigsten Hochmutes verkehrt worden, und es kann christlichen Völkern nicht gleichgültig sein, wenn sie die einfachsten Begriffe des Evangeliums mißbraucht erblicken. Solange jenes „von Gottes Gnaden" festgehalten wird, solange sind die Völker noch nicht frei von Aberglauben.

Die Rückkehr zur Gottesherrschaft ist die Rückkehr zur Herrschaft des Volkes, aber des ganzen Volkes, ohne Unterschied des Standes und der Bildung. Aller Herrschaft, das ist für viele ein Schreckenswort. Aber gibt uns nicht die in den letzten Tagen bewiesene Mäßigung des Volkes, die wahrhaft bewunderungswürdige Geduld, die es seinen Peinigern entgegenzusetzen wußte, einen schlagenden Beweis, daß wir von der Herrschaft aller barbarischen Zustände nichts zu erwarten haben? Unsere einzige Bürgschaft ist die Wahrheit, daß Gott in allen lebt. Zwar nannte sich die bisherige Ordnung christlich, aber die Grundsätze waren dem Gedanken Jesu über das Wesen des Menschen durchaus entgegen. Oder kann es einen größeren Gegensatz geben: der Mensch ist von Natur gut, das die Ansicht Jesu, und: der Mensch ist von Haus aus verderbt, die Ansicht, die von

einer selbst verderbten Kirche über alle menschlichen Verhältnisse verbreitet ist!

Diese Herrschaft des Gotteswillens in allen ist die Volksherrschaft, die wir unter der Rückkehr zur Gottesherrschaft verstehen. Sagt nicht, daß es zu derselben ein weiter Weg sei. Daß Gott lebt in jedem Menschen und damit es in die Erscheinung trete, bedarf es nichts, als daß es wachgerufen und seiner freien Entwicklung jedes Hindernis aus dem Wege geräumt würde. Von Jesus ging dieser Ruf aus; aber bald war sein Losungswort wieder vergessen. Einem Volk, das die Gottesherrschaft zu verwirklichen trachtet, sind aber nicht nur alle jene niedrigen Leidenschaften des Hasses und der Rache fern, es hört auch auf, sich durch äußere Vorteile bestimmen zu lassen. Ein Volk hingegen, das nur den Eingebungen seiner Leidenschaft folgt und seinen ganzen Sinn auf die äußere Wohlfahrt richtet, beweist, daß es zur Mündigkeit noch nicht reif ist, und ist selbst schuld, wenn es nach kurzer Erhebung in neue Knechtschaft versinkt.

In der Kirche herrscht überall Ratlosigkeit; sie weiß nicht, ob sie segnen oder fluchen soll. Solange der Staat feststand, hatte auch sie eine Festigkeit, die willenlose Magd und Polizeianstalt. Jetzt aber hat sie allen Halt verloren. Als die vorigen Vertreter unseres Volkes sich versammelten, da befahl die Staatsgewalt der Kirche, für dieselben zu beten. Später, als die Vertreter sich das Mißfallen der Gewalt zugezogen hatten und von ihr in die Heimat geschickt worden waren, wandelte sich nicht selten das Gebot in einen Fluch.

Anders verhält es sich mit den freien Gemeinden. Der Stand unserer bürgerlichen Bewegung erhebt sich zu der Höhe religiöser Überzeugung. Was sich zu dieser Höhe emporarbeiten will, darf unserer Gemeinschaft nicht gleichgültig sein, die Religion nimmt nicht nur die unveräußerlichen Forderungen der Völker in Schutz, sie rüstet auch diejenigen, die jene Forderungen aus Religion erhoben, mit jener unwiderstehlichen Kraft und Weisheit aus, der keine Gewalt auf die Dauer Widerstand leisten kann."

II. Unbedingte Gegner des politischen Fortschritts[1]).

Dem Hofprediger Strauß[2]) in Berlin gibt Israels gottwidriger Wunsch in der Wüste Kardes Barnea: Laßt uns einen Hauptmann aufwerfen! Anlaß zur Klage und Anklage wider die Gegenwart[3]):

„Ist's nicht, als wenn von der Geschichte unserer Tage die Rede wäre? Wir wollten nicht den Weg der Buße wandeln; Aufrührer wollten auf eignem Weg das Volk zu seinem Glück führen, und Tausende ließen sich betören, die Führung des Herrn zu verwerfen und der menschlichen Kraft zu trauen .... Wir wollen ins einzelne

---

[1]) Vgl. die nähere Charakteristik S. 54. [2]) Vgl. S. 5 f.

[3]) Predigt am 6. n. Trin., 30. Juli, über 4 Mos. 14, 8. 9.

gehen. Die Armut ist bitter .... Unsere Väter freilich konnten sie ertragen durch Genügsamkeit und Ergebung in Gottes Willen. Aber unsere Armen wollten sich selber helfen. Da sie das auch nicht vermögen, sind sie auf dem Wege, sich selbst und das ganze Volk elend zu machen. Jede bürgerliche Ordnung ist menschlich, hat ihre Schwächen und bedarf fortwährend der Besserung. Bei unsern Vätern war freilich der Geringste gewiß, daß er daran teilnehmen könnte und müßte, sowohl in unablässigem Gebet wie in treuem Gehorsam. Aber die Weisen unserer Zeit wollten durch eigne Klugheit bessern und meistern, und es begann eine Zerrüttung aller bürgerlichen Verhältnisse. Die Freiheit ist ein hohes Gut. Aber unsere Väter verstanden darunter Freiheit von der Sünde. Aber die Helden unserer Tage wollten die himmlische Gabe mit irdischer Faust an sich reißen, und eine allgemeine Knechtschaft droht. Die Kirche kann es nicht stark genug wiederholen: das innere Elend eines Volkes geht aus Selbsthilfe und Unglaube hervor."

Charakteristisch ist auch seine Silvesterbetrachtung[1]):

„Ostern, die 50 Tage der Freude waren nicht Tage der Freude ... Es kam Pfingsten. Da hat es sich scheinbar im Kern der Gemeinde geregt. Während die Zerstörung in unserm bürgerlichen Wesen mit jedem Tage stieg, stieg auch das Seufzen der endlich erwachten Gläubigen um eine neue Ausgießung des heiligen Geistes .... Eine Gebetswolke stieg auf aus Berlin. Hier liegen die Fundamente der Rückkehr und der Heimsuchung der Gnade. Davon zeigt das Ende. Umweht uns nicht eine frische Abendkühle? Schon im November wandte sich der Zorn des Herrn in Barmherzigkeit um. Er gab uns ein köstliches Unterpfand in einer Großtat des Königs[2]) .... Wundersam fügte es sich, daß nun der Advent kam. Es ist, als wenn unsere Zeit wirklich geistliche Erfahrungen gemacht hätte. Die Blinden sehen, was aus einem ruhmreichen Volk, aus einer blühenden Stadt durch Gottlosigkeit wird."

Krummacher in Berlin sieht bereits Anfang Februar besorgt in die Zukunft[3]):

„Wachtfeuer bedenklicherer Art als die der Kananiter leuchten bald hier bald da am Horizont unserer Tage auf: Grundsätze und Richtungen dämonischen Ursprungs, die, wenn sie mit ihren vollen Konsequenzen ins Leben treten, eine Zeit der Verwüstung in Familie, Staat und Kirche heraufführen werden, wie noch keine dagewesen ist, eine Zeit ohne Pietät, Untertänigkeit und Treue, in der jeder regieren und keiner mehr gehorchen will, da mit dem Feldgeschrei Emanzi-

[1]) Predigt über Pred. Salom. 7, 9.

[2]) Dies bezieht sich wohl auf die Verlegung der Nationalversammlung nach Brandenburg und auf die Erklärung des Belagerungszustandes in Berlin.

[3]) Predigt über Josua 5, 13—15.

pation der gottloseste Egoismus in nackter Gestalt sein Wesen treiben und Satanas triumphierend den Anbruch seines Milleniums proklamieren wird. Noch hält die Macht der zurzeit bestehenden Staaten den Basilisk, ohne freilich sein Wachsen hindern zu können, in seinen schon durchbrochenen Eierschalen zurück. Wie lange aber noch bei der in einem wahrhaft unheimlichen Fortschritt begriffenen Verarmung fast aller Länder, bei dem von Tag zu Tag mehr in Kriegswolken sich hüllenden Horizont!"

Im Mai mahnt er, wohl noch nicht ohne Hoffnung[1]):

„O Deutschland! erwache aus deinem Taumel! reibe dir die Augen! Noch ist es nicht zu spät! besinne dich auf dein eigentümliches nationales Grundwesen und auf deinen geschichtlichen Beruf. Zeige dich der dir zuteil gewordenen politischen Freiheit würdig, wie deine Stammesgenossen in England, durch eine männlich besonnene, sittlich ernste und Gott und Gottes Ordnung untertänige Haltung."

Im Juli kehrt er den Zeitbewegungen völlig den Rücken; vor allem in seiner Predigt über 1 Mos. 11, 1 – 9[2]): „Im Turmbau zu Babel spiegeln sich ihm Zustände, Unternehmungen und möglich bevorstehende Verhängnisse der gegenwärtigen Zeit":

„Gab es seit Babylons altersgrauen Tagen eine Zeit, in der der Mensch, dieses sterbliche Eintagsgeschöpf, den Kopf höher getragen hätte und in maßloserer Vergötterung seines Ichs befangen gewesen wäre als gegenwärtig? wo er rückhaltloser und ungeteilter an das Zeitliche und Materielle hingegeben war? Wir nennen uns stolz ein souveränes Geschlecht, die wir nicht einmal souverän genug sind, uns selbst zu beherrschen. Welch eine beispiellose Monotonie der Anschauungen, Grundsätze und Bekenntnisse in der Masse des Volkes! Überall dieselben Stichworte: Emanzipation, Selbständigkeit der Vernunft, unveräußerliche allgemeine Menschenrechte! Seht hier etliche Laute der gemeinsamen Sprache von Millionen in unseren Tagen! Wollt Ihr, daß sie Euch in vieltausendstimmigen Chören entgegentönen, so stellt Euch nur auf die offnen Märkte der Welt, fahrt mit den fliegenden Bahnzügen, dem Stolz unseres Jahrhunderts, begebt Euch in die sogenannten Volksversammlungen, und es werden Euch von dem öden Unisono der modernen Weltsprache die Ohren gellen.

In Nimrod gipfelt die gottvergessene, frevlerisch mutwillige Richtung seiner Zeit. Nimrods von jenem alten, urkräftigen Korn und Schrot hat freilich unsere Zeit nicht aufzuweisen; aber es ist nicht gesagt, daß sie denen, die, als ihre Vorboten vielleicht, freilich in sehr verdünntem Maßstabe, hin und wieder schon von allerlei Rednerbühnen sich hören lassen, nicht heut oder morgen noch folgen werden. Wie

[1]) Predigt über Offenbarung 3, 11: „Halte, was du hast! Hütet Euer Volkstum, Euer Kirchentum, Euer Christentum."

[2]) 23. Juli.

viele Tausende unserer Zeitgenossen sind trotz des Freiheitsbanners, das sie schwingen, schon diesen untertan und tanzen nach ihrer Pfeife. O schmähliche Menschenknechtschaft! Ihr seid so voller Lobpreisung der Vernunft! Ermannt Euch doch wenigstens einmal zu dem Gedanken, daß die Vernunft auch in Euch sei und nicht in diesem und jenem bloß; denen Ihr Euch geistig verkauftet und mit einer Devotion, wie nie ein Fürst sie Euch zumutete, sklavisch die Schleppe tragt.

Nimrods Gedanke, eine offne und bewußte Empörung gegen Gott, ein Sozialismus bösester Gattung, ist ein merkwürdiges Vorbild der auch in unsern Tagen nach der Herrschaft Trachtenden. Ein Einigungsprojekt schleicht im Finsteren, das verwirkliche sich nie: nämlich die staatliche Fixierung, Festhaltung und immer allgemeinere Geltendmachung des gegenwärtig herrschenden Zeitgeistes, der ein Geist ist der Emanzipation von allen eigentümlichen Anschauungen, Lehrbegriffen und Grundsätzen des biblischen Christentums, ein Geist der Vergötterung der menschlichen Vernunft, ein zum Sturz der Kirche gegürteter, profaner, ja teilweise dämonisch inspirierter Geist" [1]).

Jaspis in Elberfeld gibt zwar zu [2]): „Soll der Zustand der Völker besser werden, so müssen Anstalten aller Art eingeleitet werden, und die Menschen mögen immerhin Hand und Geist hierbei rühren. Laßt uns nicht alle Zeitbewegungen rücksichtslos untereinander mengen; manches Weizenkorn ist ja auch im Unkraut." Aber:

„Selbsthilfe", „Selbsthilfe" ist eine der schauerlichen Zeitlosungen, und dabei finden wir, wie wenig die Menschheit das Vertrauen auf ihre Hilfe rechtfertigt. Ach! nur zu sehr sehen wir das Wort eines sonst glaubenslosen Dichters unserer Nation bestätigt: Gefährlich ist's, den Leu zu wecken, verderblich ist des Tigers Zahn, jedoch der schrecklichste der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn. Solcher Erfahrungen voll gehen wir der Bußtagsfeier entgegen...

Unser Text zeigt uns die Stellung, die der Herr zu unserm Volksleben einnimmt: Er ist an seinen Ort gegangen, bis wir unsere Schuld erkennen. Der Herr reißet wirklich dahin wie ein Löwe. Als er vor Monaten Menschen über unser Haupt fahren und Staatsverhältnisse krachend zusammenstürzen ließ; als er Fürsten demütigte, den Wohlstand vieler Wohlhabenden vernichtete und uns durch den Triumph roher Kräfte einschüchterte, so brüllte der Herr aus Zion gleich einem Löwen. (Amos 1, 2.) Jetzt hat's den Anschein, als sei er an seinen Ort gegangen und lasse die Menschen gehen, gleich Fischen im Meer. (Habakuk 1, 14.)

Das ist keine schiefe, engherzige Ansicht von den Zeitverhältnissen; das lehrt der offenkundige Augenschein."

---

[1]) Diese Ausführungen kennzeichnen ihn trotz seiner im Mai ausgesprochenen Sympathie für die politisch freien Engländer doch als einen Gegner des Fortschritts.

[2]) Predigt am 14. Mai, Jubilate, Hosea 5, 14—6, 5: „Winke über die Feier des kommenden Bußtages."

Natürlich nicht politisch gemeint, aber doch wohl für sein politisches Empfinden charakteristisch ist der Satz: „Jesus lebt, sein Königtum ist durch und durch monarchisch, konstitutionell kann und darf es nimmermehr werden." Nicht weniger bezeichnend ist die Art, wie er politische Überzeugungen biblisch begründet:

„Wie der 72. Psalm und das 7. Kapitel der Weissagungen Michas hoffen läßt, werden Könige dem Herrn des Himmelreiches Geschenke bringen, ja alle Könige ihn anbeten und ihm dienen. Hieraus sehen wir, die Triumphe der demokratischen Wähler sind vorübergehend und nicht dauernd. Eine allgemeine Republik steht nach der Bibel nicht in Aussicht; im Gegenteil wird in der Letztzeit des Himmelreichs das Königtum erstarken; Könige sollen zu jeder, namentlich in der letzten Zeit dem Heilande huldigen."

Sander in Elberfeld sieht nichts als Revolution und den Geist des Antichristentums[1]):

„Es sagt jemand: Die Elementarkräfte des Volkes seien losgelassen. Wir wissen, was das für Kräfte sind; es sind die wildchaotisch durcheinander brausenden, die die heiligen, von Gott gestifteten Ordnungen zerreißen möchten. Die finsteren Abgründe haben sich aufgetan, wie es bei Hiob heißt... Wo will das hinaus! Ach! Herr, wie lange! Diese Frage kehrt zurück. Wird dieser Strom aus finsteren Abgründen noch alles mit sich fortreißen? Wird das Maul, das so große Dinge redet, das so ungescheut die Majestäten lästert und wider den Gott im Himmel so steif, stolz und höhnisch redet, so ungestraft fortreden und alles vernichten?

Was nun besonders uns bedenklicher machen muß allen diesen unserm Vaterland drohenden Gefahren gegenüber, ist dies, daß die Krone des Fürsten, der vor allem den Beruf hat, den deckenden Schild wider Deutschlands Feinde zu erheben, so in den Staub herabgezogen ist. Der Glanz der Majestät des sonst so mächtigen Königs und Herrn verbirgt sich zum großen Teil hinter verantwortlichen Ministern, die mit ihren Gutachten und Beschlüssen gar sehr auf den Vordergrund treten...

Preußen rühmte sich seiner Intelligenz, seiner Weisheit; besonders gefiel man sich in Berlin in dem Gedanken, als wäre diese Stadt die Hochburg der Wissenschaft; aber siehe, diese Wissenschaft ist zum großen Teil im Dienst einer Weisheit, die schnöde das Wort Gottes verwirft; — und die Jünger dieser Weisheit sind zum großen Teil politischer Schwärmerei hingegeben."

Ahlfeld in Halle hat nur Worte der Klage und Buße[2]):

„Solange wir nicht die Knie beugen, solange läßt Gottes Zorn nicht von uns ab, und seine Hand bleibt ausgereckt. Jede Nachricht,

[1]) Predigt am 17. Mai, am Bußtag, über Luc. 18, 1—8.
[2]) Vgl. Register.

die uns zukommt, jedes Zeitungsblatt, das wir in die Hände nehmen, ist uns jetzt eine Bußpredigt[1]).

Das ist die Grundkrankheit, der große Aussatz dieser Zeit, daß sie nicht glaubt an Christus; derselbe hat um sich gegriffen wie ein Krebs, alle Herzen sind davon ergriffen[2]).

Bildung, Genuß und Freiheit machen die Dreieinigkeit aus, vor der die Welt jetzt kniet . . . Wo der freie Mann, den der Teufel mit seinen Gütern nicht binden konnte, zum Gehorsam gegen seinen Vater im Himmel und die von ihm gesetzte Obrigkeit auf Erden ermahnt, da entgegnet man ihm: Warte, bis wir mit unserer Verfassung fertig sind, bis wir uns selbst Obrigkeiten gesetzt haben. Sagt man nicht auch: Bis wir uns selbst einen Gott gesetzt haben? Man könnte es getrost sagen[3])!

Von falschen Propheten, die der falschen Freiheit in Kirche und Staat das Wort reden, wimmelt heutzutage die Welt . . . Erquicke Dich an den prunkenden Gedanken von Fortschritt, Freiheit, Aufklärung, Mündigkeit und wie sie alle heißen: sie zerplatzen Dir in der Hand; es sind Seifenblasen!"[4]).

K. Palmié, Prediger an der französisch-reformierten Gemeinde zu Stettin, klagt[5]):

„Wir haben fremde Mächte in unser Herz einziehen lassen: nicht den heiligen Geist, sondern einen fremden Geist, der heißt: Liberalismus; er führt den Namen eines freien Geistes, ist aber seinem Wesen nach ein böser Geist der Verwüstung, ein Feldteufel"[6]).

Nach Hertzers Ansicht in Brandenburg wird 1848 wohl lange vor dem tränenreichen Blicke vieler mit schwarzem Trauerrand umgeben sein[7]):

„Was sonst in Jahren Erschütterndes geschah, hat sich in Tage zusammengedrängt. Längst Gewohntes ist uns entschwunden, Liebgewordnes, was wir mit Ehrfurcht umfaßten, ist uns geraubt oder seiner Weihe entkleidet. Der Unglaube ist groß; größer noch der Übermut; das Evangelium ist verlacht; die Kirche in Trauer, desto lauter der Jubel der Freiheitsschwindler: fürwahr, es ist böse Zeit[8])!

Das öffentliche Leben wird sich immer mehr entfernen von den frischen Lebensquellen der göttlichen Wahrheit in der Heiligen Schrift,

---

[1]) Reminiscere. [2]) Himmelfahrt. [3]) 6. n. Trin.
[4]) 8. n. Trin. [5]) Silvesterpredigt über 5 Mos. 32, 9—22.
[6]) Den Umschwung in der preußischen Politik resp. die Reaktion feiert er ähnlich wie Strauß (S. 74): „Daß der Herr uns auf seine Schwingen genommen hat, beweist der Geist, der noch in den letzten Wochen des Jahres unser Volk ergriffen hat, so daß es aufgestanden ist als ein Mann gegen den Lügengeist, der uns bringen möchte um unsern König von Gottes Gnaden und um das Kreuz des Gotteslammes in Kirche und Schule."
[7]) Vgl. Register. [8]) 15. Oktober.

wie ja das sittliche Leben so vieler schon lange sich davon losgerissen hat[1]).

Ihr kennt ja die Losungsworte unserer Tage: Gleichheit, Brüderlichkeit, Einigkeit, als hätte man sonst von solchen Dingen nichts gewußt! Und doch sind sie aus der Heiligen Schrift geflossen! Freilich, sie redet nicht zu solchen, die, wie es heut der Fall ist, hinter der Gleichheit nur ihre böse Selbstsucht, ihren Ehrgeiz, ihren Neid gegen alles, was im Leben eine höhere Stellung hat, arglistig verstecken, ... die in ihrem Freiheitsschwindel nichts anderes sehen als nur Befriedigung der eignen tollsten Gelüste, die alle Bande des Gehorsams zerreißen und auf den Trümmern eines zerstörten Volksglückes frech und trotzig vor Gott und Menschen in alle vier Winde hinausrufen: Wir haben gesiegt!" [2]).

Konsistorialrat und Hofprediger E. Niemann in Hannover zieht eine Parallele zwischen dem heutigen Geschlecht und den Juden zu Jesu Zeiten[3]):

„Damals eiferten sie für Moses und sein Gesetz, heut für Vernunft und Vernunftwahrheit, und kennt sie doch nicht, sondern gibt unwillkürlich dafür die Gedanken des bestochenen und bestechlichen Herzens aus oder einzelne Brosamen, die man mit unreinen Händen von des Herrn Tische aufgelesen hat ... Damals eiferten sie für die pharisäische Schulweisheit, heut für den Fortschritt der Bildung, für die Aufklärung des Jahrhunderts, die gleichwohl Rückschritte und Verfinsterung sind; ... jetzt wie damals ein selbstgenügsames, übermütiges Pochen auf vermeintliche Rechte, worin man sich wider die Stimme des sanftmütigsten und demütigsten unter den Menschenkindern erbittert. War es damals der Aberglaube des jüdischen Messias, so heut der Aberglaube, als ob von Regierungsformen und Staatsverfassungen alles Heil abhinge ...

Es gibt freilich Stürme, die die Luft reinigen und Sonnenstrahlen Bahn machen, aber es gibt auch solche, die für Jahrhunderte Verheerung hinter sich lassen ... Schon sind in Aufruhr, Freveln und Untaten die finsteren Mächte des Abgrunds hinaufgestiegen! Das Verderben ist im Wachsen!"

Th. Kliefoth, damals erster Domprediger in Schwerin, kennt nur gescheiterte Pläne[4]):

„Wie vielen, die vom falschen Zug der Zeit mit fortgerissen wurden, sind durch die letzte Wendung, die die Dinge durch Gottes strafende Hand genommen haben, ihre Traumbilder zerstört, ihre Kartenhäuser umgerissen, ihre Seifenblasen zerplatzt, und nun stehen sie, irre geworden an ihrer falschen Weisheit und um eine bessere

---

[1]) 6. August. [2]) 6. August und 3. September.

[3]) Bußtagspredigt am 18. Oktober, Luc. 19, 11–14.

[4]) Predigt am 3. Dezember, Luc. 21, 25–36.

verlegen, ratlos und fragen und wissen nicht, wohin! Wenn sie doch zum Wort der Erlösung sich zurückwenden möchten!"

Auch F. H. Hesse, Professor in Gießen, lehnt die Ideale der Zeit ab[1]):

„Was diese neue Zeit als ihre neue Weisheit preist, das finden wir schon in unserm alten Evangelium, aber rein und unverworren, ungetrübt von den Wahn- und Irrbildern, die die Selbstsucht unserer und vergangener Tage daran gehängt hat."

K. Popp, Pfarrer zu Guttenberg in Bayern, gibt zwar zu, daß man Großes vor hat und noch Größeres verspricht, aber[2]):

„Es fehlt beim Bauen am Fundament; .... man beginnt bei der Spitze; auch das Material ist wurmstichig und faul; und die Baumeister leiden an dem alten Übel, das den babylonischen Turm zu einem Lager für die wilden Tiere und zu einem Nest für die Nachtvögel gemacht hat ... Die Ereignisse der jetzigen Zeit sind nicht nur weltlicher, politischer Natur: der zur Tatsache gewordene Umsturz ist nur möglich gewesen, weil die Gottesfurcht aus dem Herzen des Volkes gewichen ist; bald wird sich's zeigen, daß der gegenwärtige Kampf ein Kampf der Irreligion gegen die Religion, des Unglaubens gegen den Glauben, der abtrünnigen Welt gegen den Herrn ist."

Rankes (Ansbach) düstere Schilderung und Beurteilung der Zeitverhältnisse kennen wir bereits aus zwei Predigten nach der Ermordung Auerswalds und Lichnowskys[3]). Aber sie alle sind, wie er selbst seinen Predigtband betitelt, „ein Zeugnis gegen den Geist der Revolution und des Abfalls von Gott". Es genügt zur Charakteristik, nur noch einige kürzere Ausführungen zu zitieren:

„Schon lassen sich Stimmen hören, die aller menschlichen und göttlichen Ordnung den Untergang drohen und der ganzen christlich-deutschen Bildung, der edlen Frucht der Jahrhunderte, ein schauervolles Grab bereiten möchten[4]). Die Hand des Herrn liegt schwer auf unserm Vaterland; es ist eine Zeit der strafenden Heimsuchung, eine Zeit der Züchtigung über uns, über das ganze deutsche Volk hereingebrochen. Aber konnte es denn anders kommen? War denn nicht der Weltsinn, der Unglaube, die Untreue gegen den Herrn, die Verletzung seiner heiligen Gebote, die Entweihung seines heiligen Namens zu einer furchtbaren Höhe gestiegen[5])? Wer in banger Besorgnis schwebt in dieser Zeit eines schweren Strafgerichts über die Welt, wer ohne Hoffnung in die Zukunft blickt, weil es ihm ist, als

[1]) Antrittspredigt als Universitätsprediger.

[2]) Predigt bei der Diözesansynode in Kulmbach, Matth. 12, 30: „Die Anforderungen der Zeit an den evangelischen Geistlichen."

[3]) § 5, S. 38 f. [4]) 2. April, Lätare. [5]) 7. Mai, Mis. Dom.

könne die mannigfache Verwirrung und Not, die über uns hereingebrochen ist, nur das unheilvollste Ende nehmen, der soll sich heute zum Gebete, also zu neuer fröhlicher Hoffnung erwecken lassen, zur Hoffnung auf den lebendigen Gott[1]). Niemals ist im deutschen Lande das Böse mit solcher Frechheit, mit solcher Macht, mit solchem Anspruch auf unbedingte Herrschaft hervorgetreten, wie zu dieser Zeit. Es ist ein Kampf im Vaterlande entbrannt, der an die Kämpfe des apostolischen Zeitalters erinnert, als die Macht des Juden- und Heidentums sich zur Vernichtung der Gemeinde des Herrn verbunden hatte. Darum dürfen auch wir von unserer Zeit sagen, wie der Apostel von der seinigen: Es ist böse Zeit. Ja, fürwahr, es ist böse Zeit! . . . Es gibt Zeiten, wo verderbliche Irrtümer und verderbliche Lüste sich plötzlich, wie mit ansteckender Gewalt, wie eine Pest, die alles dahinrafft, in weiten und immer weiteren Kreisen verbreiten und die Welt erfüllen. Eine solche Zeit ist die unsrige . . . Entschließt Ihr Euch, mit Euerm Christentum Ernst zu machen, selig seid Ihr dann, denn die Gnade des Herrn wird Eure Augen öffnen, daß Ihr die Wahrheit erkennet, und die Wahrheit wird Euch freimachen von den trügerischen Einflüssen dieser Zeit" [2]).

Auch Professor F. C. v. Baur in Tübingen ist durchaus skeptisch[3]):

„Der neue Geist der Zeit scheint dahin zu gehen, mit aller Vergangenheit für immer zu brechen, um künftig nichts gelten zu lassen, was nicht auf einem neuen, jetzt erst gelegten Grunde ruht. Aber das Kreuz des Herrn steht auch jetzt noch vor uns aufgerichtet; auch die glänzendsten Hoffnungen einer neuen Zeit, die man uns vorhält, können uns nichts Besseres geben . . . Man folgt der einmal entstandenen Bewegung gern, weil man einer guten Sache zu dienen meint; und doch, wie bald ist die Grenzlinie überschritten, über die man nicht hinausgehen kann, ohne vor einem Abgrund zu stehen."

Diakonus Klaiber in Nagold kleidet seinen Gegensatz zu den

[1]) 28. Mai, Rogate.

[2]) 26. November, 23. n. Trin. — An Strauß (S. 74) und Palmié (S. 78) erinnert seine Silvesterbetrachtung (Ps. 75, 3): „Auf den ersten Teil des göttlichen Ausspruchs: Das Land zittert und alle, die darinnen wohnen, folgt das unendlich trostvolle Wort: Ich aber halte seine Säulen fest. Und wie jenes erste, so hat sich auch dieses zweite vor unsern Augen erfüllt. Gott sah das Toben der Feinde, sah all das Gute, das er im Lauf der Jahrhunderte in das deutsche Volk eingepflanzt hatte, mit dem schrecklichsten Untergang bedroht, da machte er sich auf, da griff er mit seiner allmächtigen Hand darein und riß den Feinden, die in arger Verblendung sich keines Frevels mehr enthielten, den Sieg aus den Händen. Es gab noch christlich deutsche, treue Männer, die fest wie deutsche Eichen standen, während alles um sie her dem schwankenden Rohre glich, und solcher Männer hat Gott sich zur Rettung des Vaterlandes bedient."

[3]) Karfreitagspredigt.

Zeitbestrebungen in die Verherrlichung Luthers, „des echten deutschen Volksmannes“[1]):

„Das deutsche Volk war von jeher wie dazu geschaffen, ein frommes Volk zu sein; darum war Luther so beliebt. Das ist nun freilich das Gegenteil von den neumodischen Freunden, die da meinen, sie tun dem Volke den besten Dienst, wenn sie das Evangelium stehlen. Luther war demütig. Wieder das Gegenteil von dem neumodischen Geschlecht, das sich in seiner Weisheit höher dünkt denn alle Menschen, ja höher als Gott. Luther hat die Wahrheit frei vor allem Volk bekannt. Unsere heutigen Volksfreunde schmeicheln und reden nach Gefallen. – Luthers Freiheit eines Christenmenschen ist wiederum das Gegenteil von unsern Volksfreunden, die viel von Freiheit reden, aber darunter verstehen, daß jeder tun kann, was ihm gut dünkt. Luther hat gelehrt, die Obrigkeit zu ehren. Laßt Euch das Herz nicht stehlen von den listigen Schwätzern, die Euch dahin führen, wohin Ihr nicht gewollt habt. Luther war ein Mann des Fortschritts durch die Verkündigung des Evangeliums. Dieser Fortschritt tut uns not: die Rückkehr zum Evangelium!“

Mit am schärfsten in der Verurteilung der neuen politischen Ideale drückt sich D. Schenkel in Schaffhausen aus, in seinen sechs in der Weihnachtszeit gehaltenen Predigten[2]):

„Nicht um die Herrschaft der Fürsten oder um die Herrschaft der Völker, nicht um den Sieg dieser oder jener Staatsform, nicht um Abschaffung mißbräuchlicher oder Aufnahme wohltätiger Einrichtungen, nicht um den Triumph der sogenannten fort- oder rückschreitenden Partei handelt es sich im Kampfe dieser Tage; aber ob einmal, und Gott weiß, für wie lange, der Sohn Gottes oder der Fürst der Finsternis, die Religion des Kreuzes oder des Genusses, das Gesetz des heiligen Geistes oder des Fleisches, der Glaube oder der Unglaube unter einem großen Teile der bisher christlichen Völker den Sieg davontragen wird, das steht nach meiner innigsten Überzeugung gegenwärtig in Frage. Das ist die tiefste Bedeutung des Kampfes, der in unsern Tagen gewaltiger als je entbrannt ist, daß er uns die Nichtigkeit und Gefährlichkeit unserer bloß irdischen Bestrebungen schonungslos aufdeckt und den Schleier vor dem Abgrund sittlicher Bodenlosigkeit wegzieht[3]).

Wir erklären uns das wachsende Verderben aus den veralteten Staatsformen, aus dem Egoismus der Reichen, aus verkehrten Maßregeln der Regierungen, und je nach der bürgerlichen Parteistellung halten wir es für eine Frucht des Despotismus oder als eine Wirkung der den Völkern geschenkten Freiheit: aber überall suchen wir die Wurzel des Übels eher, als wo sie wirklich gilt: wir wollen nur Sünden, aber nicht mehr die Sünde gelten lassen[4])!

---

1) Reformationspredigt. 2) Vgl. Register. 3) Predigt Nr. 2. 4) Nr. 3.

Unsere Zeit ist keine Zeit blutiger Verfolgungen; . . . aber körperliche Mißhandlung ist viel leichter zu ertragen als die ausgesuchten feinen Schmähungen, die vergifteten geistigen Angriffe, die nicht etwa nur gegen überlebte Formen des Christentums, sondern gegen das Christentum selbst, seine ewigen Grundlehren, seine unveränderlichen Wahrheiten unermüdlich unter Beifalljauchzen der dem Christentum abwendig gemachten Menge schonungslos in unsere Zeit geschleudert werden[1]).

Mag es den Feinden des Evangeliums gelingen, das öffentliche Leben von christlicher Sitte zu entkleiden, den Namen Christi, ja Gottes aus öffentlichen Urkunden zu tilgen, den Staat von allen Grundlagen der christlichen Überlieferung zu entkleiden, die Völker, wenigstens den Massen nach, zu entchristlichen und an Stelle dessen ein modernes Heidentum zu setzen, damit haben sie den Eckstein Christus doch nicht umgestürzt" [2])[3]).

Bei J. T. Beck, Professor in Tübingen, und J. L. Rückert, Professor in Jena, bekommt die Abneigung gegen die politischen Fortschrittsideen insofern eine andre Färbung, als sie sich mit einer starken Gleichgültigkeit gegenüber den politischen Fragen und Dingen über-

1) Nr. 2. 2) Nr. 1.

3) In diese Gruppe gehören auch die an andern Stellen unter anderem Gesichtspunkt herangezogenen Blech (S. 126), L. Harms (S. 137), v. Tippelskirch (S. 138), Vilmar (S. 127) und Hofacker (S. 28, 126). Letzterer gesteht zwar: „Der Staubbesen des Gerichts Gottes ist in unsern Tagen in sausenden Schwingungen begriffen; er schont auch nicht die Königsgemächer, die Paläste der Reichen. Viel alter Staub und verlegener Morast hat sich angesammelt, der aus den verborgensten Winkeln hervorgezogen wird", aber er fährt fort: „Sollen Gottes Kinder die Staubbesen sein? O nein! Da hat er andre Leute genug, die sich dazu hergeben, manchmal ohne es zu wissen. Aber paßt auf: wenn die Staubbesen aufgebraucht sind, werden sie ins Feuer geworfen. Gottes Kinder sollen nicht niederreißen, sondern aufbauen, sollen suchen und auflesen, was jetzt im Staube diese Welt verloren hatte"; Predigt am 2. Juli über Luc. 15, 1—10. In dieser antipolitischen Ausführung, wie z. B. auch in dem rein religiösen Schluß seiner Neujahrspredigt: „Bei den Fürstenthronen und bei den Pergamenten des Reichsarchivs und in den erlogenen Redensarten der radikalen Zeitblätter sind unsere Stützen nicht zu suchen!" ähnelt er bereits Beck und Rückert, S. 84 f. — Zu den Vorhergenannten sind auch zu rechnen A. Hahn in Breslau, der in seinen zahlreichen Installations- und Ordinationsreden, ohne näher auf die Zeitverhältnisse einzugehen, über Zerrüttung des Staatslebens klagt, ferner E. Kuhse zu Kloster auf Hiddensee, der die Zeichen der Zeit in „Aufruhr und Empörung, Fressen und Saufen und Nahrungssorgen, und in der Verachtung des öffentlichen Gottesdienstes" sieht, und die stark pessimistische Kandidatenpredigt W. Mangolds in Kassel: „Einer Zeit gegenüber, die im einseitigen Streben nach doch nur toter Erkenntnis den Schwerpunkt ihres ganzen geistigen Daseins findet, die die Heiligtümer des Herzens unter dem Schutt rein weltlichen

haupt verbindet oder wenigstens den Hauptnachdruck auf rein religiöse Momente legt[1]). Auch Beck klagt:

„Gibt es nicht unter den Besseren selbst nicht nur viele Schüchterne und Verzagte, sondern auch noch mehrere, die die Zeichen der Zeit nicht zu prüfen verstehen . . . und so in aller Gutmütigkeit, als täten sie etwas Rechtes, helfen sie dem Kinde zur Geburt und heben es zur Taufe, dessen Vater sie bei nächster Gelegenheit ins Gesicht schlägt und mit all' ihren guten Ratschlägen sie fortschickt; helfen dem reißenden Strom die Schleusen öffnen, der sich dann an ihr unmächtiges „Bis hierher und nicht weiter" nicht mehr kehrt . . . Laßt Euch nicht blenden durch die Zauberworte: Freiheit, Gleichheit, Fortschritt und dergleichen, Worte, die in einem selbstsüchtigen, ungebundenen Sinn verstanden zu einem Taumelkelch werden, der sich aber bald in einen göttlichen Zorneskelch verwandelt[2]). So wahr Gott lebt und als Gott geehrt werden muß, so gewiß ist es nichts und wird es nichts mit dem Freiheitstreiben dieser Zeit und ihrem geistigen Großtun[3]). Es gibt ein gutes Altes neben dem schlimmen, und es gibt ein schlechtes Neues, das sich nur besser als das Alte dünkt; es gibt etwas Ewiges . . . und an diesem Ewig-Alten und Ewig-Neuen muß man das nur Zeitlich-Alte und Zeitlich-Neue prüfen . . . Damals im jüdischen Volk lag auch zeitlich Altes und zeitlich Neues im Kampfe, und beides ging zugrunde, weil es dem Ewigen nicht untertan sein wollte, ging zugrunde, wie sehr auch die ganze Nation vom Eifer für ihre Rechte, für ihre äußere Freiheit und Unabhängigkeit entzündet wurde und für eine Wiedergeburt der alten Herrlichkeit ihres Vaterlandes sich begeisterte . . . Will man bei uns auch Wiedergeburt des Vaterlandes ohne inwendige Besserung? wollen unsere neuen Bauleute auch wie die jüdischen den von Gott gelegten Grundstein verwerfen, daß nämlich Jesus Christus das Heil der Völker ist? . . . Das Christentum bleibt und baut eine neue Welt, wenn auch die ganze jetzige Welt im Anrennen gegen dasselbe sich den Kopf einrennt"[4]).

Aber er betont ebenso stark die Ohnmacht aller Regierungsformen und das Vorbild des über alle politischen Dinge erhabenen Christus wie die Hoffnung auf sein baldiges Wiederkommen in Macht und Herrlichkeit:

„Mit unsrer Macht ist nichts getan! mit der Volksmacht nichts, wenn die Natur sich empören will und die genügende Speise ver-

---

Trachtens vergraben hat, der im Reiz oder unter der Last eines vielbewegten Daseins die himmlischen Güter abhanden zu kommen drohen, einer solchen Zeit gegenüber verlohnt es sich gewiß zu werden, daß im einfältigen Glauben andre und höhere Güter geboten werden."

[1]) Beide bilden in ihrer Art eine Parallele zu Rupp, vgl. S. 70 f.

[2]) Predigt am 2. April, Lätare, über Joh. 6, 57–69.

[3]) Rogate. [4]) Lätare.

weigert; mit der königlichen Macht nichts, wenn die Völker sich empören wollen und den Gehorsam verweigern ... Weder Regieren noch Revolutionieren, weder was wir gesetzlich, noch was wir ungesetzlich heißen, zieht uns aus dem Elend heraus: wir müssen den Herrn der Natur, den Herrn der Völker und Fürsten auf unserer Seite haben[1]).

Christus ist der echte Volksmann ... Er hatte seines Volkes Erhebung nicht bewirkt durch eine augenblickliche Berauschung mit einer schönen Rede oder sonst einem eitlen Schauspiel ... Er tat alles für das Volk, aber darum nicht durch das Volk und nach seinen Launen, sondern durch die Macht der göttlichen Wahrheit ... Man konnte es an Jesus sehen, wie man weder die obrigkeitliche Macht noch das Volk zum Werkzeug seiner Pläne zu machen habe, keiner politischen Verbindung und Betriebsamkeit bedürfe und doch der Mittelpunkt eines Bundes der Geister werden könne, der ohne Namensunterschrift und Satzungen unter allen Umständen das Feld behaupte ... Warum aber führte er das Volk, das er in seiner Hand hatte, nicht zur Veränderung der öffentlichen Verhältnisse innerhalb der gesetzlichen Bahn, überließ es vielmehr nach allem Bezeugen der Wahrheit doch endlich seinen falschen Führern, statt diese zu stürzen? Alle, die so urteilen, unterscheiden nicht den inneren, geistigen Weg des Evangeliums von dem äußeren Weg des Gesetzes ... Der Herr drang vom Anfang bis zum Ende auf Innerlichkeit, auf Geist und Wesen; ebendamit aber stand er auch so hoch über seiner Zeit und baute ein Werk, das ihm bis heute niemand zerstören konnte ... Darum beruft Christus seine Nachfolger ebendazu, daß sie die inneren und ewigen Gesetze und Rechte Gottes hervorstellen, die für alle Zeiten, Parteien und Stände gelten, daß sie auf Geist und Wesen dringen, auf die rechte Gesinnung gegen Gott und Menschen, auf innere Ordnung in Herz und Haus, in Amt und Geschäft...

Hängen aber die Menschen sich an ihre falsche äußerliche Ordnung und Unordnung, dann haben wohl alle, die noch das Rechte wollen, in jeglichem Amt und Stand mit Gottes Hilfe über der rechten Ordnung zu halten, aber von weiterem haben sie abzustehen: sie haben nicht in künstlichen, weltförmigen Mitteln und Wegen nach Heil und Hilfe zu suchen, sondern Gott haben sie es mit den Menschen ausfechten zu lassen, durch welche Gerichte und Wege er sie erst wieder für das innere Zeugnis zugänglich machen will.

Gesetzt aber auch, die Menge bliebe taub für alle Lehre und Warnung aus dem Munde der göttlichen Wahrheit, nun, wir haben dennoch an dem Herrn einen ewigen Trost ... Er wird an jenem Tage, der nicht mehr fern ist, sein Regententum auch äußerlich beweisen über die Erde und ihre Völker, die er jetzt nur in unsichtbarer Verborgenheit leitet. Darum merkt's, Ihr trotzigen Sünder: es gibt noch

[1]) Lätare.

ein Gericht! merket aber auch Ihr, unter der Last gebeugte Sünder: es gibt für Euch eine Versöhnung, ein ewiges Reich ungetrübter Seligkeit! Dahin eilet, darauf wartet, und es naht gewiß der Tag, da Ihr rufen werdet in seliger Wonne: Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn!"[1]).

Rückert findet weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart, weder in neuen noch den bisherigen Staatsformen seinen Glauben verwirklicht: „Auch der Völker Heil ruht in Christo"[2]):

„... Erst hat man gemeint, wenn einer herrschte über alle, das müßte das Beste sein. Wie ist's ergangen? Dieser war ein beschränkter Geist, jener ein reiner Tor, der eine zu schwach, der andre wohl stark, aber nur um sein Volk zu unterjochen. Die Völker bluteten. Es ging alles schlecht ... Nun sprach man: Das Volk soll regieren. So ist's geschehen im alten Griechenland, in Rom, in England vor 200 Jahren und — was uns am nächsten steht — in Frankreich vor 60 Jahren ... In der Freiheit Namen bauten sie hier eine Schreckensherrschaft auf, die unter den blutgierigsten Tyrannen ihresgleichen kaum gefunden hat ... Was danach gekommen, davon laßt mich schweigen. Es ist immer wieder schlecht gegangen. Bauen wollte man, aber nicht auf Christus; einmal in der allzu fälschlich so genannten heiligen Allianz auf seinen Namen, aber nicht auf seinen Geist. Die Ursache liegt in der Sünde. Darum die Sünde muß vom Thron herab! In Christo kann das Heil nicht fehlen. Aus der Erfahrung läßt sich das nicht zeigen; leider nicht. Die Völker haben nicht gewollt, bis auf die neueste Zeit nicht, ja in der neuesten Zeit am wenigsten: die Fürsten und die Völker, die Großen und die Kleinen, es ist kein Unterschied. Darum muß das Zeugnis der Geschichte fehlen, aber erkennen läßt es sich doch: Gerechtigkeit erhöht ein Volk. Christus ist der Urheber der Gerechtigkeit, die an die Stelle der falschen Herrschaft der Sünde tritt ...

Auch in einem Volk, in dem Christus der Herr ist, wird es Ämter und Obrigkeiten geben, aber Drängen in die Ämter wird's nicht geben, Ehrgeiz, Schmeichelei, sei es des Fürsten oder des Volkes, ist verbannt ... Ob einer am Ruder ist oder tausend, es ist ein Geist. Die Obrigkeit will, was die Untertanen, und die Untertanen, was die Obrigkeit; denn alle wollen nur, was Gott will.

Ein Leben im Geist muß unser Leben sein[3]). Ehe der Geist von oben kam, wünschten die Apostel ein irdisches Reich. So war es, und so ist's immer ... Fehlt das Leben im Geist, hält jeder sein Spielzeug für das höchste Gut, das Reich Gottes keiner. Andre meinen es ernster. Sie haben Eifer und bauen in der Kirche und im Staate; aber sie fangen von oben und von außen an; sie sinnen über die

[1]) 1. Advent. Matth. 21, 1—9: „Der echte Volksmann".
[2]) Thema seiner Predigt am 2. Ostertag, Apg. 4, 10—12.
[3]) Thema der Pfingstpredigt.

besten Formen; sie träumen stets von dem Herrlichen, was werden soll ... Wer aber nicht auf den Grund baut, baut schlecht. Die das Leben im Geist gewonnen haben, achten die Güter des Lebens nicht höher, als sie sind. Die Formen des Staates und der Kirche machen ihnen keine Sorge. Sie erwarten nicht das Heil von irgendeiner Form, weil es in keiner liegt, sondern allein im Geist Christi... Sie handeln auch, aber sie kämpfen nur mit den Waffen des Geistes. Darauf laßt uns achten in unserer großen Zeit, die mit Gewalt Neues gebären will; Neues im Staat, in der Kirche, in allen Verhältnissen des Menschenlebens ... Leben wir im Fleisch, da bleibt es beim alten Unwesen in einer neuen Form.

Die Reinigung des Lebens von der Sünde ist das einzige Erziehungsmittel für unsere Völker[1]). Solche Entfremdung von allem Christlichen, so entschiedene Feindschaft wider das Christentum ist bisher unerhört geblieben ... Im öffentlichen Leben sind die Hoffnungen des letzten Frühlings nicht erfüllt; Stürme sind gekommen, nicht Blüten. Statt des Prachtgebäudes sehen wir Trümmer; zerrissen ist unser Volk und sein Gewand ist blutig ... Die Schuld liegt in der Gottentfremdung, in der Selbstsucht, in der Sünde."

Eine ganz eigentümliche Stellung nimmt Cl. Harms, Hauptpastor und Propst an St. Nicolai in Kiel, ein, in seiner „Zur Traurigkeit und zum Trost" über Joh. 16, 16—23 am 14. Mai (Jubilate) gehaltenen Predigt: „Über ein kleines und aber über ein kleines", wie in seiner Predigt am 15. August bei der Eröffnung der Landesversammlung über Sprüche 16, 3[2]). Er sieht trübe in die Zukunft und lehnt die neuen politischen Ideale der Zeit im allgemeinen rundweg ab[3]):

„Auch vom öffentlichen Leben — (das aus dem Latein der späteren Zeit durch das Französische herübergezogene Wort „Staat" ist mir in geistlicher Rede unbequem, hat auch die Bibel es nicht) — auch von ihm bekommen wir zu hören: Über ein kleines werdet Ihr mich nicht sehen. Gemeint ist, was wie Feuer unter der Asche glimmt, die weitverbreitete Unzufriedenheit mit den bürgerlichen Lebensverhältnissen..., die eingeredeten, eingesungenen, eingeorgelten Vorstellungen von Gleichheit und Freiheit, die Geringschätzung des seitherigen, wie es heißt, historischen Rechts gegen ein neues, junges, grünes, wie man es nennt, Vernunftrecht, das weite Verschwinden des Glaubens an das göttliche Recht: über ein kleines werden wir kein geordnetes, öffentliches Leben mehr sehen ... Wer stellt das umgestürzte Recht wieder auf? Wo kommen die frommen Herzen her? Antwort auf die erste Frage: Gott donnert und blitzt irgendwie das 9. und 10. Gebot wieder von seinem Himmel herab. Auf die andre Frage: Die frommen Herzen

---

[1]) Thema der Bußtagspredigt. [2]) Vgl. Register. [3]) Vgl. S. 128.

weiß Christus sich zu bewahren. Wann wird's geschehen? Ich habe dazu keine Uhr in der Tasche; sprecht aber aus dem Evangelium: Über ein kleines werdet Ihr mich sehen! Bis Gott eintritt, müssen wir es mit der Vernunft versuchen[1]). Wir haben viel zu lange geschwiegen, haben die Worte wachsen lassen wie das Kraut, das jetzt das Land bedeckt bis auf den Kohlkopf der Tagelöhner, haben den Baum wachsen lassen, der jetzt wipfelt in der Volkssouveränität. Laßt uns unsere Vernunft geltend machen wider die Unvernunft: Ihr bringt Knechtschaft für Freiheit, Not für Brot! Beschlossen! Beschlossen!"

Aber sein Patriotismus ist stärker als sein Konservatismus: „Über ein kleines so werdet Ihr mich nicht sehen" bezieht er ausdrücklich nicht auf den Krieg zwischen den Herzogtümern und dem Königreich: „Der wird hoffentlich zu einem solchen öffentlichen Leben führen, das besser ist als das seitherige; sprecht mit mir: Gott gebe bald!" Ebenso zuversichtlich tritt er auch für die Schleswig-Holsteinische Verfassung ein[2]):

„Zum ersten ist ihr Werk ein neues in seiner Art, ein ganz neues. Nicht als ob die Herzogtümer bisher noch keine gehabt; sie haben wohl eine gehabt, aber eine mangelhafte und in mehreren Punkten eine wie völlig abhanden gekommene . . .

Zum andern wollt Ihr auch daran denken, aus welchem Tun es sich herschreibt, was jetzt getan werden soll. Es ist die Proklamation am 24. März dieses Jahres frühmorgens. Sie nennen es Rebellion, in etwas milderem Ausdruck Resurrektion. Wir nicht also; wir nennen es Aufstand, ja einen Aufstand; aber wie jemand wider den aufsteht, der ihn beraubt hat und schon eingepackt, will schon forttragen. So sind die Herzogtümer für ihr nationales Recht aufgestanden und wollen es sich nicht nehmen lassen . . . die neue Verfassung soll für das Geschehene ein Erfolg sein, und ein Band, das hält, und eine Wand, die abhält. Die Verfassung soll eine Bezahlung sein für das noch mehr Erforderliche und zu Leistende.

Zum dritten laßt Euch noch auf die weite Befassung Eures Werkes hinweisen. Die Verfassung erstreckt sich auf die ganze Bevölkerung.

---

[1]) Ist dieser Appell an die Vernunft ein Rest seines jugendlichen Rationalismus?

[2]) Seine Einleitungsworte bringen freilich seine innere Abneigung gegen den Parlamentarismus zum Ausdruck: „Stehe ich mit meinem Urteil so und anders zu Euerm Werk, das kommt in keinen Betracht, daher zu keinem Gehör; gleichwie als wenn er am Altar eine Ehe einsegnet, da hat der Prediger auch kein Urteil über die Ehe, es ist Sache der Brautleute; er aber sagt, was für eine Sache die Ehe sei, und segnet sie ein." Vgl. seine eigene Lebensbeschreibung S. 217 f.: „Meine Politik." Cl. Harms wurde wegen seiner patriotischen Haltung von Hengstenberg in der Ev. Kirchenzeitung scharf angegriffen, antwortete aber darauf in einem sehr energischen offenen Brief, vgl. Mich. Baumgartens Nachlaß, herausgeg. von H. Studt, S. 83 f.

Wenn von der Sonne steht: Es bleibt nichts vor ihrer Hitze verborgen — das ist wohl zu viel, wenn wir das für ein Land von dessen Verfassung sagen. Ja, zuviel! Ein Land kann glücklich sein bei einer schlechten Verfassung, und unglücklich sein bei einer guten Verfassung. Kann! kann! Doch besser ist besser! Eine gute Verfassung bewahrt vor viel Unglück und bringt viel Glück. Sie befaßt sich auch mit der Kirche... Hier vor allem soll die Verfassung gut sein... Laßt Euch die Bibel für diese Zeit besonders empfehlen. Freilich, Entwürfe, Abrisse einer Staatsverfassung enthält sie nicht, doch manches kostbare Baustück.... Ihr bringt eine Herrin mit in Eure Versammlungen, namentlich in Eure Schlußberatungen, die könnt Ihr nicht draußen lassen, eine Despotin, die Majorität! Allein das weiß jedermann, wie wenig sie alle Zeit die reine Aussprecherin des Richtigen und Besten ist; doch wird es mit dieser Despotin aufgenommen kraft Geistes. Wird die neue Verfassung dem Herzogtum seine Stätte behalten lassen? Wir erwarten das, aber nötiger noch als der Herzog ist der Herr, ist Gott!"

III. Bedingte Anhänger des politischen Fortschritts[1]).

Nitzsch in Berlin ist in seiner Predigt im Universitätsgottesdienst in der Dorotheenstädtischen Kirche am 7. Mai[2]) in keiner Weise für die Gegenwart begeistert; auch er klagt:

„Jede Grundlage der Wohlfahrt in Frage gestellt; Aufruhr und Krieg; .. tausend Fehlschlagungen in einer; brausende Wellen und kein Fels, an dem sie sich brächen, keine Stimme, welche mächtig wäre zu gebieten: bis hierher und nicht weiter! Das ist aber nicht alles. Wieviel leichter wäre Verlorenes zu missen, wäre das Gewissen des Vaterlandes unverletzt geblieben! Der immer tiefergehende, immer weiter ausgebreitete Gedanke, es gäbe kein Heil, solange nicht das Volk in allen Gliedern des Staates zur Gesetzgebung mitwirke, hat sich endlich überstürzt und in Empörung, Gewalttat und Ungerechtigkeit umgesetzt.... Und dieses Geständnis hinterläßt dem Freunde des Landes, dem christlichen Staatsbürger einen Schmerz, den wir nicht verwinden, solange wir leben."

Aber während die im vorigen Abschnitt herangezogenen Predigten bei ihrer scharfen Verurteilung der neuen Ideale und Zustände die alten verherrlichen und der gotterfüllten Vergangenheit die gottverlassene Gegenwart gegenüberstellen, warnt er vor einer unweisen Überschätzung der vorigen Lage:

---

[1]) Vgl. die nähere Charakteristik S. 55.

[2]) Pred. Salom. 7, 11: „Wie die Schrift uns vor einer unweisen Überschätzung der vorigen Lage warnt." Predigt Nr. 96. In den beiden andern erhaltenen Predigten aus dem Jahre 1848, Septuag. und Estomihi, fehlen zeitgeschichtliche Beziehungen. Betreffs seiner Predigt am 19. März vgl. § 1, S. 5.

„Schon in der mittleren alttestamentlichen Geschichte wendet man sich viele Male rückwärts, es sei auf Moses oder Davids Zeiten. Das Bessere, wenn nicht das Beste, scheint im Schoß der Vergangenheit zu ruhen. . . . Ja, es kann der Zeitpunkt kommen, und er kam, da die einen, die Älteren, die die Zeiten und Zustände des ersten Tempels noch gesehen, nun beim Anblick des zweiten und viel geringeren Baues weinten und klagten, während die anderen, die Jüngeren ihre Klagen mit Jubeln weit übertäubten. Es mag wohl sein, daß ein ähnlicher Gegensatz der Gemütsstimmung in bezug auf ehedem und nun durch Eure Reihen geht. . . . Unterwerfen wir uns also willig der Warnung unseres Textes: *Es sei unweise, einer Seelenstimmung nachzuhängen, welche Sinn und Auge nur für das Gute der vorigen Tage hat.* . . .

Fürs erste ist's unwahr und irrig, und noch mehr, dieser Irrtum ist mit Eigengerechtigkeit und Unbußfertigkeit verknüpft, so wir schlechthin die rechten, guten Tage als die vergangenen uns denken und meinen, nun erst sei die böse Zeit eingetreten. . . . Wie? Soll unsere so gerechte vaterländische Klage und Reue nur jenes Ereignis treffen, von welchem wir die bösen Tage rechnen? ihren Gegenstand gar nicht jenseits suchen? hat der Herr etwa nur willkürlich und zufällig ein einzelnes Ungeheuer aus dem Abgrund entstehen lassen? Nein! Es ist aus dem Schoße jener Tage uns geboren, die wir als die ruhigen, schuldlosen, guten uns denken, und die es doch nicht sein können, wenn wir sie bei Lichte besehen. Sind wir doch im jetzigen und damaligen Wesen dasselbe Volk, dieselben, die die Tage der Befreiung und Einigung Deutschlands gesehen oder erstritten mit Gott unter dem Kreuze, aber von so reichlicher göttlicher Aussaat nur kümmerliche Früchte geerntet haben; dieselben, die sich des langen Weltfriedens getrösteten, während unsere Leidenschaften den kleinen inneren Krieg säten; dieselben, die an großen Festen in großen Gedanken und Entwürfen die Vereinigung der Staaten, der Stände, der kirchlichen Parteien unter Christus, dem einigen Haupte, gefeiert und doch wieder dem alten Meinungskrieg und Schulgezänke, allem Eigensinn und allen Eifersüchten der Sekte, des Stammes, der ganzen Absonderungssucht Raum gegeben haben; dieselben, die vor der Kluft zwischen dem Reichwerden und der einreißenden Verarmung, vor der Kluft zwischen der wuchernden Verstandesbildung und der Gemütspflege zurückgebebt, weil es an Weisheit und Mut der Liebe fehlte; dieselben, die sich der Intelligenz, der Gesittung rühmten und sich des Evangeliums schämten. Es hat alles Frömmelei heißen müssen, auch die Frömmigkeit. Unsere Rechtgläubigkeit hat sich dagegen weniger um Erprobung an Herz und Leben als um ihre geschriebenen Gesetze und berechtigten Formeln gekümmert. Da ist denn das Gift, das im Blute tobte, nach Gottes Verhängnis herausgeschlagen. Das ist immer noch eine Wohltat. . . .

Unweise aber ist es auch, einer Ansicht der Zeiten uns hinzu-

geben, die gleich dem ersten Verdruß frönt und uns in die Gefahr bringt, uns ebenso ungläubig und undankbar gegen Gott, wie lieblos und treulos gegen unser Land, einer verzagten Untätigkeit, vornehmen Gleichgültigkeit oder parteiischen Richtung zu ergeben. Sprich doch nicht, denke auch nicht so, Gott hat dies Land verlassen, so will ich auch unverworren bleiben mit den nunmehrigen Angelegenheiten seiner Mitbürger. Ist es nicht barer Unglaube, der Dich überreden will, der Herr, der gerecht richtet, wisse nicht zu verzeihen, da doch die Barmherzigkeit, wie die Schrift sagt, sich wider das Gericht rühmt? .. Oder er habe an irgendeiner Stelle in irgendeiner Stadt sein Reich dem Satan preisgegeben? ... Denken wir uns doch in das Wesentliche hinein. Wenn zeitliche Strafe nicht Züchtigung, wenn Züchtigung nicht Wohltat und Segen ist, was ist sie denn? ... Und wie groß wäre der Undank gegen den Erhalter und Pfleger so vieler Gemeingüter, die wir besitzen? .. Wir haben noch diese deutsche Erde und Heimat inne, und noch wohnt das Wort Gottes im Lande. .. Wir haben noch unsern König, und unsere Liebe und Treue soll es ihm wieder zusetzen und vergüten, was er von den Rechten seiner Krone abgetreten. Wir haben noch die weitgeförderten Anstalten des Geistes, Kirche, Lehramt, Wissenschaft, Kunst und Gewerbe, noch das treue, geübte Kriegsheer. Aber, sagt man, wie gefährdet ist all dieses Gute, wie zum Teil schon beschnitten und beraubt! Nun, liebst Du denn, wenn Du etwas liebst, erscheint es gefährdet und bedroht, minder oder mehr? Schließest Du Dich nicht in Zeiten der Not mit Freunden, mit Genossen, mit dem Volke und Vaterlande noch inniger zusammen? Kann auch Gottes Wille ein anderer als dieser sein?"

Wie wenig er sich dem berechtigten Kern der Zeitbewegungen gegenüber verschließt, geht aus den Schlußsätzen hervor:

„Es ist wahr, eigentümliche Rechte, Stützen, Zieraten, Wachten vieler Anstalten sind gefallen; kaum ist oft abzusehen, wie sie sich herstellen ließen. ... Wird die Wahl eines äußeren Berufes noch mehr sich als sonst auf innere Berufenheit stützen, wird der eine oder andre Verlust an Hilfen und Ausstattungen jede Anstalt und Genossenschaft treiben, sich noch mehr auf ihr in der Natur der Dinge und in der menschlichen Bestimmung gegründetes Wesen zu besinnen, so wird der Verlust sich in Gewinn und Segen verwandeln. Trübsal bringt Erfahrung und führt in neue Bahnen menschlicher Bestrebungen ein. ... Wehe uns aber, wenn wir der Not allein und den Gesetzen der Schwere es überlassen, uns herzustellen, wenn wir nicht den Mund der Wahrhaftigkeit auftun, die Hand zur Versöhnung reichen und die vereinigten Hände an die gemeinsame Aufgabe legen. Wehe uns, wenn wir sie uns nicht zurückführen lassen zu den unerschöpften Quellen des Völkerfriedens und Landessegens, die in evangelischer Gemütsbildung und christlicher Sitte fließen. Nur nicht die neue Zeit auf das menschliche Selbstbewußtsein gründen! Nur diese Selbstgenüg-

samkeit nicht!... Wir haben einen Bürgen der Erlösung, einen Herzog zur Seligkeit; der ist die Durchhilfe durch diese Wüste, der einige Gewährsmann bessrer Zeiten! Gelobt sei Christus Jesus gestern und heut und derselbe auch in Ewigkeit!"

Tholucks zahlreiche Zeitpredigten[1]) sind dadurch charakterisiert, daß sie auf der einen Seite sehr entschieden und freudig zu manchen neuen Idealen und Zielen sich bekennen, auf der andern Seite aber in der allerschärfsten Weise die falschen, gottlosen Wege und Mittel der Revolution wie überhaupt die glaubenslosen Freiheitsbestrebungen brandmarken, so daß er deshalb doch mehr als pessimistischer Ankläger, weniger als optimistischer Anwalt seiner Zeit erscheint. — Bereits vor dem Beginn der Revolution in Deutschland, gleich nach dem Ausbruch der französischen Unruhen gesteht er offen ein[2]):

„Noch gibt's große Lehren, die Europas Christenheit zu lernen hat. Es sollen die Völker zu freieren Institutionen gelangen. Wer erkannt hat, wie nun schon seit einem halben Jahrhundert zu diesem Ziele hin so unzählige, und zwar nicht bloß durch menschliche Willkür gesponnene Fäden zusammenlaufen, der muß, wieviel unreines menschliches Gelüste auch mit unterläuft, dennoch göttliche Absicht darin erkennen... Wir sehen allerdings in dem Sturmwinde, der durch die Völker braust, Blüten und edle Samenkörner mit dahertreiben, große und heilige Ideen — die Teufelslarve, welche ihnen die freventlichen Gelüste der Menschen anlegen, soll uns nicht abhalten, das Engelsantlitz unter dieser Larve zu erkennen — verwirklicht sollen sie werden, nur nicht wider Gesetz und Ordnung; ich meine solche Ideen, wie Bruderliebe und Duldung, Freiheit und Entwicklung, Deutschlands Einheit und des geringen Volkes Pflege und Hebung. Sind das nicht Ideen, für welche nicht bloß das Herz der Jungen, sondern auch der Alten schlagen soll?"

Aber noch stärker ist seine Warnung:

„Nun aber werden Europas Völker erst die mit Blut und Tränen getränkte Lehre hinnehmen müssen, daß der Despot gradesosehr in der Völker Herzen wohnt, als in Fürstenherzen, solange Gottes Geist sie nicht heiligt, daß keine freien Verfassungen und keine Organisation der Arbeit, keine Bildung und keine Industrie die Menschen glücklich machen können, sobald nicht der heilige Odem einer von Gott gegebenen Religion den giftigen Wurm tötet, an dem das Glück aller geselligen Ordnung sterben muß, die Selbstsucht. Schlagt Throne nieder, zertrümmert Kronen, zerbrecht die Szepter von Despoten, solange der Wurm nicht in Euch selbst zum Tode gebracht ist, stehen

[1]) 3 Hefte „Predigten über die neuesten Zeitbewegungen". Die genauen Datierungen der Predigten fehlen.

[2]) I. Heft, S. 11 f.

statt eines Despoten nur hunderttausend auf, und das letzte ist ärger als das erste geworden. Die Lehre werden Europas Völker erst mit Tränen praktisch zu lernen haben, ehe ihre freieren Institutionen sie beglücken können .... Zum Fluch und nicht zum Segen über den Völkern werden die Ideen werden, wenn sie in ihrem eignen, statt in Gottes Geiste sie ins Werk setzen wollen; wenn der Weg zu ihrer Verwirklichung über umgestürzte Altäre und Throne, über zertretene Rechte und verletzte Eide gehen soll. Ihr Stürmer und Dränger, laßt das Fundament der Religion und der Heiligkeit des Gesetzes weg bei Eurem Bau, und grausend wird er über Euern eignen Häuptern zusammenstürzen.... O daß unser Volk erkennete zu dieser seiner Zeit, was zu seinem Frieden dient, o daß unserm Volk vergönnt wäre, was so vielen andern nicht, ohne Gewalttat und ohne Überstürzung die Ideen reifen zu sehen!"

In der ersten Predigt nach dem Ausbruch der Revolution in Deutschland[1]) beantwortet er auf Grund von Joh. 8, 31–36 die Frage: „Wann ist die größere bürgerliche Freiheit ein wahres Glück? 1. Bürgerliche Freiheit ist die wahre Freiheit, d. h. die Freiheit im höchsten Sinne, noch nicht. 2. Nur die Freien, in denen die Liebe Gottes am unbedingtesten herrscht, sind wahrhaft frei. 3. Diese Freiheit gibt nur der Sohn, der wahrhaft Freie." Bereits in der Fragestellung liegt seine, freilich bedingungsweise Anerkennung des Wertes einer größeren bürgerlichen Freiheit, die auch im Verlauf der Predigt mehrfach zutage tritt:

„Jünglinge dieser Hochschule, in der weit ausgedehnten Befleckung ist Euer Name unbefleckt erhalten worden; mit der Besonnenheit, die Männer ziert, habt Ihr Euch auf der zwar schmalen, aber festen und graden Straße eines gesetzmäßigen Fortschrittes halten lassen..... Es ist wahr und offenbar, daß es auch Schranken des bürgerlichen Lebens gibt, verkehrte Einrichtungen und Gesetze der Gesellschaft, welche die von Gott verliehenen Kräfte binden, statt sie zu lösen, den Menschen niederdrücken, statt ihn zu heben. Von solchen bürgerlichen Fesseln die Freiheit zu erringen heißen wir darum ein Gut. Wenn die, welche Pietisten geschmäht werden, bloß weil sie Christen sind, das Evangelium recht verstehen, dann sind sie wahrhaftig keine Freiheitsverächter."

Aber ebendiese notwendige Bedingung sieht Tholuck nicht im mindesten erfüllt; nicht nur daß er schonungslos die Revolution, den Freiheitsschwindel bekämpft:

„Wo ein Volk nach nichts anderem dürstet, als nach bürgerlichen Freiheiten, wo es in seinem blinden Durst zu dieser Freiheit hinstürzt durch Treu- und Gesetzesbruch hindurch, da sind die Früchte nicht besser als die Aussaat. Wo auf nichts anderes der Sinn eines Volkes steht, als von den Menschen sich zu emanzipieren, da wird jener Über-

[1]) I. Heft, S. 18f.

mut geboren, der keinerlei Bande der Abhängigkeit mehr ertragen will, die an Menschen binden, nicht die der Ehrfurcht, nicht die der Dankbarkeit, nicht die der Pietät; da sollen selbst alle Rang- und Stufenunterschiede unter den Menschen fallen.... Solcher Freiheitsschwindel gebiert den Übermut gegen Menschen, denn er ist selbst aus dem Übermut gegen Gott geboren....

Es ist nicht zu sagen, welche Blindheit mit solchem Freiheitsschwindel Hand in Hand geht, der blindlings nur nach politischen Rechten trachtet. Wie haben nach jenen Tagen der Revolution die ersten Begriffe von Recht und Pflicht im Urteil der Menschen sich verkehrt![1]... Und wie viele Irrtümer gröblichster Verblendung, die bis auf diese Stunde unter alt und jung wuchern und geflissentlich von frevelnder Lippe selbst in die Hütten der schlichten, redlichen Arbeiter und des einfachen Landmannes getragen werden! Da soll kein Herrscher und Diener mehr sein, während es vor aller Augen offenbar ist, daß Natur selbst zum Szeptergriff die eine Hand geschaffen hat, zu Pflug und Spaten die andre; da soll nur losgebunden, nur freigemacht werden alles und in allen Verhältnissen, während doch dem einfachsten Blick offenbar ist, daß frei werden das Glück des Menschen noch nicht macht, sondern Freiheit gebrauchen können."

Tholuck befürchtet zugleich, daß das einseitige Interesse an der bürgerlichen Freiheit die Freiheit nur desto mehr aus den Augen verlieren werde, die Christus uns im Worte seiner Wahrheit geben will:

„Schon vertritt für große Haufen die Rednerbühne die Stelle der Kanzel, Volksversammlungen sind ihre Gottesdienste geworden und der Staat der Götze, vor dem sie ihre Knie beugen. Fort mit dem Gotte über uns und den Jenseitigkeiten vor uns! So wohl muß es dem Volke noch im Staate auf Erden gemacht werden, daß es keinen Himmel mehr zur Seligkeit braucht. Ihr Toren! Disteln sät Ihr und wollt Feigen ernten, Basiliskeneier brütet Ihr und wollt Euch wundern, wenn die Ottern Euch anzischen? Baut nur, baut Euern gottvergessenen Staat!.. Ein solcher Staat ohne Gottesfurcht kann nicht heilsam bestehen. Er ist ohne Demut, und wo keine Demut, da keine Unterordnung und ohne Unterordnung keine Ordnung. Wo Gottes Liebe nicht im Menschen herrscht, da herrscht die Sünde, und wer der Sünde dient, der ist der Sünde Knecht. Könige haben sie mit Ruten gezüchtigt, Diktatoren und Despoten, vom Dünkel und eignen Vorteil getrieben, werden an ihre Stelle treten und sie mit Skorpionen geißeln. Toren, wenn nur die bürgerlichen Einrichtungen besser werden, dann, meint Ihr, soll die Erde zum Paradiese werden? Das ist die Torheit des Fieberkranken, der den inneren Brand loszuwerden hofft, wenn man ihn nur an eine kühlere Stelle legte"[2]).

[1]) Über die hier folgende Beurteilung des 18. März vgl. § 1, S. 17.

[2]) Über die in derselben Predigt sich findende Beurteilung des Problems Staat und Kirche, vgl. § 9, S. 115.

In einer etwas späteren, noch düsterer gehaltenen Predigt[1]) erblickt er im Anschluß an Jes. 21, 11 und 12 und 8, 19. 20, in der Weissagung über das alte Duma eine Weissagung über das neugewordene Deutschland: „Auch wir Deutsche stehen jetzt in Nacht, auch wir fragen die Hüter Gottes: Hüter Gottes, ist die Nacht schier hin? Auch für uns lautet die Antwort: Euer Morgen wird selbst eine neue Nacht sein. Auch für uns gibt's noch ein Morgenrot, wenn nämlich das Volk rufen wird: nach dem Gesetz und nach dem Zeugnis Gottes." Allerdings, sein Verständnis für die neuen Ideale verleugnet er auch hier nicht: „Ich habe es ausgesprochen und spreche es wieder aus: große und wahrhaft begeisternde Ideen sind in unserm Volke lebendig geworden, ein junger Wein von großen Kräften." Aber die Hoffnungen, die zu Anfang wohl auch er teilte, sind für ihn für lange Zeit zuschanden geworden:

„O teures deutsches Vaterland! auch du hoffst schon nächster Tage Dein Morgenrot aus der Nacht aufgehen zu sehen. Aber wie manchmal wirst Du noch wiederkommen und wieder fragen müssen: Hüter, ist die Nacht schier hin?! Was für eine große Sturmesernte wirst Du noch ernten müssen, ehe Dein schöner Morgen kommt!.... Die Morgenröte, welche jene vielen ungeweihten Lippen beschwören, kann nur eine neue Nacht sein.... O, will es einem nicht manchmal bedünken, als ob diese ganze gegenwärtige Generation nur dazu bestimmt wäre, den Boden zu düngen, auf dem erst für unsere Nachwelt eine schönere Aussaat in Staat und Kirche aufwachsen soll?"

Den Grund der Hoffnungs- und Erfolglosigkeit der Zeit sieht Tholuck in ihren unheiligen Mitteln, in ihrem Mangel an Glauben:

„Die Gefäße sind unrein, in die der junge Wein gegossen ist; ein Reinigungsprozeß der Gefäße muß vollzogen werden; sie müssen ausgeschmolzen, vielleicht gar umgeschmolzen werden. Von solcher Distelsaat kann man keine Feigen ernten; der neue Wein, so aus unreinen Gefäßen getrunken, wird zum Taumelbecher . . . Deutsches Volk! Du hast Deine hohen Ideen zu Deinen Götzen gemacht und bist vom lebendigen Gott abgefallen! . . . Auf nach dem Gesetz und nach dem Zeugnis Gottes!"[2]).

Dieselben Gedankenreihen kehren auch in den folgenden Predigten wieder; so, fraglos wieder etwas zuversichtlicher und milder, in der Predigt über Math. 5, 13[3]): „Wie haben wir Christen uns zu bewähren bei der neuanbrechenden Zeit als ein Salz Gottes?":

„Es sind schöne Aufgaben jetzt in der Menschheit auf dem Plan, Aufgaben, von denen grade der Christ sich nicht ausschließen darf.

---

[1]) I. Heft, S. 34f.
[2]) Betreffs dieser Predigt vgl. ferner § 7, S. 48f. und § 11, S. 135.
[3]) II. Heft, S. 1f.

Nur etliches nenne ich, alle Klassen dazu zu erziehen, innerhalb ihrer eignen Kreise der Stadt und des Staates Bestes mitwirken zu helfen; von den Armen, die zugleich sich selbst helfen zu wollen nicht zu träg sind, den Druck abwenden zu wollen, den unverschuldete Nahrungslosigkeit bringt; in freiem ungehemmten Wort das Salz wahrer Bildung, nicht des Kopfes allein, sondern auch der innersten Gesinnung auszustreuen. — Jetzt werden auch die schönen Aufgaben unserer Zeit unrein unter so vielen unreinen Händen; o Christen, legt Euer lauteres Salz hinein; vielleicht widerstehen sie noch der Fäulnis; vielleicht heißt es dann noch: verdirb es nicht, es ist ein Heiliges darin! und es geht nicht alles unter. — Vielleicht noch niemals hat in Deutschland wenigstens der große Haufe so viel hohe und schöne Gedanken und Absichten im Munde geführt, bei so viel verkehrten Anläufen und schlechten Gelüsten. Wie oft hat man grade in dieser Zeit überall Veranlassung zu rufen: „Lieben Leute, sucht nur, was ihr sucht, aber es ist nicht da, wo Ihr's sucht und wie Ihr's sucht." ... Sie werden erstaunen, wenn es Euch gelingt, ihnen zu zeigen, daß, wo sie hinwollen, das lebendige und recht verstandene Christentum längst hingewollt hat, und auf sicherem und geraderem Wege. — Mögen sie noch so schön und erhaben lauten, die Ideen und Pläne, mit denen jetzt die Menschen sich rühmen, wie bunte Muscheln kommen sie uns doch vor, mit denen die Kinder spielen, solange nicht der rechte und ewige Inhalt hineingelegt ist, den wir kennen."

Ebenso klingen zwei Predigten über das Vaterunser, die im Juli resp. Anfang August gehalten sind:

„Wir wollen es nicht vergessen, welche neue Entheiligungen Gottes in dieser Zeit hinzugekommen sind. Sie sollen also, wenn wir in diesen Zeiten das Vaterunser beten, vor unser Auge treten, die Gottesleugner und Gotteslästerer dieser Tage, die Christusfeinde und Religionsverächter, die Volksverführer und Aufrührer, die Gesetzesstürmer und Rechtsschänder — wir wollen gedenken an die seit vier Monaten vergossenen Ströme von Blut, an die brennenden Schlösser, an die gebrochenen Eide, an die hochverräterischen und räuberischen Gelüste und die frevelnden Drohungen für die Zukunft. — Eine Zeit, welche unserer Nation so große Aufgaben gestellt hat, eine Zeit, wo die Sünde und die Entheiligung des Namens Gottes mit so unverschleiertem Angesicht daher tritt, wo Gut und Leben so auf dem Spiele stehen, und Gott den Menschen soviel zu weinen gibt, die ist grade dazu gegeben, daß auch die, welche lange gescherzt und gelacht, einen ernsten Blick aufs Leben werfen. — Ich glaube es, wiewohl mein Auge es noch nicht sehen kann, daß auch jetzt Gottes Geist, neue Keime befruchtend und gestaltend, über der Tiefe schwebt[1]).

Wir blicken jetzt in eine Vergangenheit hinter uns, in der die Schuldrechnung unseres Vaterlandes ins Ungeheure gewachsen ist . . .

---

[1]) II. Heft, S. 14f.

Es sind uns Güter schon erworben und schöne Güter in Aussicht gestellt, das weiß ich wohl, aber daß an den Errungenschaften der Gegenwart soviel Blut und Gewalttat klebt, und daß nach den Aussichten der Zukunft so unreine und räuberische Hände greifen, das klagt unser Volk an vor Gott"[1]).

In der nächsten Predigt klagt Tholuck nicht über die Übertretung der Gesetze durch die Frevler, sondern über die Geringschätzung des Gesetzes unter den sogenannten Guten[2]):

„Das will ich anklagen, daß die sogenannten Guten es sind, die das Freiheitslied solchen vorgesungen, die noch nicht gehorchen gelernt haben, den Zügel fremder Zucht solchen abzunehmen kein Bedenken tragen, die noch keine Selbstzucht üben können, und gutmütig genug auf den Trieb des Geistes auch bei solchen Rechnung machen, wo offenbar kein anderer als der Trieb des Fleisches das Regiment führt. Die Übertretung der Gesetze würde auch in diesen jüngsten Zeiten der Revolution nicht so überhand genommen haben, hätten nicht schon seit längerer Zeit die Gutgesinnten selbst so schmählich verkannt, wie unentbehrlich für die Bösen nicht bloß, sondern auch für die Guten — für solche Gute wenigstens, wie wir allzumal — äußerliche Zucht, Gesetz und Regel sind."

Besonders trübe gestimmt ist die Einleitung der Reformationsfestpredigt[3]):

„Reformationsfest ein Freudenfest, aber in diesem und dem verwichenen Jahre bei allen, welche das Haus Gottes liebhaben — was für ein Buß- und Trauerfest! Die Schäden und Schwären, daran unsere Kirche bisher schon krankte, wieviel mehr kommen sie jetzt zutage, seitdem wir die Hand eines die Kirche liebenden und pflegenden Kirchenregiments nicht mehr über uns fühlen, wie früher. Ja, wieviel schlimmer sind sie geworden, wenigstens in etlichen Teilen des Landes, daß in unseren Landesteilen wenigstens seit den Märztagen unseres Jahres die Altäre noch verlassener stehen, die Kirche noch vereinsamter, die Teilnahme für die Religion noch schlaffer geworden ist, läßt sich leider nicht verkennen. Im allgemeinen hat jedenfalls, wie vor aller Augen ist, seit die Gesetzlosigkeit die Schleusen aufgezogen, durch das ganze Land hin Gottlosigkeit und Sittenlosigkeit, Frevel und Verbrechen, Abfall und Sektengeist schon jetzt in erschreckender Weise zugenommen. Und was wird in nächster Zukunft aus unserer evangelischen Kirche werden?"

Ganz ähnlich wie Tholuck tritt auch Harleß, der freilich meist nur in der Einleitung und vor allem am Schluß seiner Predigten direkt auf die Zeitverhältnisse eingeht, für die Berechtigung des politischen Fort-

[1]) Ebenda S. 28f.

[2]) Gal. 3, 23. 24: „Im aller Weise ist das Gesetz ein Zuchtmeister auf Christum." II. Heft, S. 41f.

[3]) III. Heft, S. 1f.

schritts ein, aber auch immer so, daß er den viel höheren Wert des leider im großen und ganzen nicht vorhandenen Glaubens betont und so doch zum kritischen Beurteiler seiner Zeit wird. Kennzeichnend hierfür sind bereits vielfach die Formulierungen seiner Themata. — Schon vor dem Ausbruch der französischen Revolution, am 13. Februar (Text 1 Sam. 12, 20—25), spricht er über das Thema: „Die Hoffnung echter Volkswohlfahrt ist da, wo Furcht ist vor dem Namen Gottes und Zuversicht in Gottes großem Namen"[1]):

„Nicht daß ich meinte, mit dieser Furcht und Zuversicht sei bereits des Volkes Wohl da und brauchte nichts weiter zu geschehen. Das wäre gerade so, als wenn ein Christ meinen wollte, er brauche bloß zu beten, nicht auch zu arbeiten. Nein, alles, was jetzt am Leibe der Völker geschieht, das erwachende Völkerbewußtsein, wie das Streben nach Recht und Ordnung der Völker, ist ein Zeichen der Zeit, von dem ich nicht gering, sondern hoch denke. Aber, aber, alle diese Höhen werden zum Verderben umschlagen, wo man nur immer sie zu Götzen macht, in deren Namen man schwört und hofft und fürchtet und läßt dagegen nicht mehr den Namen des Gottes der Völker unsere höchste Furcht und Zuversicht sein."

Nach den Revolutionstagen in Paris hält er am 12. März über Ps. 85, 8—14 seine weitverbreitete, hoffnungsvolle und ebendarum von manchem seiner kirchlich und theologisch Gleichgesinnten kritisierte „Heerpredigt an die Deutschen"[2]): „Der Herr der Herren hat geredet; er bezeugt, daß auf Torheit geraten, die nicht auf diese Stimme hören, er predigt, daß Hilfe und Friede unserm Volke nahe ist, so es diesen Herrn fürchtet und seine Gnade sucht":

„Ich meine, daß mitten in der Stimme des Gerichts für uns Deutsche etwas laut geworden ist, was unserm Volk und seinem Bestand auf Erden zur Hilfe und zum Frieden gereichen kann, so wir nur auf diese Stimme hören . . . Wir werden schwere Prüfungen und Kämpfe zu bestehen haben. Aber wir bedurften der bitteren Arznei; vom Scheitel bis zur Sohle krankt der Leib des deutschen Volkes. Wenn aber jetzt etwa die Geschwüre aufbrechen, so kann das zwar eine Krankheit zum Tode sein, aber ebensogut auch eine Krankheit, ja ein Tod zur Auferstehung und Genesung. Denn der, der einst Lazarum aus dem Grabe steigen hieß, der breitet den Arm seiner Macht auch jetzt noch über unser Volk aus, und so wir diesen Arm nicht von uns stoßen, brauchen wir auch nicht uns zu entsetzen vor dem Sturze, der ohne Zweifel über vieles von dem hereinbricht, was wir bisher den gegenwärtigen Zustand nannten.

[1]) Die Sonntagsweihe, I. Bd., S. 109f.

[2]) Ebenda S. 141f. Diese Predigt wurde in der Ev. Kirchenzeitung 1848, S. 307, lebhaft bedauert und kritisiert.

Das ist der Grund, warum ich bei so manchem, was schon jetzt gekommen ist und noch kommen wird, nicht zittere als einer, der keine Hoffnung hätte. Denn wenn Gott der Herr anfängt zu reden, so stürzt nicht bloß zu Boden, was sich wider Gott erhebt, sondern es bricht auch zusammen, was bloß Menschenwitz künstlich erdacht und gemacht und geordnet hat. Und verhehlen wir es uns nicht, an künstlich Gemachtem, nicht aus Gott und dem Leben Gequollenem, haben wir Deutsche reichlichen Überfluß" [1]).

Die Kehrseite zu diesen zuversichtlichen Ausführungen bildet nach den Barrikadenkämpfen in Berlin seine „Bußpredigt an die Deutschen" am Bußtag, 24. März (1 Joh. 2, 2): „Echte Volkserhebung findet sich nur zugleich bei wahrer Beugung des Volkes" [2]):

„Solche Beugung vor Gott dem Helfer kann und will jetzt die, sozusagen, natürliche Wirkung der Stimmen sein, welche Gott zu dem auswärtigen Nachbarvolk geredet hat. Denn, indem sie dort bezeugte, daß keines Fürsten Weisheit und Macht, so Gott nicht mit ihm ist, den Zustand der Dinge nach seinem Willen machen kann, so wolle Gott, daß jetzt auch unser deutsches Volk sich daran ein Beispiel nehme, vom Aufruhr lasse, und reuig umkehre von den Gelüsten, mit Volksweisheit und Volksmacht allein und ohne Gott den Zustand der Dinge nach eigenem Belieben machen zu wollen . . . Ich gestehe, wenn ich die Zukunft unseres Volkes ansehe, zittere ich, so wir nicht bald hören auf die Stimme, die jetzt predigt. Denn es ist in unserm Volke, namentlich in der allerneuesten Zeit ein Geist der Lästerung Christi aus dem Abgrund aufgestiegen, der, wenn er Volksgeist wird, unser Volk dem Untergange weiht."

In den späteren Predigten [3]) überwiegt diese härtere Beurteilung der Gegenwart, so z. B. in der Predigt am 1. Pfingstfeiertag, 11. Juni (Hebr. 2, 2–4): „Die Strafstimme des heiligen Geistes" [4]):

„Auch jetzt geht ein Brausen durch die Welt wie nie, und die Feuerzungen schlagen aus der Erde und flammen auf den Bergen, und die Menschen erheben ihre Häupter und predigen an allen Enden – aber bis jetzt ist die Stimme der Lästerung auf Erden lauter als die Predigt des Heiligen Geistes, und ob das Brausen vom Himmel ein Morgenaufgang des Frühlings sei, oder ein Sturm der nahenden Winternacht, das ist eine schwere Frage und schwerer noch die richtige Antwort."

Am 2. n. Trin., 2. Juli (Jer. 7, 25–28): „Das Zeugenamt der Propheten Christi" [5]):

---

[1]) Über die die deutsche Einheit betreffenden Ausführungen dieser Predigt vgl. § 7, S. 47f. [2]) Die Sonntagsweihe, I. Bd., S. 157f.

[3]) Auch für Harleß ist es bezeichnend, daß die Predigten der Osterfestzeit gar keine Zeitbeziehungen enthalten.

[4]) Die Sonntagsweihe, I. Bd., S. 255f. [5]) Ebenda S. 287f.

„Ich fürchte, ich fürchte, des Volkes Nacken ist eiserner denn je und seine Stirne eherner denn je geworden. Christi Gehorsam deucht ihnen Schande, und Freiheit von Christo preisen sie als Ruhm“ [1]).

Am 8. n. Trin., 13. August (Matth. 9, 9—13): „Barmherzigkeit gefällt Gott, nicht Opfer“ [2]):

„Einem Pharisäerstaate gehen wir entgegen, wie er noch nicht existiert hat, einem politischen und religiösen Pharisäertum, welches Kirche und Staat und alle Gemeinschaft in Trümmer reißt ... Wenn ich menschlichen Gedanken nachginge, so müßte ich meine Hoffnung darauf gründen, daß ich in der Gegenwart und namentlich unter uns Deutschen außerordentlich viel Fromme und Starke, und geistig Gesunde und Weise sehe, welche mir das Beste für die Zukunft versprächen. Ich nun an meinem Teile muß offen bekennen, dergleichen nicht viel zu gewahren. Ich sehe ungleich mehr Verschrobenheit, Ungesundheit, Schwäche und Gottlosigkeit, und besonders was die politische Weisheit betrifft, könnte ich nur darüber mich wundern, daß es, um mich gelind auszudrücken, trotz so vieler Mittelmäßigkeiten doch noch gehe. Ja, wenn ich sehe, wie jetzt so viele meiner Stammesgenossen mit Revolutionen spielen, wie Kinder mit dem blanken Messer, so müßte ich, vom Frevel abgesehen, bei solcher Gedankenlosigkeit schaudern.“

Am 13. n. Trin., 17. September (Luk. 9, 57—62): „Wo geht eines Christen Weg hin?“ [3]):

„Des Himmels Gestalt und die Wetterzeichen der Natur können sie beurteilen; aber die Zeichen der Zeit können sie, obwohl sie sich es einbilden, nicht beurteilen, und der Friedensbogen des Himmelreiches bleibt ihnen ebenso verborgen wie die Wetterzeichen der göttlichen Gerichte! Das ist der Gedanke, der in diesen unsern Tagen einem oft wie Bergeslast auf das Herz fällt. Da stehen sie und sehen nicht sehenden Auges, und hören nicht hörenden Ohres; Schatten jagen sie nach und umarmen Wolken; mit Träumen des Ehrgeizes und der Habsucht, mit eitlen Hirngespinsten und prunkhaften Wünschen des Herzens schmücken sie sich die Welt der Gegenwart und der Zukunft — und achten nicht der Himmelsblume, die zu ihren Füßen im Verborgnen blüht, und vernehmen nicht den Sturm, der heranzieht, die Tenne zu säubern gleich der Worfschaufel, welche Spreu vom Weizen scheidet. Aber — gleichviel ob sie es fürchten oder nicht — es wird kommen wie ein Sturm, der heranzieht, und ihr Unfall als ein Wetter, und sie sollen essen von den Früchten ihres Wesens und ihres Rats satt werden .... Jetzt in dieser Zeit ist es aus auf

[1]) Die hierauf folgende Entrüstung über die Ablehnung des Eingangsgottesdienstes im Frankfurter Parlament vgl. § 2, S. 28.

[2]) Die Sonntagsweihe, II. Bd., S. 1 f.

[3]) Ebenda S. 53 f.

eine Weile mit dem irdischen Sonnenschein; Wolken und Dunkel ist um Gott her, und Gerechtigkeit und Gericht ist seines Stuhles Festung. Und wie Gott jetzt predigen will, das haben wir bereits erfahren. Es ist eine Predigt, deren Brausen mit Gewalt die Blumenketten zerreißen wird, mit welchen wir uns selbst gefesselt haben. Das Behagen der Erdenheimat wird uns bald nicht mehr hemmen; die Zeit ist schon da und wird noch mehr kommen, da einer alle Lande der Erde durchreisen möchte und möchte äußerlichen Frieden suchen und wird ihn nicht finden. Auch die Gräber unserer Toten werden uns nicht mit sorglichen Gedanken an die Erde ketten. Im Gegenteil, wir werden Gott danken und preisen, daß er die, welche wir liebten, im Tode hinweggenommen hat aus friedloser Zeit. Und selbst die Gemeinschaft irdischer Liebe wird je länger je weniger den Menschen an dies Leben fesseln; denn es wird wahrhaft selten im Lande auch nur eine rein menschliche, wahre und treue Liebe werden. Sie werden alle das ihre suchen; eines jeden Hand gegen den andern — das ist die Finsternis, die heraufzieht."

Am Reformationsfest, 31. Oktober (1 Kor. 1, 10 – 15): „Das Wesen christlich-kirchlicher Erneuerung"[1]):

„Es liegt nahe, daß man unwillkürlich bei gewissen Zuständen in der Geschichte der Christenheit an den vermessenen Turmbau zu Babel und das darauffolgende Gericht der Sprachverwirrung denken muß. Und dies sage ich zunächst in bezug auf die Gegenwart und auf die Säkularerinnerung der deutschen Reformation, wie diese Erinnerung in den deutschen Landen gepflegt wurde und gepflegt wird. Denn daß hier die Sprachverwirrung in christlichen Dingen nicht abgenommen, sondern reißend zugenommen hat, muß jeder bekennen, welcher die wirkliche Welt aus eigener prüfender Anschauung kennt. . . . . . Immer schwerer hängen die Wetterwolken herab über dem Turmbau, welchen die Vermessenheit beginnt und längst begonnen hat. Immer lauter verkünden die wachsenden Wogen der Sprachverwirrung ein neues gesteigertes Gericht Gottes. Im Jahre 1648 war nach tausend Strömen Blutes die Freiheit erkämpft, das, was unser ist, als freies Besitztum festzuhalten. Jetzt im Jahre 1848 steht bevor, daß die Erben jenen Besitz vielleicht um ein Linsengericht verkaufen."

Auch noch am Ende des Jahres sieht er besorgt in die Zukunft[2]):

„Überall geht die See noch hoch; nirgends noch hat das Schiff den bergenden Hafen erreicht, die Wellen überfallen und die Gefahr steht noch da; ja verborgen ist es dem menschlichen Auge, welchen Zielen die Gewalt des Sturmes uns zuführe . . . Unnatürlich, kurz-

---

[1]) Ebenda S. 101 f.

[2]) Ebenda S. 197 f., vgl. den Unterschied zu den Silvesterpredigten unter II, S. 74, 78, 81 Anm. 2.

sichtig und töricht ist der Wahn jener, die bei sich selbst klug und weise sind und dünken sich am Ziele und reden von Besitztümern und Errungenschaften, während alles in Frage gestellt ist und noch weiter gestellt werden wird. . . . . Der Meister, der weltkundigen und menschenweisen, haben wir grade genug; aber wenn wir an irgend etwas sterben und zugrunde gehen, so fürchte ich, wir haben den Tod an dieser Überfülle und an unserm nutzlosen Vertrauen auf solche Heilkünstler."

Und doch wieder wehrt sich Harleß gegen eine allzupessimistische Auffassung der Zeitlage, z. B. in der Pfingstfestpredigt[1]):

„Wer den Zustand unseres Volkes im deutschen Vaterlande aus lebendigem Leben, nicht aus Zeitungen und Büchern kennt, und wer zu dessen Betrachtung nicht bloß den oberflächlichen Blick des fleischlichen Auges, sondern ein geistliches Auge mitbringt, der weiß in Wahrheit, daß Gottes heiliger Geist noch unter unserm Volk sein Werk hat und daß es nicht fehlt an mannigfachen Kräften und daß in mehr denn einem Zeichen Gott aus der Gemeinde Christi heraus noch jetzt zu uns redet. . . . . Wie einst zu Mosis Zeit, so hat Gott jetzt wieder die Völker des Erdkreises an einen Scheideweg gestellt, und Segen oder Fluch liegt vor ihnen . . . . So gebe Gottes heiliger Geist, der die Herzen lenket wie Wasserbäche, daß auch unser Herz sich zu rechter Zeit entscheide, ehe es zu spät ist."

Noch deutlicher zeigt dies seine bereits zitierte Predigt nach den Frankfurter Unruhen[2]). Wie er die verfassungsmäßige Freiheit und die politische Mitarbeit des Volkes zu schätzen weiß, beweist seine am Konstitutionsfest gehaltene Predigt, 4. September (Psalm 85, 10—12): „Die wahre Ehre eines Landes"[3]):

„Die wahre Schönheit eines Volkes besteht in der in Rechten und Gesetzen gegliederten sittlichen Ordnung seines Volksberufs. Und darum sind die Gedenktage an die Einführung großer und umfassender Volksordnungen Gedenktage an die Ehre eines Volkes, welche Ehren eben darin bestehen, nicht bloß Äcker und Häuser zu bauen und Handel und Wandel zu treiben, sondern auch Recht und Gerechtigkeit zu ordnen und zu pflegen auf der Erde. . . . . Es wäre verkehrt genug, mit etlichen zu sagen, es sei der Buchstabe der Verfassung gleichgültig, wenn nur der Geist des Volkes der rechte sei. Nein, wenn der Geist des Volkes der rechte ist, schafft und baut er auch die rechten Ordnungen, und ob der rechte Geist im Volke sei und gewaltet habe, erkennt man an dem Teil der äußerlichen Volksordnung. Gleichwie denn heutzutage niemand zum Beispiel den Geist des englischen Volkes rühmt, ohne zugleich des Landes Verfassung rühmen zu wollen."

---

[1]) Die Sonntagsweihe, I. Bd., S. 255 f.
[2]) § 5, S. 39. [3]) Die Sonntagsweihe, II. Bd., S. 37 f.

Auch **Petri** in Hannover sieht in den neuen Verhältnissen an sich keinen Gegensatz zum Evangelium; allerdings kann nur dieses den Weg zur wahren Freiheit führen[1]):

„Ob Recht und Gesetz in ihrer neuen Gestalt und Verfassung hinfüro gleich sein wird für alle, und die Güter des Lebens allen ohne Ausnahme, dem Fürsten auf dem Throne wie dem Bürger in seinem Gewerbe, mit gleicher Unparteilichkeit schützen und jede frevle Gewalttat rächen, oder aber selbst nur das scharfe Schwert sein wird, mit welchem der schreckliche Geist der Parteiwut sich gegen das Leben und seine Güter waffnet; — ob also die edle, die heilige, die gesegnete Freiheit ihren lebenweckenden Szepter über unser teures Deutschland ausstrecken, oder ob ein wilder, zerstörender Taumel durch das unglückliche Land rasen, und dann die Tyrannei mit ihrer bleiernen Wucht alles selbständige Leben ersticken wird — das wird davon abhängen, welchen Weg zur Freiheit wir einschlagen . . . .

Jene Meinung, daß ein Volk selbst die Quelle seines Rechtes sei, wenn sie soviel heißen soll, daß ein Volk oder die sich seinen Namen beilegen, ganz nach Willkür das Recht machen und auch nur ihre Willkür zur Gewähr des Rechts setzen, ist so gewiß ein Irrtum, als auch der einzelne Mensch nicht der Urheber seines Rechts, sondern in seinem Gewissen an Gott gebunden und ihm zur Rechenschaft verpflichtet ist. Demselben Gott, dem die einzelnen in ihrem Gewissen verbunden sind, sind auch die Völker verbunden . . . .

O laßt in unsern Seelen tief eingegraben sein, daß die wahre Freiheit nur da ist, wo man der menschlichen Ordnung um des Herrn willen, im Gewissen untertan ist. Und solche Ordnung mag Namen und Gestalt haben, wie sie will, — das Evangelium gibt darüber keine Vorschrift."

Ehrenfeuchter in Göttingen predigt am 23. n. Trin., 26. November, über Matth. 22, 15—22: „Wie steht der Christ zu den politischen Angelegenheiten seiner Zeit?"[2]). Seine Ausführungen tragen einen unbestimmten, nicht ablehnenden, aber mehr passiven Charakter:

„Die Antwort des Herrn lautet: Sorget, daß die bürgerliche Ordnung und der bürgerliche Friede erhalten bleibe und liebet Euch untereinander. Welche Gestalt die bürgerlichen Dinge unter uns annehmen, in welchen Formen sie sich bewegen, es ist freilich nicht gleichgültig, aber dies ist gewiß: es wird das Bild und die Überschrift der Zeit selbst sein . . . . Wie die größere Zahl unter uns geartet und gesinnt ist, das wird sich in diesen Formen und Einrichtungen offenbaren, möchten diese nun zum Heile oder zum Gericht dienen. Und beides, Heil und Gericht, hat der Christ zu ehren, jenes dank-

[1]) „Die Herrlichkeit der Kinder Gottes", S. 203f., Predigt am 14. Mai, Jubilate, 1 Petr. 2, 11—18: „Der Weg zur wahren Freiheit."

[2]) Zeugnisse aus dem akademischen Gottesdienst.

bar hinzunehmen, diesem sich bußfertig zu unterwerfen. Ja, sind es selbst auch solche Formen und Wege, die er dem Geist unserer Nation und Geschichte für fremd halten muß, sind dadurch nicht die unzweideutigen Gebote Gottes verletzt, denen man mehr gehorchen muß als Menschensatzungen: so wird er sich gedrungen sehen, auch eine Ordnung zu unterstützen, die seinen eignen Wünschen und Überzeugungen widerspricht; er wird vor allem, ehe er einem schnellen Gedanken gehorcht, sich die Zinsmünze zeigen lassen — und wenn er auch weiß, es sei ein Abirren von der wahren Bestimmung, das sich in diesem Bilde und in dieser Überschrift ankünde, so wird er vor allem an seine eigne Brust schlagen und sich mitschuldig erklären, daß er nicht Treue und Kraft genug bewiesen habe, um dem drohenden Verderben zu steuern; er wird nicht aufhören, für die erkannte Wahrheit zu zeugen, er wird sein Volk erinnern an alle Schätze der Treue, die uns als ein teures, zu bewahrendes Vermächtnis überkommen sind. . . . . Liebe kann sein auch unter denen, die über die Gestaltung der bürgerlichen Dinge sehr verschiedene, ja entgegengesetzte Überzeugung hegen; aber Liebe kann nicht sein, wo die bürgerliche Ordnung aufgehoben ist . . . . Der Christ entzieht sich den politischen Fragen nicht, aber er hält sie nicht für das Ganze und Einzige" [1].

Professor M. E. Landerer in Tübingen zeigt ebenfalls Verständnis für die politischen Wünsche und Hoffnungen; am 12. März predigt er über Joh. 2, 13—22: „Was sollen wir jetzt tun?" [2]):

„Es ist gewiß ein schönes Zeichen, daß in unserm Nachbarlande der Sturm nicht wie vor einem halben Jahrhundert damit begonnen hat, die Altäre umzuwerfen.

Auch wir sollen offen und frei zeugen wider alles Unrecht im öffentlichen und häuslichen Leben, in Staat und Kirche. Ja, es ist auch kein Unrecht, wenn die Völker in dieser bewegten Zeit ihre Stimmen erheben zu dem Throne der Fürsten, geschieht es nur in Ehrfurcht . . . . Es ist ein großes Wort, daß nun einmal der Tag anbrechen soll für die Freiheit des Glaubens und der Überzeugung."

Am 2. n. Trin., 2. Juli (Luc. 15) [3]):

„Fortschritt ist das große Losungswort. Und gewiß, wir müssen weiter voran, denn wir sind in manchen und wichtigen Dingen stillgestanden, und wo wir jetzt stehen, können wir nicht bleiben."

Aber stärker als seine Zustimmung sind seine Bedenken:

„Wie der Herr kein Zerstörer war, so auch wir nicht . . . Man will heut mit Blut und Feuer der Empörung die menschliche und göttliche Ordnung über den Haufen werfen. O unselige Verblendung! . . Glaubt dem Lügengeiste nicht! . . Laßt uns streiten mit den reinen

[1]) Seine Parlamentsfestpredigt vgl. S. 23 f.
[2]) Vgl. Register. [3]) Ebenda.

Waffen der Wahrheit und Gerechtigkeit und die heilige Sache nicht durch den Frevel des Aufruhrs beflecken . . . Daß nur die Freiheit des Glaubens nicht zur Freiheit vom Glauben werde! ... Der Baum des Lebens muß freilich Luft und Licht haben, aber er kann nicht wachsen, wenn er nicht auf seine Wurzel in die Tiefe schlägt[1]).

Was wird das schönste Gerüst eines öffentlichen Lebens nützen, wenn in dasselbe nicht der Geist der Gerechtigkeit einzieht, wenn man den Grund des Glaubens als etwas Unnützes, Veraltetes auf die Seite drängen will? . . . Meint Ihr, Ihr könnt mit Volksversammlungsbeschlüssen und mit der Mehrheit der Stimmen den bösen Willen beschwören?[2]).

Der verlorne Sohn war auch ein Mann des Fortschritts. Die Freiheit, die man ohne Gott haben will, wird zur härtesten Knechtschaft"[3]).

Palmer in Tübingen blickt anfangs zuversichtlich in die Zukunft[4]): „Auch wir hoffen auf eine Verklärung, eine Neugeburt unseres gesamten gemeinsamen Lebens. Gott gebe, daß es eine Krankheit zum Leben werde!" Aber auch wenn er am 1. Oktober bei der Fahnenweihe der Tübinger Bürgerwehr die Rede hält[5]), er fühlt sich je länger je mehr enttäuscht[6]):

„Die Alten haben von einem wundersamen Vogel gefabelt, der, wenn er alt geworden, sich verbrenne und jung geworden aus den Flammen wieder aufsteige. So meinen viele, es läge in der Natur der Menschen, sich in Blut zu baden. Ohne solche Schreckenszeiten kämen sie nicht vorwärts. Darum sei es das beste, mit den Wölfen zu heulen. Wie aber, wenn die heiligsten Güter unter den neuen Errungenschaften zugrunde gehen?"

Seine Silvesterstimmung erinnert an Harleß:

„1648 war Frieden nach langem Streit; 1848 Krieg nach langem Frieden. Wir stehen am Anfang einer langen Drangsal. Im Frühling glaubten viele ernste und wohlmeinende Männer, eine große und gute Hoffnung haben zu dürfen. Und als das Jahr begann, sein Füllhorn voll Ereignisse über die Welt auszuschütten, da glaubte man eher schon die Zahl derselben mit goldenen Ziffern in die Tafel der Geschichte eingraben zu dürfen. Jetzt aber, möchte es einer loben? Müssen nicht alle, auch die Hoffnungsreichsten, ihre völlige Ratlosigkeit bekennen? Ist nicht denen, die derzeit Meister zu sein sich ermaßen, das Ruder bereits aus den Händen gefallen?"

Rüdel in Nürnberg betont, stärker als die bisher Genannten, die innere Notwendigkeit des politischen Fortschritts[7]):

---

[1]) 12. März. [2]) 7. Mai. [3]) 2. Juli.
[4]) 9. April. [5]) § 4, S. 36. [6]) 17. n. Trin.
[7]) 26. März.

„Die bisherigen Formen des politischen Lebens sind plötzlich vor dem Verlangen nach Freiheit und Recht zusammengebrochen, weil sie innerlich unwahr und faul gewesen .... Durch die von Westen her begonnene Bewegung der letzten Wochen haben auch die deutschen Stämme nach langem Druck früher vorenthaltene Rechte und eine würdige Freiheit gewonnen, was unter Gottes Segen die heilsamsten Folgen für unser teures Vaterland herbeiführen wird.

Ein gewaltiger Sturm ist auch über unser deutsches Vaterland dahingebraust und hat viele unhaltbare und verderbliche Zustände niedergestürzt, weil die Großen und Mächtigen weder die eignen Versprechungen redlich erfüllt, noch die wahren Bedürfnisse der Völker erkannt und anerkannt haben" [1]).

Aber doch hat er keine Freude an der Gegenwart:

„Diese Erweiterung der bürgerlichen Rechte und Freiheit benützen nun die, die das Evangelium von der Erlösung als veraltet abtun wollen, um ihre Meinungen offener oder versteckter geltend zu machen [2]).

Die früher erwartete besondere Säkularfeier jenes berühmten Vertrages ist durch die gewaltigen Bewegungen unserer Zeit vereitelt, die so ziemlich alles, was bisher bestanden — nicht bloß verkehrte und schädliche Mißbräuche, sondern auch gute und heilsame Ordnungen — in Frage gestellt scheint und die Erhebung für politische Rechte und vernünftige Freiheit der Staatsbürger vielfach in Zügellosigkeit und Vernichtung aller gesetzlichen Ordnung und Gesetzlichkeit umzuschlagen droht. Darum eine ernste Feier mit bußfertigem Sinn!

Gott möge sich unserer verwüsteten Kirche, unseres von Parteien zerrissenen und mit Auflösung aller gesetzlichen Ordnung bedrohten Vaterlandes noch in Gnaden erbarmen und auch diese babylonische Gefangenschaft wenden und uns mit gesetzlicher Begründung einer vernünftigen Freiheit und friedlicher Herstellung der deutschen Einheit segnen!" [3]).

C. G. Schlatter, Pfarrer in Neunhofen, äußert sich in seiner Ansprache auf dem Generalkonvent des Neustädter Predigervereins im Juni zustimmend und skeptisch zugleich [4]):

„Uns allen fühlbar geworden ist das momentane Zurücktreten, ja die temporäre Ohnmacht der Predigt in einer Zeit, wo das Menschenwort gewaltig zur Rede gekommen ist. Die Interessen des Tages waren die stärkeren.

Wohl für die Themen der Zeit fanden wir ein erhöhtes Interesse, und wir haben es benutzt. Aber abgesehen davon, daß Politik auf

[1]) 29. Oktober: „Die würdige Gedächtnisfeier der Reformation und des westfälischen Friedens". [2]) 26. März.

[3]) 29. Oktober; über seine Stellung zur deutschen Einheit vgl. § 7, S. 46.

[4]) „Das Predigtamt in der gewaltig bewegten Zeit."

der Kanzel ihre Klippen hat, mußten wir uns doch selbst sagen, daß ihr Inhalt nicht ausreicht. Wenn wir z. B. ein Ostern verkünden wollten, das noch höher sei als das Auferstehen der Völker: da ist uns die Unempfänglichkeit der Zeit allen mehr oder weniger fühlbar geworden. Und wenn uns die Andacht der Studierstube in mancher politisch bewegten Woche fehlte, mußte nicht noch mehr die kirchliche Andacht unserer erregten Gemeinden verkümmert sein? Viele kamen, und ihre Gedanken blieben draußen, waren mehr auf Frankfurt, Wien und Berlin gerichtet als auf Golgatha und die für den Augenblick, wie es schien, überwundenen Stätten der heiligen Geschichte.

Auch der Konflikt, in den die Politik mit dem Christentum und das Christentum mit ihr kommen mußte, lähmte vielfach unsere homiletische Entschiedenheit und Freudigkeit. All die großen Fragen der Zeit über die Linie der Volksrechte und Fürstenrechte, über den Eid, den wir als Geistliche und Beamte der bestehenden Regierung geschworen hatten, über die Pflicht, der erschütterten noch anzuhangen oder deren Sturz gutzuheißen und zu befördern, über die Priestertreue, die noch für Fürst und Fürstenhaus zu beten wagt, oder der Volksstimme gehorcht, die es unterlassen wünscht, — dies alles konnten nicht für jeden, der nicht gradezu und völlig auf der äußersten Linken stand, so leicht entschiedne, so schnell abgemachte Fragen sein. Darüber sind wir wohl alle eins, daß das Christentum über der Bewegung stehen müsse, aber auch darin, wie schwer es sei, unter der Fahne, die über der Kirche weht, dem göttlichen Wort auch persönlich diesen Standpunkt zu sichern. Bei geordneten Verhältnissen hilft uns wohl das Wort: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist; bei anerkannter unbezweifelter Regierungsform dürften wir wohl die Predigt des Gehorsams mit dem Spruch des Apostels erhärten: Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Aber mitten im Strome der Umgestaltung, wer hat da die Felseninsel gefunden, auf der er ohne Widerspruch in sich selbst fest und unerschüttert steht? Weder die Republik noch die Monarchie kann das Christentum entbehren, und überall hat über dem Stuhle des Präsidenten wie über dem Throne des Fürsten das Wort Gottes sein ewiges Recht. Aber wie es im Kampf der Entscheidung sein Recht wahre, zwischen den Parteien sein Votum abzugeben habe, das war und ist eine Aufgabe, die den Besonnenen nachdenklich, den Gewissenhaften zweifelhaft machte und der Predigt wenigstens einen Teil der Zuversicht raubte.

Die Bewegung, die so Großes und Herrliches brachte, hob dennoch auch eine Masse von Unmoral an die Oberfläche, gegenüber der die Ohnmacht des göttlichen Wortes seinen Verkündigern oft genug und betrübend fühlbar werden mußte. Die großen Volksgüter müssen wir hoch und herrlich preisen, und wer sollte das nicht; aber die Art und Weise, wie so manches auch unter unsern Augen errungen ward, gutzuheißen, das vermochten wir wenigstens als

christliche Sittenlehrer nicht. Was vermochte die Predigt in jenen Gemeinden, die zur Selbsthilfe griffen, gegen die Sturmpetitionen, gegen die Bitten, die zwar vom gesetzlichen Wege redeten, aber das schwere Geschütz der Drohung und Mißhandlung hinter sich hatten? Die strengere, allerdings monarchische Moral des Christentums gehörte zu den Mächten, deren Thron, wo nicht in Frage gestellt, doch erschüttert ward. Die Zeit war vielfach gewaltiger als unsere Predigt.

Aber wir sind auch noch eine Macht, und eine gute Wehr und Waffe ist die unsere. Schon sehnen sich Tausende aus dem Lärm des Tages zurück in die stillen Asyle unsrer Tempel"[1]).

2. Kirche, Staat und Schule. § 9.

Im Frankfurter Parlament wurde bei der Beratung über die Grundrechte des deutschen Volkes das künftige Verhältnis von Kirche, Staat und Schule eingehend erörtert. Das Ergebnis der Verhandlungen war die endgültige Fassung des Artikels III (§ 14—21), der drei Grundsätze enthielt: 1. Volle Durchführung der Glaubens- und Gewissensfreiheit: durch das religiöse Bekenntnis wird der Genuß der staatsbürgerlichen Rechte weder bedingt, noch beschränkt; niemand soll zu einer kirchlichen Handlung gezwungen werden (Einführung der Zivilehe); 2. Aufhebung des Staatskirchentums: der Staat darf keinen Unterschied machen zwischen Kirchen und Religionsgesellschaften, sondern nur Religionsgesellschaften kennen, die sich absolut selbständig verwalten; 3. Aufhebung des jus reformandi der Obrigkeit: die Religionsgesellschaften haben alle die gleichen Rechte und dürfen sich bilden, ohne dabei andern Beschränkungen als die gewöhnlichen Vereine unterworfen zu sein. Die Tendenz dieser Grundsätze ging nicht etwa dahin, die Kirchen zu schädigen, die Religion wurde vielmehr zum vollständigen

[1]) In diese Gruppen gehören auch die bereits genannten Gerok (vgl. seine Fahnenweihrede § 4, S. 37; Steitz, dessen Predigt am 12. März dieselbe Stimmung wie seine Parlamentseröffnungspredigt (S. 21) zeigt; Reuter, der trotz seines Mißtrauens gegen die Frankfurter Nationalversammlung (S. 27) die für die verschiedenen Gebiete des bürgerlichen und politischen Lebens beanspruchte Freiheit anerkennt (21. Juni); Hauber, der die Fahnenweihrede gehalten hat (S. 37), und dessen Pessimismus in bezug auf die deutsche Einheit (S. 50 Anm. 4) doch die Begeisterung zugibt, die jetzt für des Volkes Recht und Wohl ihre mahnenden Bitten vor die Throne der Herrschenden bringt (5. März). Schließlich seien noch erwähnt Dekan Weizel in Kirchheim u. T. (26. März): „Hat bisher da oder dort ein Geist regiert, der dem öffentlichen Wohl entgegen war, man schaffe ihn aus dem Wege; aber es kommt alles auf die Mittel an, die man anwendet"; und der allerdings stark pessimistische Professor Heubner in Wittenberg: „Mag die neue Ordnung der Dinge ersprießlich sein — es sei jedem unverwehrt, davon zu halten, was er will — aber sollten wir deshalb die Art und Weise gutheißen, wie sie herbeigeführt worden ist?" (Bußtagspredigt).

Dasein einer Person gerechnet[1]). Nur der Gießener Abgeordnete Vogt hat in der Debatte ein Recht des Unglaubens als Konsequenz einer wahren Religionsfreiheit in Anspruch genommen. Entsprechend den Frankfurter Ideen wurde, um nur ein Beispiel zu nennen, auch in Preußen von Staats wegen, freilich nur vorübergehend, die Ansicht vertreten, daß das landesherrliche Kirchenregiment beseitigt werden müsse. Am 11. April fand unter dem Vorsitz des Ministers Grafen Schwerin die erste und zugleich einzige Sitzung der Kirchenverfassungskommission statt, die sich für eine konstituierende Landessynode aussprach.

Das Verhältnis der Schule zum Staat und zur Kirche wurde in der endgültigen Fassung der Menschenrechte dahin geregelt, daß das Unterrichts- und Erziehungswesen unter der Aufsicht des Staates stehen und, abgesehen vom Religionsunterricht, der Beaufsichtigung der Geistlichkeit als solcher enthoben sein soll. Der radikalen Opposition Vogts in der Kirchenfrage entsprach hier die religions- und kirchenfeindliche Forderung Zimmermanns aus Stuttgart, den Schulunterricht völlig unabhängig von der Kirche zu gestalten[2]).

Man sollte meinen, der Frage „Kirche, Staat und Schule" gegenüber müßte die Anteilnahme der Prediger besonders stark gewesen sein; aber die Erörterung der genannten Probleme tritt in den Predigten im Vergleich zu den ausführlichen allgemeinen Darlegungen (§ 8) zurück[3]); wenigstens fehlt bei fast allen ein tieferes Eingehen, eine nähere Ausführung oder Begründung ihres zustimmenden oder ablehnenden Standpunktes.

Wir behandeln zuerst ihre Stellung zur Freiheit in der Kirche, sodann ihre Anschauungen über die Trennung der Kirche vom Staat und schließlich ihre Urteile über das Verhältnis der Kirche zur Schule.

I. Die Freiheit in der Kirche.

Schultz in Wiesbaden predigt am 28. Mai über 1 Kor. 3, 11–13: „Daß wir Bleibendes und Veränderliches in kirchlichen Dingen zu unterscheiden haben"[4]):

---

[1]) Vgl. W. Wendland, Frankfurter Parlament (Religion in Geschichte und Gegenwart, Bd. IV): „Die Masse der Protestanten im rechten und linken Zentrum ... erhoffte in ihrer Mehrzahl von der Trennung eine Erstarkung und einen Aufschwung des religiösen Lebens ... Auch der einzige Pietist der Versammlung, Christoph Hoffmann, trat für die Trennung ein."

[2]) Vgl. K. Rieker, Die rechtliche Stellung der ev. Landeskirchen Deutschlands, S. 379 f.; E. Brandenburg, Die deutsche Revolution 1848, S. 121 f.; W. Wendland a. a. O.

[3]) Nur die Forderung der Glaubens- und Gewissensfreiheit wurde, wie wir bereits § 8 sahen, von den fortschrittsfrohen Predigten immer und immer wieder betont, aber ohne daß dabei das Problem Staat und Kirche besprochen wird.

[4]) Protestantische Predigten, Nr. 8.

„Die Kirche muß bei allem Wechsel der Zeiten, wie auch Schicksale, Verhältnisse, Staatsverfassung und bürgerliches Gesetz sich umgestalten mögen, immer nur Christum und keinen andern verkünden. Aber wechseln können die Bestimmungen über das Verhältnis, worin die Kirche zum Staat sich befindet, über den Anteil, den die Gemeinden an den Einrichtungen des kirchlichen Hauswesens nehmen, über die Art, wie die kirchlichen Einrichtungen beschlossen, die Lehrer der Kirche berufen werden sollen. So möge denn auch in der Kirche, was veraltet ist, sich verjüngen, was den gegenwärtigen Verhältnissen nicht mehr entspricht, umgestaltet werden."

Einer freieren Entwicklung stimmt auch Zimmermann in Darmstadt zu[1]):

„Der Blick in die Zukunft unserer evangelischen Kirche zeigt uns eine veränderte Gestalt und Verfassung. Luther legte die äußere Kirchengewalt in die Hände der Fürsten, bis auf bessere Zeiten. Die Kirche ging im Staate unter. Jetzt will sie sich freier bewegen und dadurch lebendiger werden. Die Nichtgeistlichen wollen mehr Anteil haben. Sollen wir uns dessen nicht freuen? Auch unsere hessische Kirche geht einer solchen Verfassung entgegen. Sie ist reif zu solchem Fortschritt . . . Viele sorgen, der Geist des Unglaubens könnte in dieser Verfassung einen neuen Bundesgenossen finden; aber nein!"

Noch andere neue Aufgaben schweben ihm dabei vor:

„Wir wollen bitten, daß die kommende Zeit der Kirche wieder ihr lange vorenthaltenes Recht, das Recht der Armenpflege, in ihrer ganzen Ausdehnung zurückgebe; daß der Einheitstrieb, der jetzt durch das Vaterland geht, auch die evangelischen Christen auf dem Gebiet der Kirche ergreife, damit die inneren Kämpfe schweigen und eine deutsche evangelische Gesamtkirche erblühe[2]), die keine Grenzen kennt und allein stark sein wird, die Stürme der Zeit zu bestehen."

Schließlich verleugnet sich der Begründer des Gustav Adolf-Vereins auch hier nicht:

„Wir gedenken der Zeiten der Not, die vielleicht im Schoße der Zukunft für die evangelische Kirche liegen. Glaubenskriege wird eine Zeit nicht wieder bringen, die mit solcher Entschiedenheit auf die Freiheit des Glaubens drängt. Aber es gibt noch eine andere Not: der Hilferuf verarmter evangelischer Gemeinden im In- und Auslande."

Auch Schlatter in Neunhofen äußert sich hoffnungsvoll[3]):

„Wir gehen auch im Kirchlichen einer volkstümlichen Verfassung entgegen; in ihr wird die Predigt zur rechten Volksrede werden im Sinne der ältesten Kirche."

---

[1]) Predigt am Pfingstsonntag. Apg. 2, 1—13.
[2]) Ein Ideal, das auch Karl Hase vorschwebte, vgl. Wendland a. a. O.
[3]) „Das Predigtamt in der gewaltig bewegten Zeit."

Krummacher in Berlin ist an sich einer Änderung der Kirchenverfassung nicht abgeneigt[1]):

„Wir sind von unsern gegenwärtigen Zuständen nicht blindlings eingenommen. Wir werden eine Verfassung der Kirche froh begrüßen, die den Gliedern der Gemeinde das Recht zurückgibt, an der Regierung ihrer Angelegenheiten mitwirkend teilzunehmen. Wir haben selbst dagegen nichts, daß eine Untersuchung angebahnt werde, ob das kirchliche Bekenntnis in allen Teilen dem Worte Gottes entspreche oder nicht. Auch wir sind Freunde des wahren Fortschritts."

Den Gedanken einer einigen, nationalen Gesamtkirche begrüßt gleich Zimmermann auch er als ein schönes, liebliches Ideal[2]). Aber er fürchtet, daß hinter den Plänen, die Kirchenverfassung zu ändern, die Kirche vom Staat zu trennen, der Wunsch stehe, die Kirche zu vernichten[3]).

Diese letzte Anschauung teilt auch **Reuter** in Nürnberg im Hinblick auf das Frankfurter Parlament[4]) wie auf Strömungen in der Kirche selbst[5]):

„Können wir den Männern, die jetzt über die Geschicke unseres Vaterlandes beraten, auch den Sinn für das Wort Gottes und die Kirche zutrauen? Werden sie dem Andringen derer zu widerstehen vermögen, die mit unzarter Hand in das innere Heiligtum der Kirche im Sinne der herrschenden Tagesmeinungen eingreifen wollen? Wird die Freiheit, die mit Recht für die entschiedenen Gebiete des bürgerlichen und politischen Lebens in Anspruch genommen wird, auch für die Kirche eine Wahrheit werden? d. h. wird man auch der Kirche die Freiheit gewähren, ungehemmt durch fremdartige Einflüsse sich auf Grund ihres Bekenntnisses auszubauen, oder wird sie nur eine Freiheit der Irrlehre und des Unglaubens sein, dagegen zur Vernichtung der kirchlichen Lehre unter die Machtsprüche einer sogenannten Aufklärung sein? Wir haben Grund zu sagen: uns ist bange!

Die größte Gefahr aber droht in der Kirche selbst. Sehen wir ja doch Glieder in unserer Kirche, auch in unserer Stadt, die die erbittertsten Gegner der evangelischen Wahrheit sind und die Grundlehren und das Bekenntnis verwerfen! Sehen wir doch, wie klüglich sie es anfangen, um unter dem Schein einer freieren Kirchenverfassung, einer angemesseneren Vertretung der Gemeinde gegenüber den Geistlichen in großer Zahl einzudringen in die gesetzlichen Organe der Kirche!"

Angesichts der drohenden Majoritätsherrschaft hegt **Popp** in Guttenberg ähnliche Sorge[6]):

---

[1]) Predigt am 28. Mai: „Halte, was Du hast."
[2]) Vgl. § 7, S. 50. [3]) Siehe weiter unten S. 116.
[4]) Vgl. § 2, S. 27.
[5]) Predigten am 21. Juni und 13. August.
[6]) Predigt bei der Diözesansynode in Culmbach am 12. Juli über Matth. 12, 30: „Die Anforderungen der Zeit an den evangelischen Geistlichen."

„Wir müssen frei und wahr sein einer Zeitmeinung gegenüber, die den eben gerügten Irrtum [der Volkssouveränität] auf das kirchliche Gebiet übertragen und ihre unreinen Hände nicht nur an die Form sondern auch an den Inhalt des Glaubens legen will. Man verlangt eine demokratische Verfassung, eine kirchliche Gemeindeverfassung auf so breiter Grundlage, daß die Stimmen in Zukunft nicht mehr gewogen, sondern gezählt werden, eine Majoritätsherrschaft, eine Herrschaft des großen Haufens. Es müßten die Steine schreien, wenn wir es nicht laut sagen wollten, daß eine Verfassung, die die heiligsten Güter der Kirche der Willkür der Massen freigibt, die die kirchlichen Angelegenheiten nicht mehr nach den ewigen Grundsätzen des göttlichen Wortes, sondern nach den Gedanken einer fleischlich gesinnten, mit Gottes Wort unbekannten Menge ordnen will, die Kirche nur zerstören kann. Von jeher ist das Evangelium in der Minorität gewesen und du, meine evangelische Kirche, vergiß nicht, daß Du Deinen Namen der Protestation gegen die Beschlüsse der Mehrheit auf dem Speierer Reichstag verdankst."

Kliefoth in Schwerin kritisiert sogar das auch unter den Frommen vorhandene falsche Ideal einer breiteren Gemeindeorganisation[1]):

„Grade die, die in den Bestrebungen nach christlicher Freiheit und Mündigkeit noch den christlichen Ernst und die christliche Tiefe am meisten festhalten, setzen den Geist der Gemeinde an die Stelle des Geistes Christi; das ist ein Irrweg. Auch darin irren sie, daß sie meinen, die christliche Freiheit bestehe darin, daß man die Kirche Gottes mitregiere, und die Mündigkeit darin, daß man mit seiner Weisheit in alle Sachen des Reiches Gottes mit hineinrede; die Folge ist, daß man meint, man müsse sich keiner christlichen Ordnung fügen; christlich frei sein aber heißt von der Sünde und Welt frei sein; darum lassen wir die regieren, denen Gott es befohlen hat."

II. Die Trennung von Staat und Kirche.

Zille sieht nicht nur in den Idealen der Gegenwart, sondern in dem bereits vorhandenen heiligen, christlichen Geist der Gemeinschaft das Kommen des wahren christlichen Staates[2]):

„Man spricht so gern von einem christlichen Staate und verfolgt wohl gar um des christlichen Staates willen das Freiheitsstreben der Gegenwart. Das ist ein, wenn nicht arglistiger, so doch arger Mißbrauch des hohen Wortes „christlicher Staat". Ein christlicher Staat ist nicht derjenige, in dem ein kirchliches Glaubensbekenntnis gefordert wird und man Almosen spendet und Kranke pflegt, dies alles kann auch geschehen da, wo die Bürger als Untertanen nichts sind als der Fußschemel des unchristlichsten und eigenwilligsten Gewaltherrschers.

---

1) Predigt vom 2. Pfingsttag. 2) Vgl. § 6, S. 41 f.

Ein christlicher Staat ist vielmehr derjenige, in dem der heilige Geist der Gemeinschaft in freien, gleichberechtigten Männern waltet und alle Stockwerke, alle Räume, alle Winkel des Staatsgebäudes durchdringt; dieser heilige Geist der Gemeinschaft ist ausgegossen über unsere Volksgenossen."

Derselbe Gedankengang — man könnte ihn vielleicht auch so ausdrücken: durch die neuesten Errungenschaften, durch die zu erhoffende Trennung von Staat und Kirche und die völlige Gleichberechtigung der Staatsbürger ohne Unterschied der Religion ist die Kirche gleichsam zum Staate erweitert oder (vielleicht noch richtiger) der ganze Staat im rechten Sinn kirchlich, christlich geworden — dieser Gedanke liegt auch wohl, wenn auch zwischen den Zeilen, den Ausführungen Krauses, Friedrichs und Käuffers zugrunde, auf die wir später im Zusammenhang mit der Beurteilung der religiösen Zustände zurückkommen[1]). Schultz und Zimmermann sprechen sich in den eben zitierten Stellen für eine irgendwie in Aussicht genommene Neuregelung des Verhältnisses von Staat und Kirche, und zwar letzterer im Sinne einer schärferen Trennung aus, aber ohne näher auf dieses Thema einzugehen[2]). Eine ausführlichere Darlegung, wohl nach der Richtung der beiden letztgenannten hin, unter Betonung der Gewissensfreiheit und politischen Gleichberechtigung aller Staatsbürger, aber zugleich im Sinne eines harmonischen Verhältnisses von Staat und Kirche, findet sich bei Schmaltz[3]): „Was darf die evangelische Kirche in einem christlichen Staate erwarten?":

„1. Der Staat soll allen seinen Bürgern volle Religionsfreiheit gewähren, aber die kirchliche Religionsgemeinschaft fest im Auge behalten. Wenn auch nicht mit offner Gewalt, heimlich und mittelbar hat man oft die Geister zu binden gesucht und dem Gewissen Zwang auferlegt; oder wenn man den vollen Genuß aller bürgerlichen Rechte nur denen gestattete, die sich zu dieser oder jener Glaubensgemeinschaft bekannten oder bei Verteilung der erträglichen und ehrenden Ämter,

---

[1]) § 10, S. 120. Eine direkt aggressive Haltung der Kirche gegenüber findet sich nur bei dem Freigemeindler Herrendörfer, der die mit dem Staat verbundene Kirche eine willenlose Magd und Polizeianstalt schilt, die jetzt, wo der Staat nicht mehr feststehe, allen Halt verloren habe; vgl. S. 71 f.

[2]) An diese Stelle würde auch M. Baumgarten gehören. Da Predigten fehlen, sei sein Urteil aus seiner Selbstbiographie zitiert: „Mich haben die Märzstürme des Jahres 1848 nicht aufgeschreckt oder entsetzt; ich hatte längst erkannt und auch offen ausgesprochen, daß der christliche Staat keine Wahrheit hatte; mit voller Ruhe konnte ich dem Sturz von dem Alten, welchem längst Geist und Wesen entschwunden war, zuschauen. Ich sah in den großen Erschütterungen ein Gottesgericht, aber nicht zum Verderben, sondern zu neuem Leben." A. a. O., S. 51. Für den ähnlich denkenden Löhe vgl. ebenfalls die Biographie und R. E.[3] Bd. XI, 576 f.

[3]) Predigt am Reformationsfest, 19. n. Trin., Joh. 18, 36—38.

wenn nicht ausschließlich, so doch besonders diejenigen berücksichtigte, die sich auch durch den größten, wenn auch oft leidenschaftlichen Eifer für ein gewisses Religionsbekenntnis und irgendeine äußere Form der christlichen Frömmigkeit hervortat, so war das sicher eine gewaltsame Beschränkung der menschlichen Freiheit, die jeder Staatsbürger für sich in Anspruch nehmen darf.

Trotzdem kann man Trennung von Staat und Kirche unmöglich so verstehen, daß es dem Staate ganz gleichgültig wäre, ob seine Bürger Religion haben oder nicht. Ja sogar ein Aufsichtsrecht muß er haben, damit Glaube und Frömmigkeit nicht zum Deckmantel geheimer Absichten werde.

2. Der Staat soll der Kirche als einer freien Gemeinschaft die Leitung ihrer inneren Angelegenheiten überlassen, aber dennoch seinen Beistand ihr leisten;

3. er soll diesen Beistand zwar keiner Religionsgemeinschaft versagen, aber doch die Zwecke derer besonders fördern, von deren Mitwirkung er sich zur Erreichung der höchsten Staatszwecke am meisten versprechen darf."

Schellenberg wie Nitzsch sehen der kommenden Trennung von Staat und Kirche, ohne näher auf das Problem einzugehen, ohne Begeisterung, aber auch ohne Besorgnis, ja zuversichtlich entgegen. So sagt ersterer in seiner Mannheimer Antrittspredigt am 12. November: „Das Vertrauen, mit dem ein Diener der Kirche in der Gegenwart sein Amt beginnen darf":

„... Es ist wahr, ein wunderbares, oft schauervolles Schauspiel von Bewegungen umgibt uns, welche das öffentliche und kirchliche Leben ergriffen haben! Aber laßt mich auch hier mein fröhliches Vertrauen aussprechen, daß grade diese Verhältnisse nur zur Hebung des kirchlichen Lebens dienen müssen."

Nitzsch in der Predigt am 7. Mai:

„... Wir haben es oft genug hören müssen, unser Eifer in Verkündigung des Glaubens sei nur durch den Beifall und Schutz der Obrigkeit getragen, die Kirche halte sich nur durch den Zwang des Gesetzes und der Staatsverfassung aufrecht. Wohlan, gesetzt es wäre so, worauf wird sie sich, wird die treue Lehre und Seelsorge denn von nun an sich stützen, und wenn von nun an lediglich auf Freudigkeit des Gewissens, auf den Geist der Wahrheit, auf die Gesinnung und das Verlangen der Gemeinen, werden das die schlimmeren Zustände sein?"

Auch Tholuck heißt die Unabhängigkeit der Kirche vom weltlichen Regiment willkommen[1]), betont aber viel stärker die höchste Aufgabe des Staates, unter seinen Bürgern die Religion zu pflegen und zu

[1]) Vgl. auch weiter unten S. 136: „Der Trost der Faulen und Spröden ist nun weggefallen".

pflanzen, und steht den anders gerichteten Ideen der Zeit wie den Plänen des Frankfurter Parlaments sehr skeptisch gegenüber[1]):

„Wo die Trennung von Staat und Kirche die Gleichgültigkeit meint des Staates gegen die Äußerung des edelsten der menschlichen Triebe, gegen die Religion, da ist es ein Verrat an der edelsten seiner Aufgaben. Gradezu kämpfen darum müßten gute Bürger, daß der Staat, der Ackerbau pflegt und Schiffahrt, Kunst und Wissenschaft, doch die Pflege des Gutes nicht vergesse, das höher ist als sie alle, die Religion.... Können wir auf den neuen bürgerlichen Bau unseres Vaterlandes mit froher Hoffnung hinblicken, wenn wir sehen, wie es ein Gebäude werden soll, das als ein Ganzes die Religion nicht mehr zum Fundament hat, ja wo selbst die, welche daran bauen, einem großen Teile nach wenigstens für ihre eigene Person von der Freiheit nichts wissen wollen, mit der Christus uns befreit hat? Der Staat, der durch Gesetze und Strafen allein die Menschen zur Sittlichkeit zwingen soll — wird seine Sittlichkeit weiter reichen als nur so weit wie das Auge und der Arm der Polizei? Wo die Furcht vor dem Auge, das ins Verborgene sieht, nicht mehr unter einem Volke wohnt, was wird seine Sittlichkeit anders sein als eine elende Tünche des äußeren Menschen? Unter allen Staaten der Welt, alter und neuer, haben wir nur einen, der das Experiment gemacht hat, sich gleichgültig zu verhalten gegen die Religion seines Volkes; ich meine die Vereinigten Staaten Amerikas; aber was waren auch die Bausteine dieses Staates? Christen aller Konfessionen, die grade wegen ihrer Religion aus ihrem Vaterlande hatten flüchten müssen. Religion ist die Säugamme gewesen dieses Staats bei seinem Entstehen, Bettage und Fasttage die Waffen, mit denen sie in ihren Befreiungskriegen selbst gestritten haben."

Jaspis tritt ebenfalls in gewissem Sinne für die Freiheit der Kirche vom Staat ein; er sieht in Jes. 49, 22—26 einen Wink für die Kirche, die Zügel ihrer Selbstregierung betend zu ergreifen[2]):

„Ihr hört, der Herr bestimmt die Könige zu Pflegern, nicht zu Gebietern der Kirche; er bestimmt die Fürstinnen zu Säugammen, nicht zu Müttern der Kirche. Nicht mehr sollen sie sein, aber auch nicht weniger. Saul verfiel dem Gericht Gottes, als er (1 Sam. 13, 9—14) opferte, denn der Königshand gebührt das Szepter, nicht die Opferschale. So hat's der Herr der Kirche auch später durch offenbare und geheime Gerichte an den Fürsten gerochen, wenn sie sich herausnahmen, in die heilige Gerechtsame der Kirche einzugreifen."

Aber trotzdem ist er gegen die gegenwärtige Lösung:

---

[1]) Predigten über die neuesten Zeitbewegungen, I. Heft, 2. Predigt. Vgl. ferner seine Klage: „seitdem wir die Hand eines die Kirche liebenden und pflegenden Kirchenregiments nicht mehr über uns fühlen wie früher", Reformationspredigt, ebd. III. Heft, 1. Predigt.

[2]) Predigt am 29. November.

„Manches ist anders gekommen, als wir dachten, und vom Staate getrennt steht scheinbar die Kirche jetzt schon unbeschränkt da. Wollen wir dieser Freiheit uns mit Zittern freuen, wollen wir's auch zu einem Gegenstand unserer Gebete machen, daß der treue Gott das rechte Verhältnis zwischen Staat und Kirche vermittle. Unser Text weiß nichts von einer so schroffen Scheidung der Kirche und des Staates, wie sie viele, selbst Gläubige begehren."

Schließlich laufen seine Ausführungen auf eine Verherrlichung einer möglichst nahen Vereinigung von Staat und Kirche hinaus:

„Wie dem Staate an guten Sitten, so muß ihm an den heiligen Gesinnungen seiner Bürger alles liegen. Da aber die Heiligung der Herzen allein vom Worte des lebendigen Gottes ausgeht, so muß auch der Staat die Kirche schützen .... Er darf in seine Gesetzgebung keine Bestimmung aufnehmen, die wider das göttliche Wort sind, z. B. die Abschaffung der Todesstrafe ... Herrliche Zeit, wo Fürsten und Fürinnen Pfleger und Säugammen der Kirche waren! ... Manche unter uns haben es viel zu wenig gewürdigt, daß der König und sein Haus dem Herrn dienen wollten. Verhüte der Herr, daß wir für diesen Undank nicht durch beklagenswerte Neugestaltungen unseres Volkslebens gestraft werden! Es ist ein großer Unterschied, ob moderner Halbglaube, antichristlicher Unglaube, sentimentale Religiosität, eine hölzerne Orthodoxie oder lebendiger Schriftglaube an einem Hofe herrscht; ob die Hirschberger Bibelausgabe oder rationalistische Bibelauslegungen von einem Hofe ausgehen; ob Premierminister Unchristen oder Bibelchristen sind. Es ist ein großer Unterschied, ob vielköpfige Synoden neue Symbole schmieden, oder ein König von Gottes Gnaden die alten kirchlichen Bekenntnisse schützt."

Krummacher prophezeit in der geplanten Trennung von Staat und Kirche die Vernichtung der letzteren und schildert abschreckend zukünftige Zustände[1]):

„Hört, was sich dann begeben wird. Zu gottesdienstlichen Versammlungen ladet die Kirche nicht mehr ein, da der Staat an die Stelle der Kirche getreten ist. Der Name des neugeborenen Kindes wird in einer richterlichen Amtsstube der Bewohnerliste des Ortes einverleibt. Die Ehe sinkt zum bloß bürgerlichen Kontrakt herab. Wer begleitet noch segnend und verklärend des Menschen Leben?"

Ähnlich Cl. Harms[2]):

„Über ein kleines werden wir die Kirche nicht mehr sehen. Danach sind die Zeichen der Zeit. Sie werden ja immer kühner und lauter, die Forderungen der völligen Glaubensfreiheit und Glaubensgleichheit. Wenn die Gemeinden sich zu Herren des Glaubens aufwerfen, wenn Atheisten Kirchenpatrone und Mosaisten Bürger-

[1]) Predigt am 28. Mai: „Halte, was Du hast."
[2]) Predigt am 14. Mai: „Über ein kleines und aber über ein kleines."

meister werden, so werden wir die Kirche über ein kleines nicht mehr sehen.

Wenn, was nicht fern sein dürfte, die Ehen nicht mehr eingesegnet zu werden brauchen und die Trauungen auf dem Rathaus vor dem grünen Tisch dieselbe Heiligkeit haben wie in der Kirche — sagt, was das für ein Familienglück geben kann!"

Sander sieht in der Trennung von Staat und Kirche, in der politischen Gleichberechtigung aller Staatsbürger eine so große Schmach und eine so starke Beeinträchtigung der Kirche, daß er die Gegenwart der römisch-heidnischen Vergangenheit gleichstellt und die Kirche der hilflosen Witwe, Luc. 18, 1—8, vergleicht[1]):

„Seit der Zeit, wo die heidnischen Kaiser von Rom von ihrem Schauplatz abtraten und den christlichen Raum machten, hat es wohl kaum eine Zeit gegeben, wie jetzt seit der Umwälzung in unserm Vaterlande, wo der Kirche vom Staat erklärt ist, daß von nun an die Verbindung von Kirche und Staat aufhöre, und politisch gleichberechtigt alle Religionsgesellschaften seien, solche, wie die der Lichtfreunde, nicht ausgenommen. Es muß sehr finster worden sein in einem Lande, es muß jämmerlich darin stehen, wenn man von den Rechten der Gemeinschaft so wenig wissen will, die doch von dem Allerhöchsten durch so viele Zeugnisse und Zeichen im Laufe von vielen Jahrhunderten versiegelt sind . . . Not überall, vorzüglich auch in der Kirche. Dieselbe verglichen wir jener hilflosen Witwe. Aber wo ist denn die Beeinträchtigung derselben? Zunächst schon in der völligen, auch politischen Gleichstellung aller Religionsgenossen, welche vor Monaten so viele Stadträte unserer Provinz — den unsrigen nicht ausgenommen — als einen Wunsch des Volkes, der Berücksichtigung wert, in ihrer Zuschrift an den König aussprachen und bevorworteten . . .

Wir wissen wohl, die Kirche bedarf des Staates nicht und blühte am schönsten in den drei ersten Jahrhunderten unter dem Druck des heidnischen Staates; wir wissen, wir siegen im Unterliegen. Aber darum haben die kein Recht, die die Kirche in Leidenszustände versetzen. In vieler Hinsicht haben wir es jetzt übler als die Christen in jenen ersten Jahrhunderten. Der Gegensatz eines unsinnigen Götzendienstes war viel leichter zu überwinden als der Widerspruch, der von Nationalisten, Lichtfreunden und andern Ungläubigen der Art wider das Evangelium sich erhebt. Dann hat auch der römische Katholizismus mit dem Papsttum, wogegen die evangelischen Fürsten als Schirmvögte unserer Kirche auftraten, ganz andre Kräfte als jenes heidnische Rom, von dem die Kirche der ersten Jahrhunderte bekämpft ward, und endlich mußten damals die Juden schweigen, die jetzt Minister werden können und mit ihren Lästerungen unsern allerheiligsten Glauben in Reden und in Zeitungen und Zeitschriften verhöhnen, deren sie sich zum Teil bemächtigt haben.

[1]) Bußtagspredigt am 17. Mai.

Obwohl Staat und Kirche jetzt getrennt sind, so werden uns doch vom jetzigen geistlichen Ministerio Änderungen und Reformen in unserm Kirchenwesen in Aussicht gestellt[1]), die ihr Fundament erschüttern würden, da eine kirchliche Gemeinschaft mit Leuten in einem uns vorgelegten Entwurfe uns zugemutet oder doch für möglich gehalten wird, welche die Haupt- und Kernlehren unserer evangelischen Kirche verwerfen. Und was wird in dieser Hinsicht erst der neue Reichstag bringen!"

Ranke zieht zum Vergleich sogar die französischen Zustände von 1793 heran[2]):

„Die Regierung des Landes, die alles wahrhaft Gute, das sie an sich hat, dem Christentum verdankt, soll sich, das fordert der Geist dieser Zeit, mit Kälte vom Christentum abwenden. Wie wird es mit dem Staate, wenn er sich lossagt vom Christentum, wenn die Regierung des deutschen Volkes nicht mehr auf den heiligen Grundlagen des Wortes Jesu Christi ruhen soll? Welcher Geist wird in den Staat einziehen, wenn Christus auszieht? Dann zieht unfehlbar der Geist der Welt in ihn ein, von dem die Schrift sagt, daß er sein Werk in den Kindern des Unglaubens hat, deren Auge es verblendet, daß sie das helle Licht des Evangeliums nicht sehen können. Dann muß es aufs neue heißen, wie vor der Erscheinung Christi: Finsternis bedecket das Erdreich und Dunkel die Völker. Dahin geht die Strömung der Zeit; darauf arbeiten im deutschen Vaterlande Tausende und aber Tausende hin als auf das höchste Heil. Das ist eine Versündigung, dergleichen die Christenheit noch nicht gesehen. Doch ja, einmal hat sie dergleichen schon gesehen; es war in der Revolution der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, da das französische Volk sich mit dem unschuldigen Blute seines Königs befleckte und die Abschaffung des Christentums, die Umwandlung der Kirchen in Tempel der Vernunft beschloß"[3]).

III. Kirche und Schule.

In den verhältnismäßig wenigen Predigten, in denen dieses Problem angeschnitten wird, werden einstimmig nur Klagen darüber laut, daß das geheiligte Band zwischen Kirche und Schule zerschnitten und dadurch notwendig zugleich überhaupt die Religion der Schule vorenthalten werden soll. So bei

Tholuck[4]): „Das allein zureichende Mittel, das Herz des Menschen umzubilden, die Religion, die soll ja aus der Schule ausgetrieben

---

[1]) Vgl. zur Sache S. 109. [2]) Predigt am 5. November, Eph. 5, 16.

[3]) In die Reihe der zuletzt Genannten gehört auch Hertzer in Brandenburg: „Das Wort Gottes und das öffentliche Leben", 7. n. Trin., und Palmié in Stettin, Silvesterpredigt.

[4]) Predigten über die neuesten Zeitbewegungen, I. Heft, 2. Predigt.

werden. Während die Geschichte lehrt, wie in der Kindheit der Menschheit Religion der heilige Same gewesen ist, aus den alle Bildung des Menschen hervorgegangen, während die Erfahrung von Jahrtausenden lehrt, daß grade die Kinderherzen vor allen andern für die Religion empfänglich sind, während Christus der Heiland ruft: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn solcher ist das Himmelreich", und mit dieser Überschrift alle Schulstätten zu Pflanzstätten der Kirche weiht, soll nun die Religion wie ein überflüssiges Meuble aus der Schule ausgetrieben werden."

Hertzer[1]): „Die Folge [der Trennung der Kirche vom Staat] wird sein, daß die Kirche kein Recht mehr haben wird, sich um die Schule zu kümmern. Da soll dann in Zukunft nach dem Wunsche der Neuerer, wohl aber schwerlich nach dem Wunsch frommer Lehrer in unseren Schulen kein Religionsunterricht mehr gegeben werden derart, daß das Kind evangelischer Eltern die evangelische Lehre kennen und lieben lerne, wie das doch bis jetzt gewesen nach alter kirchlicher Ordnung, sondern nur ein unbestimmtes, verwischtes Etwas von Religion, woran Christen-, Juden- und Heidenkinder in gleicher Weise ihr Genüge haben sollen."

Palmié[2]): „... wenn selbst die Schule von der Kirche, ihrer geistlichen Mutter, losgerissen wird, um als arme Waise unter einem stiefväterlichen Regiment zu darben ..."

Cl. Harms[3]): „Wenn die Schulen in Selbständigkeit hingestellt werden, von aller Verbindung mit der Kirche frei, der Lehrer niemand Rede stehen darf als etwa nur der Schulkommune oder der weltlichen Obrigkeit, so werden wir über ein kleines die Kirche nicht mehr sehen. Wenn die Schule sich emanzipiert: Ich erziehe Euch nicht zu Christen, sondern zu Menschen, allseitig, harmonisch: — über ein kleines, so werden alle häuslichen Bande gelöst sein."

Ranke[4]): „Die Schulen, diese edlen Pflanzungen der christlichen Kirche, sollen für den verschlossen werden, der die Kirche gestiftet hat und von den Kindern mit heiliger Liebe gesagt hat: Lasset sie zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes. Das will der Geist dieser Zeit. Wenn aber Christus, das Licht der Welt, aus der Schule auszieht, wer zieht dann in sie hinein? Dann zieht der Fürst der Finsternis in sie ein; dann lernen die Kinder in der Schule die heiligen zehn Gebote nicht mehr; dann sprechen die Kinder das Bekenntnis unseres allerheiligsten Glaubens nicht mehr; dann falten die Kinder nicht mehr ihre Hände, mit ihrem Lehrer ein gläubiges Vaterunser zu beten in Jesu Namen; ja, dann braucht der Lehrer nicht mehr ein Glied der christlichen Gemeinde zu sein; nicht einmal die Aufsicht über die Lehrer braucht dann, wenn die Schule von der Kirche getrennt ist, in den Händen von Mitgliedern der christlichen Gemeinde zu sein."

---

[1]) 7. n. Trin. [2]) Silvester. [3]) 14. Mai. [4]) 5. November.

C. Die Beurteilung der religiösen und sittlichen Zustände.

§ 10.

In der Auffassung der innerpolitischen Verhältnisse (§ 8 und 9) ist in gewisser Weise die Beurteilung der religiös-sittlichen Zustände bereits gegeben. Diejenigen, die in heller Begeisterung in den neuen Ideen und Errungenschaften einen gottgewollten Fortschritt begrüßen (§ 8 I), sehen natürlich in der Regel auch die religiös-sittlichen Zustände optimistisch an. Für eine ganze Reihe von ihnen bedeutet die neue Zeit geradezu einen Höhepunkt in der religiösen Entwicklung, die Offenbarung der echten, wahren Religion, das Kommen des Reiches Gottes, z. B.:

Krause[1]): „Ich bin stolz, vor Euch ein Wort auszusprechen, das vielen lange nur als eine Redensart galt, das aber jetzt Wahrheit geworden ist: Wir glauben all an einen Gott, und zu ihm wollen wir unsere Herzen erheben."

Käuffer[2]): „Darüber hat der Christ in den Wirren der Gegenwart zu halten, daß das Reich Gottes, das Reich frommer Humanität oder frommer Menschen zu uns komme. Wir wollen, rufen jetzt Millionen erleuchteter Protestanten und Katholiken, Juden und Mohammedaner, in der Stellung bleiben, die Gott uns gegeben hat, weil wir in ihr, da sich Gott in keinem von uns unbezeugt gelassen hat, viele Hilfe zu gottinnigen Ideen finden. Behalte, o Christ, dieses Ziel im Auge! Mißbillige jede Exklusive! Mehre alle wahrhafte Menschenliebe!" [3]).

Friedrich[4]): „Künftig hellen alle kirchlichen und konfessionellen Vorurteile auf, künftig verschwindet jener unheilvolle Sektenwahn, während die wahre Religion stets strahlend sich entfaltet. Und sind dann, vielleicht bald, alle Fesseln gefallen, heben frei und glücklich über 30 Millionen frommer Beter ihre Hände dankend empor, dann ist auch Euer Werk[5]) vollbracht.

Nicht nur die Kirche, die Gesamtheit des ganzen Vaterlandes ist erwacht zur Wahrheit und Gerechtigkeit, zu reinem Glauben und

---

[1]) Vgl. § 1, S. 11 f. [2]) Vgl. § 8, S. 60.

[3]) Nicht allzu tragisch ist die darauffolgende Einschränkung gemeint: „Leider gibt es in unserer Zeit nicht wenige, die wie zum Trotz gegen alle Aufklärung und Bildung, losgerissen vom Glauben an Gott, ihre selbsterwählte Straße ziehen."

[4]) Vgl. § 2, S. 18 f.

[5]) Gemeint ist das Frankfurter Parlament.

tätiger Liebe. Heil uns! der echte Glaube siegt über Fanatismus und Aberglaube, die echte Liebe über Sektenhaß und Hartherzigkeit!"[1]).

Damit parallel läuft eine ebenso wohlwollende Kritik der zeitgenössischen ethischen Höhenlage; z. B.:

Müller[2]): „Das Volk im Ganzen ist niemals schlecht; gedankenlos und träge kann es sein, aber sein Wille ist im Grunde auf das Gute gerichtet[3]). Immer hat man das deutsche Volk gelobt und getadelt wegen seines Festhaltens an Herkommen und Gewohnheit. Immer ist ihm Mangel an Tatkraft eigen gewesen; immer aber auch die Redlichkeit und Gradheit, durch welche die deutsche Treue sprichwörtlich geworden ist. Die neuesten Ereignisse haben fast in allen Gauen unseres Vaterlandes jene Vorwürfe widerlegt. Sie haben gezeigt, daß unsere Tatkraft nur geschlummert hat, daß sie jetzt zu frischem Leben und mutiger Arbeit erwacht ist. Dieselben Ereignisse haben auch jenen Ruhm uns erhalten: ohne Verrat und Hinterlist hat sich unser Volk redlich gezeigt. Mögen wir überall bewahren geistige Selbständigkeit, die der toten Gewohnheit sich entschlägt, lebendige Tatkraft, die besonnen und mutig zugleich ist, und christliche, deutsche Redlichkeit und Treue!"

Reinecke[4]): „Unsere Hoffnung stützt sich auf den ehrenwerten Charakter und die von altersher bewährte Hochherzigkeit unseres deutschen Volkes, das jetzt von dieser Bewegung ergriffen und begeistert ist. Einst hat es die fremde Zwingherrschaft gebrochen; sollte es jetzt weniger kräftig sein, die Sicherheit im eignen Hause zu schaffen?"

Stieren[5]): „Christus will die lautere Gesinnung einschneiden in jedes unlautere, faule Wesen, und solche Gesinnung lag in dieser deutschen Freiheitsbewegung, solcher Gesinnung ist es gelungen, eine Staatskunst zu zerstören, die das Leben unseres Volkes in der Wurzel verdarb."

Daß Stieren trotzdem die Revolution verurteilt, beweisen die folgenden Sätze: „Jene Männer, die im Süden unseres Vaterlandes die Fackel des Aufruhrs gegen die bestehenden Ordnungen erhoben, Deutschland hat sie in gerechter Entrüstung von sich gestoßen!" Überhaupt werden in allen Predigten die Schattenseiten und Verirrungen der Zeit berührt und beklagt; aber es geschieht gleichsam nur in Parenthese oder mit schwachen Akzenten, z. B.:

Reinecke[6]): „Laßt uns schweigen von dem, was bei uns und in

---

[1]) Hierhin gehören auch Dietrich § 1, S. 12, Manchot § 4, S. 34, Zille § 6, S. 41, Herrendörfer § 8, S. 71, in weniger überschwenglichem Sinn auch Müller § 8, S. 59 und Stieren § 8, S. 55.

[2]) Vgl. § 8, S. 59.

[3]) Noch optimistischer urteilt Herrendörfer (S. 72): „Der Mensch ist von Natur gut, das ist Jesu Ansicht . . ."

[4]) Vgl. § 8, S. 60. [5]) Vgl. § 8, S. 56. [6]) Vgl. Anm. 4.

andern Teilen unseres Vaterlandes geschehen, wo Bürgerblut geflossen ist ... Laßt uns die Sache nicht schlimmer ansehen, als sie ist."

Friedrich[1]): „Wer Sünde tut, der ist der Sünde Knecht. Hinweg drum mit den rohen Handlungen der Zerstörungswut, wie wir sie zwar, Gott sei Dank, nicht in unserer Mitte, aber doch in unserer Nähe wahrnahmen!"

Wilhelm[2]): „Denken wir daran, daß dieses Jahr seine ganz besonderen Versuchungen hatte, nun, da ist schwer gesündigt worden in hohen und niederen Kreisen. Da darf mancher nur die Hand auf das Herz legen und sich fragen, wie er gegen seinen Nächsten dachte und handelte, und siehe, er wird schamrot werden, doch zum guten Zeugnisse, daß der Funke der besseren Menschheit in ihm noch nicht erloschen ist, daß er noch Anteil hat an der Erlösung durch Christum.

Die Verwüstungen, welche dort in der Ferne die blinde Wut angerichtet, die Greuel, welche die aufgestachelte Leidenschaft vollbracht, das Elend, welches die Selbstsucht, das Kind der Hölle, verbreitet hat, sie werden lange und schmachvoll zeugen für die Sünden, welche dieses Jahr neben vielem Herrlichen geboren hat, und Vorwurf und Reue werden im Stillen Herzen zerfleischen, daß die Wunden nicht verharschen können, und wenn sie verharschen, doch immer wieder von neuem aufbrechen. So viel aber unsere Übertretungen waren, Gottes Gnade war noch viel größer. Hätte Gott uns vergelten wollen nach unserm Tun, würde er dann das Streben der Völker gekrönt haben, wo sie Heilsames und Ersprießliches im staatlichen Leben erstrebten? Wenn jemals, so ströme heute an dem letzten Tage dieses ereignisvollen und angstvollen Jahres aus tiefgerührter und hochbegeisterter Brust der Gesang: Nun danket alle Gott"[3]).

Daß Sydow, Schellenberg, Mallet[4]) bei aller politischen Sympathie mit den bisher Genannten doch auf einen anderen religiösen Ton gestimmt sind, kann in diesem Zusammenhange nicht dargetan werden, da nur je eine und gewissermaßen reinpolitische Predigt von ihnen vorliegt, ist aber auch bereits in diesen zwischen den Zeilen zu lesen. Daß auch Rupp[5]) religiös nicht zu dieser ersten Gruppe gehört, beweist seine viel stärkere Betonung der Sünde und seine durch alle radikalen Ideen und Urteile hindurchgehende Forderung der ewigen Gerechtigkeit, die sich sowohl in seiner Gedächtnisrede für die Märzgefallenen wie in seinen andern Predigten zeigt; für ihn ist von einem religiös-sittlichen Höhepunkt keine Rede.

---

[1]) Vgl. § 8, S. 57. [2]) Vgl. § 8, S. 61.

[3]) Öfters wird nur vor den speziellen Gefahren der Zeit gewarnt, vor den falschen Propheten, die unter Freiheit Willkür und Gesetzlosigkeit verstehen (z. B. Dieterich [S. 12], Hormuth [S. 70 Anm. 2]), immer aber überwiegt der Optimismus. Leider fehlen von den Genannten Bußtagspredigten.

[4]) S. 7, 43, 65. [5]) S. 14, 70.

Auch der unentwegt für den Segen des politischen Fortschritts eintretende Schmaltz, der immer wieder gegen den Pessimismus ankämpfte, ist in der Beurteilung der religiös-sittlichen Zustände alles andere als optimistisch. Gewiß, er entschuldigt:

„Wie sehr auch unsere Zeit von Gott und dem frommen Leben abzuführen scheint, sie bietet doch auch die stärksten Hilfsmittel dar, und sie kann eine sehr heilsame Schule der Gottseligkeit werden[1]). Es zeigt sich der unwürdigste Mißbrauch, und man sieht weniger heilsame als verderbliche Früchte; gewiß, aber die Menschen müssen immer erst lernen, von den neuen Gütern Gebrauch zu machen“[2]).

Aber er klagt auch an, und zwar des öfteren und in energischer Weise:

„Wir leben in einer glaubensarmen Zeit[3]).

Täuschen wir uns nicht, auch unsere Zeit wird schwer von dem Wort getroffen: Die Sünde ist der Leute Verderben . . . Genuß und Verschwendungssucht hat in allen Ständen um sich gegriffen; daraus sind die maßlosesten Ansprüche und ungezügelte Forderungen entstanden[4]).

Es ist über unser gesamtes Vaterland großes Unheil gekommen, größeres als seit Jahrhunderten, das selbst diejenigen zugeben werden, die von der Zukunft die überschwenglichsten Hoffnungen hegen. Ob alles Unheil mehr von oben oder mehr von unten ausgegangen sein mag, immer hat es eine unreine Quelle, die Sünde . . . Fürwahr, die Zeitgeschichte ist die Geschichte menschlicher Leidenschaften, und sie gibt den niederschlagenden Beweis, wie nötig es ist: Wendet Euch zu Gott![5]).

Damals (1813) war Friede und Freiheit, Glaube und Recht Grundlage alles wahren äußeren Glücks. Jetzt aber umgekehrt: die Ansprüche sind meist sinnlicher, eigennütziger, materieller Natur, Freiheit und Recht sind nur Mittel zu sinnlichen Genüssen und Wohlleben. Auch in der Selbstbeherrschung kann die Vergangenheit uns ein Muster sein. Auch für unsere Hoffnung zeigt uns die Vergangenheit die rechten Grenzen und den rechten Grund. Damals errang man die Hauptsache und wußte seine Hoffnungen zu zügeln, heute kennt man nicht Maß noch Ziel“[6]).

Der den Reichsverweser begeistert begrüßende und in der Frage der Trennung von Staat und Kirche zuversichtlich urteilende Zimmermann hält ebenfalls eine verhältnismäßig düstere und eindringliche Bußpredigt[7]):

„Wenn je, so muß in diesem Jahr unser Bußtag als vaterländischer Feiertag erscheinen . . . Soll ich auch schildern, wie unsere Zeit so vielfach abgefallen ist von Gott? Ja, es ist geschehen, daß auf

---

[1]) 8. n. Trin. [2]) Miserik. Dom. [3]) Invokavit.
[4]) Reminiscere. [5]) Am Buß- und Bettag.
[6]) Am Dankfest, 18. Oktober. [7]) Jes. 43, 11.

volksbewegter Straße ungestraft der Ruf erschallen konnte: Ich bin ein Gottesleugner! In dieser Zeit der Gottentfremdung haben die Völker das Gut der Freiheit gewonnen. Es wird ihnen zum Verderben werden, wenn die Gottesfurcht ihnen mangelt . . . Nur wenn unsere Zeit sich zu Gott wendet, wird das Böse dieser Zeit überwunden werden. Dieses Böse ist der Unglaube, ein Krebsschaden! Nicht als ob damit der Mangel des Glaubens an einzelne Glaubensgesetze beklagt werden sollte, nein! der Glaube im allgemeinen, die innige Lebensgemeinschaft mit Gott und Christus . . . Bei aller dankbaren und freudigen Anerkennung dessen, was diese Zeit gebracht, auch bei der gläubigsten Zuversicht bleibt es in vieler Hinsicht eine böse Zeit: dieses Schwankende in allen Zuständen, die völlige Neugestaltung aller Verhältnisse, diese Verschiedenheit der Ansichten, diese Entfremdung von Haus und Familie, diese Genuß- und Vergnügungssucht, dieses Verschwinden der Einfachheit, diese Arbeits- und Verdienstlosigkeit, diese vielfach verkehrten Begriffe vom Recht und Eigentum, diese gewaltsamen Mittel, die man für die unter unserm Volk bereits gerichteten, überspannten Ansichten über wahres Volksglück immer noch aufbietet! So hört's denn: Die beste und freieste Staatsverfassung, das gepriesenste Volksglück, die gewaltigste Volkskraft ist doch nur ein wurmstichiger Baum, ein Haus auf Sand gebaut, wenn der Herr nicht darin ist und seinen Segen gibt"[1]).

Diejenigen, die in den politischen Erscheinungen und Projekten offnen oder versteckten Abfall von Gott und niedrigsten Egoismus erblicken (§ 8 II), müssen naturgemäß über die vorhandenen religiösen und sittlichen Kräfte ein vernichtendes Urteil fällen[2]). Es genügt hier die Erinnerung an einige bereits aus der früheren Darstellung bekannten Stichworte: „sittlich-kirchliche Wüste", „Geist des Antichristentums", „großer Aussatz der Zeit", „praktischer Atheismus", „nackter egoistischer Materialismus", „babylonische Sprachverwirrung", „Abgrund sittlicher Bodenlosigkeit", „modernes Heidentum"[3]). Weniger kraß und aus-

[1]) Trotz dieser an § 8 III anklingenden Töne sind Schmaltz und Zimmermann wegen ihrer freudigen politischen Anteilnahme zu § 8 I zu rechnen.

[2]) Dabei ist freilich zu beachten, daß diese ans Polemische grenzende Kritik nicht etwa nur für das Jahr 1848, sondern überhaupt für das ganze Erweckungs- und Reaktionszeitalter charakteristisch ist. – Wiederum sei wenigstens kurz auf Baumgarten hingewiesen, der gegen den in manchen kirchlichen Kreisen hergebrachten, sozusagen sanktionierten Stil protestiert, das Jahr 1848 als eine Zeit der Sünde und Schande, als eine Zeit des Antichrists zu verdammen. A. a. O. S. 49f.

[3]) Nur erwähnt sei noch, daß besonders über die Sonntagsentheiligung, die Unkenntnis der Bibel und die Verachtung des Gebets geklagt wird (z. B. Jaspis, 14. Mai, Sander, 17. Mai) und daß namentlich die Magistrate der Gottlosigkeit geziehen werden (Ahlfeld, 25. n. Trin). Vgl. ferner dazu S. 135.

fallend, aber doch nicht allzuviel optimistischer, urteilen der Mehrzahl nach die Predigten der dritten Gruppe, auch wenn sie politische Reform und Glaubens- und Sittenlosigkeit nicht identifizieren. Wir denken z. B. an Tholucks Predigt über Jes. 21, 11. 12 und 8, 19. 20[1]), an Harleß' Bußpredigt[2]), an beider Reformationspredigt[3]) [4]). Natürlich wird hier und dort in den Predigten der zweiten und dritten Gruppe auch die erfreuliche Tatsache konstatiert, daß noch lebendiger Glaube vorhanden und darum stets Grund zu Dank und Hoffnung gegeben sei. Dieses Moment tritt in den Silvesterpredigten von Strauß, Palmié und Ranke[5]) im Blick auf das letzte Drittel des Jahres stärker hervor, während umgekehrt Tholuck, Harleß und Ch. Palmer[6]) grade dann viel kritischer sich äußern als im ersten Drittel.

Charakteristisch für alle Predigten der zweiten und mehrere der dritten Gruppe ist in religiöser Beziehung der Kampf gegen den Unglauben in der Kirche, gegen die Lichtfreunde, gegen die Aufklärung[7]); z. B.:

Jaspis[8]): „Das Zeugnis vom Ernst göttlicher Gerechtigkeit wird freilich den weichlichen Zeitgenossen anstößig sein. Die wenige Religion nämlich, die mancher von ihnen noch hat, beschränkt sich auf die zwei dürftigen Punkte: Gott ist ein lieber Vater für alle und nimmt uns zuletzt alle in den Himmel auf, daß nur der eine dann ihm näher kommt als der andere."

Sander[9]): „Es hat immer Ungläubige gegeben; aber sie suchten ihren Unglauben mehr zu verhüllen: jetzt tritt selbiger frank und frei daher. Auf der hohen Schule in der Hauptstadt unseres Landes wurde die Atheisterei, welche einen persönlichen Gott, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde, leugnet, sowie auch die persönliche Fortdauer des Menschen nach dem Tode viele Jahre hindurch von hoch angesehenen und mächtig begünstigten Lehrern öffentlich gelehrt. Mit lauter Stimme hört man allerwärts Professoren und Prediger verkündigen, daß man nicht erst durch den Sohn zum Vater zu kommen brauche. Man scheut sich nicht, während man seines Protestantismus sich rühmt, die Werkgerechtigkeit, das Hauptstück in den papistischen Irrlehren, auf den Thron zu erheben. Auf den Glauben, ruft man uns zu, kommt es nicht an — auf die Werke; und weiß nicht, daß eben nur der rechte Glaube auch die rechten Werke hat und hervorbringt. Redet man ja von Glauben, so soll es doch jedem überlassen sein, sich selbst seinen Glauben zu machen, die Heils-

1) S. 95. 2) S. 99. 3) S. 97, 101. 4) Vgl. auch Landerer S. 104f., Palmer, Rüdel 105f. 5) S. 74, 78 Anm. 6, 81 Anm. 2. 6) S. 97, 101, 106. 7) Vgl. dazu auch S. 118f.

8) Predigt am 14. Mai, in der „der sonst glaubenslose Dichter unserer Nation" zitiert wird (Gefährlich ist's, den Leu zu wecken...).

9) Predigt am 17. Mai.

ordnung nach seinem Belieben zu bestimmen. Wenn man nur dieser seiner Meinung oder Überzeugung, wie man's auch nennt, treu ist, also überzeugungstreu und gesinnungstüchtig, d. h. seine Gesinnung tüchtig ausschreit, so ist alles in Ordnung. Gottes Wort muß sich verdrängen lassen vom Worte menschlicher Rabbis; was die sagen, muß vom Himmel herab geredet sein."

Ahlfeld[1]): „In vielen Kirchen wird nicht Buße gepredigt, sondern das, was der Mensch gern hört; nicht Christus, sondern zahllose Predigten des Antichrists sind gehalten."

Blech[2]): „Das ist das rechte Unglück und der herzbrechende Jammer unserer Tage, daß schon in Ansehung dessen, was über irdische Dinge und weltliche Angelegenheiten jetzt an fast allen Orten geredet, mündlich und schriftlich verhandelt wird, die meisten immer nur Worte hören, deren Zusammenhang aber ahnen sie nicht; ebenso ist's in himmlischen Dingen: eine Anzahl Bibelsprüche genügt ihnen dafür zu halten, daß sie eine christliche Predigt gehört hätten, obgleich es sich von selbst versteht, daß auch der schamloseste Irrlehrer, wenn er seinen Hauptzweck, die Seelen zu täuschen, nicht verfehlen will, an Bibelstellen, die scheinbar für ihn sprechen, es sicherlich nicht mangeln lassen wird."

Palmié[3]): „Zur Zeit des großen Kurfürsten war unser Volk streng gläubig. Unter Friedrich dem Großen hob die Geilheit ihr Haupt empor; der alte evangelische Christensinn wurde durch heidnische Selbstklugheit und pharisäische Eigengerechtigkeit untergraben und gebrochen. In unsern Tagen hat diese Geilheit ihren Höhepunkt erreicht."

C. Harms[4]): „Die Katholiken tun uns jetzt nichts; aber desto schwerere Knechtschaft wollen uns jetzt die Ungläubigen dieser Zeit bringen; sie sind noch viel giftigere Feinde unserer lutherischen Kirche als die Katholiken; sie wollen den Heiland vom Himmelsthron und die Könige vom irdischen Throne stoßen und statt der Bibel die Vernunft zur Leuchte machen"[5]).

Hofacker[6]): „Die Kirche unserer Tage ist ein in sich gespaltenes Heerlager: Lüge und Wahrheit stehen einander feindlich gegenüber. An der Frechheit aber, mit der jetzt an dem altehrwürdigen Bekenntnis der Christenheit gerüttelt wird, an der Zuversichtlichkeit, mit der ohne Scheu antichristliche Ideen unter das Volk geworfen

---

[1]) 25. n. Trin. [2]) 2. Pfingsttag.
[3]) Silvester. [4]) Reformationsfest.
[5]) Sander betont stärker die Gefahr des Katholizismus, vgl. S. 117; eine allgemeine Verständigung der Konfessionen erhofft Popp: „Das Band des Friedens wird alle umschlingen. Der Lutheraner wird nicht mehr gegen den Reformierten und der Reformierte nicht mehr gegen den Lutheraner sein, und beide werden im Katholiken den Bruder erkennen" (12. Juli).
[6]) Neujahr.

werden, kann man abnehmen, daß die Feinde bereits von Siegeshoffnungen trunken sind."

Rüdel: „Meint nicht, daß es ohne großen Nachteil sei, wenn einzelne Lehren des Evangeliums angegriffen oder verworfen werden; denn die ganze Heilslehre besteht nicht aus einer Menge einzelner Lehrsätze, sondern ist ein herrlicher Tempel, wo alles fest in einander gefügt ist. Und was bieten die Gegner des Evangeliums? Wechselnde Meinungen, hinfällige Behauptungen! Und wie meisterlich wissen die Aufklärer zu täuschen und hinter dem Berge zu halten, statt offen herauszusagen, was sie eigentlich wollen![1]) Je mehr wir uns der in der Reformation wiedergeschenkten Gnade Gottes freuen, desto mehr betrübt uns die Wahrnehmung, daß so viele Namenschristen den Reichtum göttlicher Barmherzigkeit verachten, weil sie, durch die falsch genannte Aufklärung verblendet, ihr Sündenelend nicht erkennen. Da sieht's noch trostloser aus als in den finsteren Zeiten vor der Reformation"[2]).

Harleß[3]): „Zu keiner Zeit der christlichen Kirche ist innerhalb derselben der Abfall vom Christentum so laut und frech und schamlos gepredigt worden, als in der unsrigen, und dazu regt sich Schwärmerei und Sektengeist aller Art, um das bißchen gesunden und einfältigen Glauben, das unserm Volk nach dem großen Schiffbruch seiner geistlichen Führer geblieben ist, mit allerlei selbsterwähltem Gottesdienst vollends zu verderben."

Vilmar[4]): „Noch hat der Abfall vom Bekenntnis, der jetzt sein finsteres Haupt aus dem Abgrund erhebt, uns nicht erreicht!"

In sittlicher Hinsicht werden im einzelnen immer wieder die verschiedensten, bittersten Klagen laut[5]); z. B.:

Jaspis[6]): „Wie viele Untugenden gibt es, die durch den Zeitgeist gleichsam privilegiert sind. Nach Epheser 5, 5. 6 kommt um der Unzucht und des Geizes willen der Zorn Gottes über die Kinder des Unglaubens. Hat man sich nicht durch den Geiz in mannigfacher Weise versündigt an den Völkern? Zeigt nicht der ungemeßne Luxus selbst in ernsteren Familien, wie wenig selbstverleugnende Liebe bei aller Wohltätigkeit unter uns ist? Hat nicht unter vielen die Unreinigkeit des Fleisches vor und in der Ehe alles Anstößige verloren? Wer leben will und gute Tage sehen, der schweige seine Zunge, daß sie nichts Böses rede, bezeugt St. Petrus (1, 3. 10). Sind nicht die zahllosen Zungensünden unserer Tage bis zu einer furchtbaren Höhe gestiegen? Das alles sind nur einzelne Äußerungen des Verderbens

---

1) 26. März, vgl. oben S. 105f.
2) 29. Oktober, vgl. ebd.
3) Die Sonntagsweihe, I. Bd., Nr. 5.
4) 11. n. Trin. 1 Kor. 15, 1–4. Außer dieser kurzen Bemerkung fehlt jede zeitgeschichtliche Beziehung. 5) Vgl. dazu auch S. 135f. 6) 14. Mai.

unserer Zeit. Wie vieles ließe sich nach klaren, unzweideutigen Gottesworten hinzusetzen!"

Palmié[1]): „Wir sind ein sittlich-schlaffes Volk geworden; das Reichwerden ist das Ziel der Hauptbestrebungen in unserm Volk."

Hertzer[2]): „Ich kann mich nicht zu denen gesellen, die da hoffen, daß in unserm deutschen Volke noch so viel Stärke und Klugheit sei, um sich aus all den Tiefen der Verblendung und der Schmach wieder emporzuarbeiten zu alten Ehren."

Ahlfeld: „Wie haben wir uns der deutschen Treue gerühmt! Deutsche Treue und deutsche Eichen stehen in vielen Liedern nebeneinander. Wie aber im Leben? Die Eichen stehen noch; die Treue ist erstorben. Auch in unserm Volk hat die Lüge wie Scheidewasser die heiligsten Verhältnisse zerfressen. Wo ist alle Treue gegen König und Fürst? Haben, haben ist der stete Klang, der nach den Thronen hinaufschallt[3]). Zucht, Gehorsam, Fleiß, alles ist rückwärts gegangen!"[4]).

Niemann[5]): „Trotz aller Wissensfülle oder doch Wissensbreite, trotz aller einseitigen Verstandesbildung und frühreifen Gewandtheit des Urteils, trotz aller Sprechfertigkeit und Vielschreiberei und Vielleserei, ja zum Teil durch ebendieselben, ist's unter uns zu einer Begriffsverwirrung in sittlichen Dingen gekommen, bei der die Verführung durch vergebliche Worte im vollen Schwange geht.... Die Tugend weiß man zur Sünde zu lügen, und umgekehrt... Herzenseinfalt nennt man Beschränktheit, Demut Feigheit, Ergebung Unmännlichkeit, Geduld Weiberschwäche... Die Selbstverleugnung wird als Unnatur beseitigt, die Entsagung als Weltverachtung, die Reue als unnötige Selbstquälerei geschmäht"[6]).

Besonders das Familienleben wird oft kritisiert:

Tholuck[7]): „Überall sind nach dem Geist der modernen Zeit die Verhältnisse der Zucht, der Unterordnung, des Gehorsams dem Streben nach vorzeitiger Selbständigkeit und Isolierung geopfert worden. Auch im Schoße der Familie wird gleichermaßen zarte demütige Unterordnung der Frauen, strenger Gehorsam der Kinder immer seltener."

Cl. Harms[8]): „Wenn, wie es jetzt geschieht, unbefähigte und unberufene Hausväter teils gelockt, teils gedroht werden, daß sie teilnehmen an Versammlungen, darin Staatswohl und Stadtwohl besprochen, über Republik und Monarchie und konstitutionelle Monarchie verhandelt, beraten, vorberaten wird, auch ein Beschluß gemacht wird, eine Adresse mit unterschrieben wird und werden ihrem Stand entrückt, von ihrem Stuhl und ihrer stillen Arbeit, werden ihrem Haus entzogen,

---

1) Silvester. 2) 15. Oktober, vgl. oben S. 38.
3) Bußtag. 4) 8. n. Trin. 5) 29. Oktober.
6) Vgl. Tholucks Kritik der sittlichen Begriffsverwirrung, oben S. 17.
7) Predigten über die neuesten Zeitbewegungen, II. Heft, 4. Predigt.
8) Jubilate.

ihrem Weib und ihren Kindern – kann dabei die Familie, das Familienglück bestehen? Vom täglichen Brot steht im Vaterunser; von politischer Freiheit steht nichts darin; sie kommt auch nicht in den 22 Stücken der Auslegung vor; denn das mit aufgezählte „Gut Regiment" hat seine Erklärung aus dem vorhergehenden „fromme uud getreue Oberherren". . . . Ferner die Jugend! Autorität gibt's nicht mehr. Die Jugend räsoniert in der Politik und in der Religion wider das Alter, der Schüler wider den Lehrer."

Harleß[1]): „Die ganze Richtung, Neigung und sogenannte Bildung der Zeit treibt vom Haus ab, vom Innerlichen ins Auswendige, in eine Welttüchtigkeit, die untüchtig fürs Haus macht. Das ist aber eben dann nur eine scheinbare Tüchtigkeit, im Wesen Untüchtigkeit für Staat und Haus zugleich. Dazu kommt in unserm Volk nicht bloß der Krebsschaden einer tatsächlichen Schändung des heiligsten irdischen Bandes, vor welcher es unsern heidnischen Vätern gegraut haben würde, sondern in Wort und Schrift, in Rede und Lehre hat man diesen Greuel gutgeheißen und Ehe und Haus gelästert, ohne daß ein Schrei nationalen Unwillens die Lästerer in den Sumpf zurückgetrieben hätte, aus welchem sie aufgestiegen waren. Solange aber neben andern Sünden und Freveln diese Sünde unerkannt, unbereut, ungesühnt bleibt, kann ich für das deutsche Volk nicht sonderliche Hoffnung hegen. Denn das Haus ist die Grundfeste des Staats. Keine staatliche Erneuerung ohne Erneuerung des Hauses."

Rückert[2]): „Im engeren Kreis der Familie und des Gemeinlebens: laßt mich nicht malen das schauerliche Bild der Unsittlichkeit, des offenbaren Lasters, der allgemeinen Verarmung, der greulichen Verwahrlosung, ja Verführung und Vergiftung der unschuldigen Kinderwelt, des Erstickens aller Liebe zum Haus, zur Pflicht!"

Mehrfach wird auch, verbunden mit dem Protest gegen die Aufklärung, auf die Gefahr weltlicher Lektüre hingewiesen:

Sander[3]): „Dazu [zur Aufklärung] kommt noch eine Flut von schöngeistrischen Schriften und von Zeitschriften aller Art, daß ebensowenig Zeit als Lust und Kraft übrigbleibt, den heiligen Propheten und Aposteln zuzuhören und zu folgen."

Niemann[4]): „Ihr könnt nicht vermeiden, daß verführerische Stimmen Euer Ohr treffen; aber Ihr könnt doch vielfach das Ohr vor ihnen verschließen. Was wollt Ihr gar jener dürftigen, bettelhaften Sehnsucht frönen, durch welche die schmähliche Langeweile vor sich selber flieht!"

Rüdel[5]): „Weil eine gewisse Weltbildung, eine Menge von Kenntnissen in allerlei irdischen Dingen allgemein verbreitet sind, so muß das Wort sich richten lassen von denen, die es gar nicht kennen.

---

1) Die Sonntagsweihe, II. Bd., Nr. 8. 2) Bußtag, 8. Dezember.
3) 17. Mai. 4) 29. Oktober. 5) 26. März.

Da meint einer dann, weil er vielleicht etliche Romane gelesen hat und über die Zeitungsneuigkeiten mitredet, er könnte schnell auch die Kirche bessern und den Glauben meistern"[1]).

Der flammende Widerspruch Krummachers und Harleß' gegen den französischen Einfluß kommt im folgenden im Zusammenhang mit der Beurteilung der Vergangenheit zur Sprache[2]).

---

[1]) Krummachers ironischen Hinweis auf den Stolz des Jahrhunderts, die fliegenden Bahnzüge, vgl. oben S. 75. [2]) S. 142f.

D. Die Frage nach der Schuld; Vergangenheit und Gegenwart.

§ 11.

Die Frage: Wer trägt die Schuld an den von allen bedauerten Konflikten und an den von allen verurteilten revolutionären Erscheinungen? wird hin und wieder, z. B. von Wilhelm im Rückblick auf das vergangene Jahr[1]), dahin beantwortet, daß alle gefehlt haben. In der Regel aber hängt die Beantwortung dieser Frage innerhalb der ersten Gruppe (§ 8 I) eng mit der Art zusammen, wie der geschichtliche Verlauf der letzten Jahrzehnte angesehen wird. Immer und immer wieder wird die Erinnerung an die Freiheitskriege wach, und zwar in der Beleuchtung, daß zugleich durch sie eine Freiheit in den innerpolitischen Verhältnissen des Volkes angebahnt, ja versprochen worden sei, die erst jetzt in der Gegenwart endlich sich erfüllt habe. Die Zwischenzeit wird als rückschrittlich kritisiert und beklagt. Die Schuld trifft daher, mehr oder weniger ausgesprochen, die Regierungen, die oberen Stände, die Fürsten.

Typisch hierfür sind die Ausführungen Schmaltz' in seiner Predigt am 18. Oktober[2]):

„Ein halbes Menschenalter liegt zwischen heut und jenem denkwürdigen Tage, da der schonungslose Eroberer unser Vaterland verlassen mußte und in leuchtendem Glanze die Freiheit aufging. . . . In jener großen Vergangenheit finden wir das erste Aufkeimen all der Forderungen und Erwartungen, die in unsern Tagen laut geworden sind. Damals erwachte die Freiheitsliebe, die zum Siege führte. Darauf folgte eine lange segensreiche Friedenszeit. Aber doch nicht alle Verheißungen der großen Vergangenheit haben Wort gehalten. Das Volk hatte sich um seine Fürsten geschart, um die wankenden Throne wieder freizumachen, hatte alles gewagt und geopfert, viel kostbares Blut seiner Söhne verspritzt, das große Werk war gelungen. Da durfte es erwarten, daß nun zwischen Regierenden und Regierten ein edles Vertrauen eintrete, daß jeder Fürst sich nicht als eigenmächtiger Herrscher, sondern als Vater seines Volkes betrachte

[1]) Silvesterpredigt.

[2]) „Die große Vergangenheit in ihrer hohen Bedeutung für die Gegenwart."

und die unzweifelhaften Rechte aller zur Anerkennung bringen würde. Daß aber die Throne wieder mit einem privilegierten Stande umgeben, damit die alte Scheidewand zwischen Regenten und Untertanen wieder errichtet, jedes einflußreiche Staatsamt fast ausschließend Männern aus diesem Stande zugeteilt, daß vorzügliche Talente und die größere Befähigung unberücksichtigt bleiben sollten, das hatte das Volk nicht gemeint. Es durfte erwarten, daß jedem Zweige des großen Volksstammes eine freisinnige und zeitgemäße Staatsverfassung gegeben würde, wie ja auch das Versprechen gelautet; daß man aber wieder anfangen sollte, dem Willen des Volkes enge Schranken zu setzen, Rede und Schrift ängstlich zu überwachen, auch den gerechtesten freisinnigen Tadel bestehender Mißbräuche oft mit harter Strafe zu ahnden und sich damit zu begnügen, in den alten Staatsverfassungen kleine und nicht tiefgreifende Änderungen eintreten zu lassen, das hatte das Volk nicht gemeint. Daß man ferner darauf ausgehen sollte, das gegenwärtige Geschlecht zur Frömmigkeit des finsteren Mittelalters zurückzuführen, den Glauben an menschliche Vorschriften zu binden und von dem äußeren Bekenntnis uralter Formen ihn abhängig zu machen, das hatten die Deutschen nicht gemeint"[1]).

Rupp allein betont nachdrücklich, daß es irrig sei, neben den allerdings schuldigen Ratgebern des Königs und Hohenpriestern der Kirche das Volk und die Gemeinde von Schuld freizusprechen[2]):

---

[1]) Wir erinnern nur kurz an andere bereits zitierte ähnliche Darlegungen: Sydow (S. 8): „Wofür unsere Väter gestritten, was durch die Unbill der Herrscher und durch die Ungunst der Zeiten uns vorenthalten und verkümmert worden, ist jetzt errungen." Krause (S. 12): „In mehr als dreißig Jahren haben wir es entbehrt, was uns im Drange der Not verheißen, aber dann doch verweigert worden war. Was war nun das, wofür unsere Väter und Brüder auf des Herrn Wahlstatt einst ihr Blut vergossen? . . ." Rupp (S. 15): „Der Befreiungskampf Preußens schlug zu innerer Unterdrückung und Knechtschaft um. Man sieht die edelsten Männer, ohne welche jener Befreiungskampf nie hätte gelingen können, als Feinde des Vaterlandes behandelt. Es beginnt eine planmäßige Unterdrückung aller Kräfte, in denen sich der Geist der Prüfung und eine unabhängige, selbständige Gesinnung offenbart." Friedrich (S. 58): „Die auf Leipzigs Gefilden vor 35 Jahren ausgestreuten Saaten der Freiheit und Gerechtigkeit welkten kaum geboren und ungeachtet aller Verheißungen wieder. Oder sind wirklich jene unter Schlachtendonner und Siegesjubel den Völkern gegebenen Gelübde in Erfüllung gegangen? Ach! Daß Deutschlands Herrscher stets und besonders in jetziger Zeit ihr Ohr der Stimme der Wahrheit geliehen! Daß sie, wie jetzt, in den Kreis ihrer Völker getreten und dessen besondere Wünsche vernommen und beherzigt hätten, statt häufig nur auf die schmeichlerischen Lügen ihrer Günstlinge zu hören! Dann wäre nicht Kampf und Blut nötig gewesen, um endlich der Wahrheit den Sieg zu verschaffen!" – Vgl. auch seinen Vorwurf gegen die bevorzugten Stände, ebenda; ferner Fikenschers Predigt beim Dankgottesdienst für die Kgl. Proklamation, am 10. März (S. 62 Anm. 2).

[2]) Vgl. oben S. 16.

„Wollt Ihr im Ernst behaupten, es sei dem Volk unmöglich gewesen, jenem Verbrechen des Bürgerkrieges vorzubeugen, wenn es ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit unermüdlich und immer lauter das Wort der Wahrheit und die Forderungen der Gerechtigkeit dem König zugerufen hätte? Wollt Ihr im Ernst behaupten, die Kraft des Wortes genüge nicht, um den Thron der Gewalt zu erschüttern und den Zauber menschlicher Allgewalt zu zerstören?"

Trotz der kritischen Stellungnahme gegenüber den Fürsten im allgemeinen tritt liebevolle Anhänglichkeit ans Herrscherhaus überall zutage[1]). In den preußischen Predigten spiegelt sich allerdings etwas von der Enttäuschung über Friedrich Wilhelm IV. wieder, in der Art, wie seine Sinnesänderung nach den Märztagen beurteilt und gepriesen wird:

Sydow[2]): „Ja, es ist wahr, es ist geschehen, daß sich zwischen den König und sein treues Volk eine schwüle, unheilvolle Wolke hat lagern können, die seinen sonst so klaren, königlichen Blick in Täuschung gehalten. .... Wie von neuem uns geschenkt, ist er ja nun an unsere Spitze getreten. . ."

Krause[3]): „Zu Gott wollen wir beten auch für unsern König. Er hat ja auch einen schweren Kampf gekämpft. Denn schwer ist's, zu brechen mit seiner eignen Vergangenheit."

Dietrich[4]): „..unser teurer König, der nun wieder von ganzem Herzen seinem Volke vertraut."

Abfällige Äußerungen über das reaktionäre Preußen resp. Österreich finden sich in einigen nichtpreußischen Predigten:

Schmaltz[5]): „Erfreulich ist's, wenn in einem Land, das lange Zeit jede fortschreitende Entwicklung des bürgerlichen Lebens vermissen ließ, das Volk zu dem Verlangen nach Freiheit erwacht und das Oberhaupt selbst ihm die Hand bietet und sich zu Zugeständnissen herbeiläßt, die kaum zu erwarten waren. Bemerkt man aber daneben, daß es darauf abgesehen ist, im Religionsleben des Volkes mit aller Macht den alten Stillstand zu schützen, jedes eindringende Licht abzuwehren und die Völker fort und fort unter dem knechtischen Geistesjoch zu halten, so kann man die Sache nicht als eine gute bezeichnen; die fortbestehende Geistessklaverei wird auch die bürgerliche Knechtschaft zurückführen"[6]).

Manchot[7]): „ . . . Es gibt im Osten unseres Weltteils mächtige Regierungen, welchen diese neue Ordnung auf deutschem Boden zuwider ist und welche bereit wären, dieselben wieder rückgängig zu machen, wenn's ausführbar wäre."

---

[1]) Belege erübrigen sich. [2]) Vgl. oben S. 8.
[3]) Vgl. oben S. 12. [4]) Vgl. oben S. 14. [5]) Lätare, S. 69.
[6]) Vgl. auch oben S. 22 Anm. 1. [7]) Reminiscere, S. 34.

Stieren[1]): „Es ist ein ungeheures Ereignis, daß grade an den Sitzen der finsteren Befangenheit in religiösen Vorurteilen der Ruf nach Freiheit des Glaubens am lautesten erscholl."

In den Kleinstaaten, auch in Bayern, werden durchweg die Regenten als die Führer und Förderer des Fortschritts gefeiert:

Schauer in Jena[2]): „Dem Zuge seines Herzens folgend hat auch unser Landesherr die Stimme seines Volkes erhört und dem Verlangen der Zeit in ausgezeichneter Weise Genüge getan und noch zu tun huldvoll verheißen, so daß alle gutgesinnten Untertanen sich über die sichtlichen Beweise des Fortschritts innig und dankbar freuen."

Zimmermann in Darmstadt: „Mit Stolz spricht's der Hesse heut aus: der deutsche Fürst, der die Krankheit der Zeit zuerst erkannte und diesen Ruf zu dem seinigen machte, war Ludwig III.[3]). Der edle greise Fürst, dessen Milde und Güte fast sprichwörtlich geworden ist, wie hat er seine Liebe gekrönt, indem er den geliebten Sohn zum Throne rief. Aus den Händen des Vaters empfingen wir ihn zum Haupt und Führer. Und als er nun, den Ernst der Zeit begreifend, seinem Volk die Gaben zudachte, deren er viele ihm schon lange zugedacht hatte. . ."[4]).

Manchot in Nidda[5]): „. . Die Erweiterung und Bestätigung der Volksrechte, die wir der Weisheit unseres hochverehrten Mitregenten verdanken . . . Sogar unser geliebter, biederherziger Großherzog hatte solche Räte, welche das Volk für die Freiheit nicht reif hielten . . ."

Schultz in Wiesbaden[6]): „. . . . . Da schickte Gott uns Rettung. Ich kann nicht schweigen, obwohl er selbst es nicht gewollt, daß ich ihn nenne. Da schickte Gott Euch unsern Herzog! Mit seinem einfachen, ehrlichen, deutschen Fürstenwort trat er unter Euch, und wie Ihr es im Hungerjahr erfahren habt, so habt Ihr es jetzt wieder erfahren, was Ihr an ihm habt. Kam er nicht, so waren wir verloren."

Hormuth in Leutershausen (Baden)[7]): „. . . während der Großherzog an der Spitze der Regierung in vertrauensvollem Einklang mit den Ständen zu jeder zeitgemäßen Veränderung und Einrichtung bereitwillig die Hand bot . . . Waren doch grade der Regent und die Regierung unseres Landes die ersten in ganz Deutschland, welche den Wünschen und Forderungen der neuesten Zeit bereitwillig Gehör und Befriedigung gewährten."

Fikenscher in Nürnberg[8]): „Als eine neue Umkehr der gesetzlichen Ordnung in dem gefährlichen Lande, von dem uns früher soviel Bedrängnis zuteil geworden, die Herzen des Königs und

---

[1]) Kantate, S. 55 f. [2]) 19. März, S. 60. [3]) 12. Juli, S. 29.
[4]) 12. März, nach der Erhebung des Erbgroßherzogs zum Mitregenten.
[5]) Reminiscere. [6]) 5. März.
[7]) 29. August, am Geburtstag des Großherzogs.
[8]) 10. März, Dankgottesdienst für die Kgl. Proklamation.

aller deutschen Männer erschütterte, da kam, kaum erwartet, kaum geahnt, von der Hand des Königs rasche und gute Hilfe und volle Gewährung der langersehnten Güter. Bayerns König hat sein Volk verstanden, und das deutsche Volk der Bayern steht heute jubelnd um seines deutschen Königs Thron."

In den Predigten der zweiten und dritten Gruppe (§ 8) wird die Schuldfrage viel eingehender im Blick auf die gegenwärtige Generation beantwortet, und zwar sprechen sie mehrfach nicht allein, aber unter besonderer Betonung das Volk im Sinne der unteren Stände schuldig. Grade dort hat nach Tholucks[1]), Jaspis'[2]) und Rankes[3]) Urteil die Religion in erschreckender Weise an Kraft und Einfluß verloren; den Armen und Geringen wirft Strauß[4]) und Ranke[5]) Ungenügsamkeit, Mangel an Gehorsam, Entmenschung vor. Beck[6]), der nie, auch da eine andre Luft wehte, den Hohen und Reichen geschmeichelt habe, darf und will jetzt, wo alles nur mit den Oberen Rechnung halten will, kein Volksschmeichler sein.

Harleß[7]) spricht sich ausführlicher aus:

„Das Bekenntnis: Das Volk hat gesündigt, hat für den verkehrten Sprachgebrauch unsrer Tage noch eine besondere Bedeutung. Man hat zuletzt die Sünde gewälzt auf die Häupter der Obersten und das, was man Volk nannte, rein gewaschen, und so sich zu frevelhaftem Haß und Wahnsinn aller Art gestachelt, der in Summa darauf hinauslief: dem Volke ist geholfen, das seine Fürsten in den Staub tritt. Gott sei gedankt, daß dieses Gift noch nicht in den Adern aller Sachsen rollt! Denn die deutsche – nicht die welsche – die deutsche Art ist die, daß das Volk auf seinen Schilden seine Fürsten erhebt. Dennoch aber weiß ich nicht, ob nicht bis zu einem bestimmten Grade die welsche Lehre vom unbedingt schuldlosen Volke auch in die deutschen Gaue gedrungen ist" [8]).

Aber auch die kirchlichen, gläubigen Kreise werden gar nicht etwa von Schuld freigesprochen, sondern allerseits und nach den verschiedensten Richtungen hin kritisiert, z. B. von:

Sander[9]): „Hätten wir der Welt mehr lebendige Briefe gezeigt und recht deutlich geschriebene, an denen jedermann lesen kann, daß der Herr, dem wir dienen, der Geist ist, der lebendig macht und uns zu Gottes Bild verklärt, es würde vieles auch in der Welt anders, und zwar besser aussehen, die Kräfte der Finsternis hätten nicht alles so in Besitz nehmen, die Hölle nicht solche Triumphe feiern

---

[1]) Predigten über die neuesten Zeitbewegungen, I. Heft, 3. Predigt.
[2]) 14. Mai: „Gibt's nicht viele Proletarier unter uns, die nicht einmal wissen, was die Bibel ist?" [3]) 3. Advent. [4]) 30. Juli.
[5]) Vgl. Anm. 3. [6]) Lätare. [7]) Die Sonntagsweihe, I. Bd., Nr. 11.
[8]) Ähnlich Landerer, 15. n. Trin. [9]) 17. Mai.

können, wie wir's haben mit ansehen müssen. Vielleicht haben wir aus zu großer Freundschaft für das christliche Regiment zuviel geschwiegen, z. B. auf Synoden. Auffallend ist es, daß in dieser Zeit, wo die Stimme des Herrn so mächtig gehet und mit dem Propheten man sich gedrungen fühlt zu sprechen: der Herr Herr redet, wer sollte nicht weissagen — daß jetzt so wenige der hochgestellten Geistlichen mit Macht ihre Stimme erheben; sonst gingen die Bischöfe voran auf dem Wege des Märtyrtums und der Leiden."

Tholuck[1]): „Es ist wahr, daß Christen zu oft in ihren eignen engeren Kreisen abgeschlossen am allgemeinen Wohl und Wehe zu wenig teilgenommen haben. Wo sie die sittliche Fäulnis zu sehen gemeint haben, da sind sie vor derselben geflohen, statt sie zu salzen. Ein Vorwand nun, mit dem früherhin diese geistliche — sollen wir sagen Sprödigkeit oder Faulheit sich vor sich selbst und vor andern entschuldigen konnte, ist jetzt weggefallen. Wir haben uns damit getröstet, daß, was wir nicht täten, die Regierung des christlichen Staates an unserer Statt tun würde. Dieser Trost der Faulen und der Spröden ist nun weggefallen. Die Volksreden, die Bürgervereine, die Handwerkervereine und die Armenversorgung — die andern sind auch meist darin vorangegangen, sollt Ihr nicht wenigstens nachfolgen, um das Salz, das Ihr vom Herrn empfangen habt, nach Kräften hineinzustreuen?"

Harleß[2]): „Wäre das herrschende Christentum im deutschen Volke lebendiger und wahrer, mannhafter und entschiedener, geduldiger und barmherziger gewesen, als es vielfach war, es wäre auch mit der Lästerung Christi noch nicht so weit, nicht zu so völliger Entschleierung gekommen."

Hofacker[3]): „Die Häupter unserer kirchlichen Behörden haben gefehlt; sie glaubten genug zu tun, wenn nur richtig alles in den Akten stände, der Geschäftsgeist hat gewaltet, aber der Gebetsgeist hat gefehlt."

Durchgehends wird nachdrücklich betont, daß alle ohne Ausnahme die Saat, die jetzt aufgegangen ist, mitgesät haben. Eine alle umfassende und besonders auch die oberen Schichten treffende Strafpredigt bietet Tholuck[4]):

„Was wir jetzt austrinken müssen, haben wir alle, wenn nicht durch unser tätiges Mitwirken, so doch durch unser träges Zusehen mit einschenken helfen, kaum ist einer, der sich nicht gestehen müßte, die Ruten mitbinden geholfen zu haben, die uns jetzt schlagen. Am stärksten werden vom Sturm die höchsten Bäume im Walde geschüttelt; so ergeht

---

[1]) Predigten über die neuesten Zeitbewegungen, II. Heft, 1. Predigt.

[2]) Die Sonntagsweihe, I. Bd., Nr. 11.

[3]) Predigt zur Erinnerung an die Augsburger Konfession.

[4]) Predigten über die neuesten Zeitbewegungen, I. Heft, 3. Predigt.

dieser Sturm auch jetzt vor allem über die Fürsten. Mögen sie jammern über die Völker, ihr Gewissen wird ihnen schon sagen, daß sie auch die Saat mit ausgesät haben, die jetzt aufgeht, es wird den einen vorhalten, daß sie ihren Szepter mehr zum Schlagen als zum Weiden gebraucht haben, den andern, daß sie ihn mehr als Zierat gebraucht haben, statt mit heiligen Schrecken ihn zu umgeben, der einem Königsszepter ziemt, den einen wird er ihre Laster, den andern ihren Eigensinn, den dritten ihre schlaffe Gutmütigkeit vorhalten; und wären es selbst keine eigenen Sünden, sie würden es sich vielleicht gestehen müssen, daß alle Sünden der Väter sich an den Kindern rächen. Des Königs Name, o ja, er ist mehr denn als vierzigtausend Mann, aber des Königs Sünden sind auch schwerer als vierzigtausend andre Sünden. Wind haben die Fürsten gesät, Sturm müssen sie nun ernten. Ferner die Mächtigen im Volk, die Aristokraten, was haben sie denn getan, um den Sturm, den sie kommen sahen, zu beschwören? Haben sie nicht die Hände, die sie jetzt in Verzweiflung ringen, jahraus, jahrein träge in den Schoß gelegt? Wo sie hätten um den Thron zusammenstehen sollen, haben sie ihn im Stich gelassen, um die Gunst des Volkes haben sie gebuhlt, das sie im Herzen verachteten und haben verachtet, wo sie hätten helfen sollen. Wind haben sie gesät, Sturm müssen sie ernten. Die Wohlhabenden im Volke, welche freiwilligen Opfer haben sie denn gebracht, um die unfreiwilligen abzuwenden, die sie bald immer reichlicher werden bringen müssen? Hat denn das Tränenbrot der Armen ihr Mitleid erweckt, ehe es ihnen Schrecken eingejagt? Wind haben sie gesät, Sturm werden sie ernten. Wir andern alle, wieviel Zungensünden haben wir ausgesät, aus denen der Sturm miterwachsen ist, der jetzt über uns braust? ... Darum laßt uns christlich das uns auferlegte Kreuz tragen, denn wir leiden, was unsre Taten wert sind."

Im übrigen wird aber nur selten mit stärkerem Akzent auf die Schuld der Höherstehenden hingewiesen, nur bei

L. Harms[1]): „Sprecht auch nicht, ja der König und die Obrigkeit tun oft auch nicht ihre Pflicht. Das ist leider wahr; ich habe wahrlich viel Kummer und Herzeleid erdulden müssen und viel Unrecht, und grade am meisten von Obrigkeiten, die doch gesetzt sind zu Lobe den Frommen; aber das kann mich nicht wankend machen in meiner Christenpflicht."

Hauber[2]): „Nicht das niedere Volk ist vorangegangen, sondern aus den Kreisen der Gebildeten und Höherstehenden kommt das Unrecht."

Rüdel[3]): „Die Großen und Mächtigen haben weder die eigenen Versprechungen redlich erfüllt, noch die wahren Bedürfnisse der Völker erkannt und anerkannt."

---

[1]) Jubilate. [2]) Königsgeburtstag, 27. September.
[3]) 29. Oktober, Reformationsfest.

Landerer[1]: „... Die Obrigkeiten mögen manchmal keine kleine Schuld haben; aber sie liegt da, wo man sie nicht sehen will. Die Obrigkeit hätte besser für die äußere Wohlfahrt gesorgt, wenn sie mehr für die innere Erziehung getan hätte."

Allerdings kommt noch das Moment öfter zur Sprache, daß in der Gegenwart die Regierungen es an Energie fehlen lassen:

Ahlfeld[2]: „Nur durch ein frisches, freies Bekenntnis zu Jesus kann unser Volk gerettet werden ... Das fühlen viele Obrigkeiten auch, aber sie wagen sich nicht heraus mit dem Worte, sie fürchten die Volksgunst zu verlieren."

Beck[3]: „Wie weit ist es gekommen, daß die Obrigkeiten vielfach sich fürchten, zu tun, was ihres Amtes ist, was von Gott selber ihnen auferlegt ist."

Hauber[4]: „Es ist eine Krankheit, wenn bei der Obrigkeit selbst die Einsicht und der Mut des Berufes schwindet und es allmählich dahin kommt, daß zuletzt nur die Besseren Angst haben, den Schlechten es aber immer wohler wird."

Friedrich Wilhelm IV. erscheint in diesen Predigten in einem viel helleren Lichte als in denen der ersten Gruppe; Tholuck sieht in ihm den Förderer des wahren Fortschritts[5]:

„Glückliches Preußenvolk, über dem ein Fürst thront, der in seinem königlichen weiten Herzen die wahrhaft großen Ideen, welche dieser Zeit gehören, alle zusammenfaßt, aber mit dem Bande der Vollkommenheit sie zusammengebunden hat, mit Religion und Ehrfurcht vor dem Gesetze. O daß unserm Volk vergönnt wäre, ohne Gewalttat und Überstürzung die Ideen reifen zu sehen, welches dieses Königsherz, das sein Volk liebt, wie nur je ein Königsherz sein Volk geliebt hat, für seines Volkes Glück gefaßt hat und zu Stand und Wesen bringt!"

Ähnlich urteilen Palmié[6]: „Unser landesväterliches Regiment war ein mildes, das sich des Volkes Freiheit und Wohlfahrt ernstlich und rechtschaffen angedeihen ließ", und v. Tippelskirch[7]: „Von den wirklichen und vermeintlichen Rechten und Freiheiten hat unser König dem Volke immer so viel zugedacht, als es, ohne sich selbst zu schaden, nach seiner besten Überzeugung irgend ertragen konnte."

Derselbe rühmt zugleich die vorbildliche Frömmigkeit des Königs:

„Welch großes Heil ist es für ein Volk, wenn es einen Fürsten hat, der dem Herrn dienen will! Wir haben auch einen König, der, wenn irgendeiner, das große ihm übertragene Amt mit seinem Gott angefangen!

[1]) 15. n. Trin. [2]) Trin.
[3]) 1. Advent. [4]) Königsgeburtstag, 27. September.
[5]) Predigten über die neuesten Zeitbewegungen, I. Heft, 1. Predigt.
[6]) Silvester. [7]) Königsgeburtstag, 15. Oktober.

Noch steht ja Preußenland im großen und ganzen zu seinem König und will treu mit ihm ausharren durch gute wie durch böse Tage. Noch ist deren Zahl klein, die Preußenherzen aufwiegeln wollen. Aber täuschen wir uns nicht. Viele denken mit ihm zu stehen und stärken doch die Sache seiner Feinde. Nur wer den Glauben der Väter festhält oder zu ihm zurückkehrt, zu der einzigen Quelle echten deutschen Sinnes und deutscher Treue, nur der steht auch mit seinem Fürsten auf einem und demselben Grund."

Auch Jaspis[1]) preist den König als Pfleger der Kirche und als gläubigen Christen:

„Ist es ja bekannt, daß christliche Bestrebungen und kirchliche Anstalten aller Art im Königshause Beförderer gefunden, und es war rührend, daß es selbst in diesen Zeiten der Sorge unserer rheinischen Missionsanstalt gedachte.

Von unserm teuern Könige war solche Willkür, in die heilige Gerechtsame der Kirche einzugreifen, fern; sagte er ja schon vor Jahren, daß er die Kirche sich aus sich selbst entwickeln lassen wolle.

Manche unter uns haben es viel zu wenig gewürdigt, daß der König und sein Haus dem Herrn dienen wollten"[2]).

Einen leisen Tadel spricht Ahlfeld[3]) aus:

„Wenn dem König ein Vorwurf gemacht werden soll, ist es vorzüglich der, daß er in angestammter Herzensgüte das Regiment und Schwert gegen lose Buben, Schwätzer und Schreier nicht scharf genug geübt hat."

Württembergs Herrscher preist Gerok[4]) als bürgerfreundlichen König. Zu seinem Geburtstag predigt Hauber[5]):

„32 Jahre auf dem Throne, bisher verehrt und geliebt von seinem Volk, verlebt der König das traurigste Geburtstagsfest, das er gefeiert. Wenn ich bei dieser Gelegenheit etwas zum Lobe des Königs sage, wird mich niemand der Schmeichelei zeihen. Jetzt

[1]) 29. November, am Tage der Ehejubelfeier.

[2]) Jaspis läßt diese Feier nicht sowohl einer Person, sondern einem Prinzip, der Treue gegen das Königtum von Gottes Gnaden, gelten. Ebendieses Königtum von Gottes Gnaden verherrlicht auch Cl. Harms: „O halte man dieses Wort fest! Es ist der Halter der Krone, der Tragbalken des Thrones. Kein anderes Wort dabei. Kein ‚und' und ‚durch', auch ungedruckt nicht" (26. Februar); Niemann: „Die Fürsten sollen ihre Krone täglich aus der Hand dessen nehmen, der auch für sie die Dornenkrone trug" (18. Oktober); Ranke: „Es ist ganz in der Ordnung, wenn unsere Fürsten ihren schweren Beruf, die höchste Obrigkeit des Landes zu sein, von Gott ableiten und es offen aussprechen, daß sie ihre Würde nicht von sich selbst, sondern von Gottes Gnaden haben" (26. November). Den einzigen direkten Widerspruch dagegen vgl. bei Herrendörfer, oben S. 72.

[3]) 23. n. Trin.

[4]) Fahnenweihrede, 27. September.

[5]) 27. September.

bringt es nicht Vorteil und Lob, den Fürsten zu loben; im Gegenteil, es ist gefährlich. Unser König hat fast nie die Kirche versäumt; er hat es wirklich wohlgemeint mit unserm Volke, auch heute noch."

Die Proklamation Ludwigs I. von Bayern erwähnt freudig und dankbar Ranke[1]):

„Der König hat vertrauensvoll zu seinem Volke gesprochen, und das königliche Wort hat den Nebel, der sich zwischen ihm und seinem Volk gelagert hatte, durchbrochen und verscheucht, und wo vor kurzem noch trübe Besorgnis war, da ist nun Freude und Jubel. Ja, wir dürfen uns des königlichen Wortes freuen; mit freudigem Dank dürfen wir emporblicken zu dem, der die Herzen der Könige lenkt."

Derselbe begrüßt vertrauensvoll die Thronbesteigung Maximilians[2]):

„Er ist dem Rufe gefolgt ‚im Vertrauen auf den allmächtigen Gott und in dem frohen Vertrauen, das Rechte ernstlich zu wollen'. ‚Wahrheit will ich in allem, Recht und gesetzmäßige Freiheit im Gebiete der Kirche, wie des Staates.' So hat er vom Tage seiner Thronbesteigung, am 20. März dieses Jahres, zu seinem Volke gesprochen. Das sind wahrhaft königliche, goldene Worte, sie drücken aus, was jeder Freund des Vaterlandes wünscht."

Auch von den Predigten der zweiten und dritten Gruppe (§ 8) wird hin und wieder die Schuldfrage im Zusammenhang mit der Beurteilung der Vergangenheit erörtert, aber dann nicht unter dem Gesichtspunkt der vor 30 Jahren in Angriff genommenen, lange verzögerten, erst jetzt endlich erlangten Freiheit, sondern unter dem rein religiösen Gesichtspunkt der Aufklärung und der wieder erwachenden Frömmigkeit. Das durchgehende Schema der geschichtlichen Betrachtung ist folgendes: Ende des 18. Jahrhunderts: Höhepunkt der Aufklärung; infolgedessen Demütigung des deutschen Volkes unter das Joch Napoleons; ihr Ergebnis: neue Religiosität und ruhmreiche nationale Befreiung. Die dann folgende 30 jährige Friedenszeit wird, insofern sie nicht noch oder von neuem von der Aufklärung verseucht ist, im großen und ganzen ebenso

---

[1]) Bußtag, 12. März.

[2]) Lätare. — Derselbe Ranke, der der Freiheitsbewegung des deutschen Volkes so absolut ablehnend und verständnislos gegenübersteht (S. 80 f.), rühmt hier die königlichen Proklamationen, die, wenigstens im großen und ganzen, dieselben Freiheiten gutheißen und durchzuführen zusagen, vgl. Fikenschers Dankgottesdienst, S. 62. Dieser Widerspruch erklärt sich wohl daraus, daß es für Ranke einen ungeheuren Unterschied bedeutet, ob die Obrigkeit oder die Untertanen eine Änderung des politischen Systems verwirklichen wollen. Oder hat sein strengmonarchischer und konservativer Standpunkt ihm den Blick für den freiheitlichen Charakter der königlichen Proklamationen getrübt? Jedenfalls hat er sie trotz der Versicherung seiner Zustimmung tatsächlich bekämpft.

günstig beurteilt. Die Gegenwart hingegen erscheint im Zeichen des Unglaubens.

Strauß[1]): „Als vor 50 Jahren die verkehrte Weisheit des 18. Jahrhunderts auf die Spitze gekommen war und ihre Strafen hereinbrachen, als mit dem Glauben der Väter der alte Ernst und die evangelische Strenge der Sitten wenigstens die höheren Stände des Volkes verlassen hatte und unter dem Fleischtopf Ägyptens die Fremdherrschaft uns knechtete, da sind wir ausgezogen unter des Herrn Hand. Eine heilige Heimsuchung führt unser Volk ins Land der Gnade zurück. Wie stieg der Wohlstand! Wie blühten Handel und Gewerbe! Wie besserten sich die Anstalten zur inneren Besserung des Volkes!"

Krummacher[2]): „Nicht volle vier Jahrzehnte sind es her, da lag die Hand des Herrn schwer auf uns. Mit Recht. Denn wir hatten den Herrn verlassen und vergessen, vor andern ein frommes, gesittetes Volk zu sein. Wir schlugen die reellen Schätze unseres väterlichen Glaubens um den schlechten Preis fränkischer Mode und Leichtfertigkeit los. Da kam's über uns. Dasselbe Volk, dem wir uns geistig verkauften, wurde zum Werkzeug göttlichen Gerichts ausersehen .... Aber Gottes Barmherzigkeit ist groß. Ehe wir es uns versahen, legte er den übermütigen Zwingherrn in den Staub, und durch unser Volk ging der Schrei des Erwachens aus langem, tiefem Sündenschlafe. Wir sammelten uns, der König an unserer Spitze, neu um die verlassenen Altäre. Wir schrieben in unsere Fahnen: „Mit Gott für König und Vaterland. Gott segnete unsere Waffen in dem gerechtesten aller Kriege, und Sieg knüpfte sich an Sieg .... Es folgte die mehr als 30 jährige Friedenszeit .... Es war eine Zeit reichen Segens. Das Evangelium fand in manchen Herzen seine Statt. Die Bruderliebe betätigte sich in Pflanzung unzähliger heilbringender Anstalten und Vereine. Wissenschaft und Künste gediehen zu einem nie gekannten Flor. Freilich leugne ich nicht, daß die Gesellschaft auch an mancherlei Gebrechen zu siechen anfing .... Die große Kluft zwischen reich und arm wäre nie entstanden, wenn wir den in den Freiheitskriegen betretenen Pfad der Gottesfurcht und christlichen Gesinnung innegehalten hätten. Aber wir steigerten unsere Ansprüche ins Maßlose. Das religiöse Bewußtsein ist Tausenden unserer Zeitgenossen entschwunden. Nur die Sorge für irdisches Wohlsein erscheint noch vernünftig. Ein praktischer Atheismus ist die Religion der heutigen Welt geworden, ein nackter, egoistischer Materialismus ist ihre Moral. Mit solcher Fracht kehren wir von der sturmfreien Fahrt der 30 Friedensjahre zurück."

Harleß[3]): „Wir Deutsche haben es ja erfahren und sollten noch im frischen Gedächtnis haben beides, welch faule Früchte der Götzen-

[1]) 30. Juli. [2]) 9. Juli.
[3]) Die Sonntagsweihe, I. Bd., Nr. 8.

dienst bringt und wie große Dinge der Name Gottes tut. Denn da am Ausgang des 18. Jahrhunderts hatten wir Deutsche uns satt getrunken an den Brüsten gallischer Aufklärerei und Gottesverachtung und lagen dafür am Anfang unseres Jahrhunderts da, gebunden und geknechtet, ein Spott der Fremdlinge. Aber als die Not unser Volk wieder hatte beten gelehrt, als es die Augen auftat, den Finger Gottes zu erkennen, da verherrlichte auch Gott wieder seinen großen Namen an uns."

Die Mitschuld auch der letzten Jahrzehnte in ihrer Totalität betonen Harleß und besonders eingehend Nitzsch, letzterer in seiner Predigt am 7. Mai[1]), ersterer in der Bußtagspredigt am 24. November[2]):

„Das wißt Ihr wohl, daß alles Böse und Fluchwürdige auf Erden seine stillen und leisen Anfänge hat und daß, was die jetzige Generation geworden ist, wahrlich nicht hätte werden können ohne der Väter und Mütter Zutun oder Unterlassen. Auf ganzen Generationen rückwärts liegt der Fluch der Lauheit und Halbheit, dieses Anfangs von allem Elend."

Im inneren Zusammenhang mit der religiösen Geschichtsbetrachtung geben Krummacher und Harleß die Schuld an der traurigen Gegenwart dem mangelnden Nationalbewußtsein, der selbstgewollten Verwelschung des deutschen Geistes.

Krummacher[3]): „Gott gab den Völkern ihren Sondercharakter . . . ., jedem einzelnen seinen geschichtlichen Beruf. Mein deutsches Volk, . . . Du Herz Europas, Du Volk von tiefem Geist und Wesen, dessen Gemütstiefe, Treue, Ehrlichkeit zum Sprichwort der Welt geworden ist, wie oft warst Du ein Salz der Welt! Im Mittelalter schon durch den religiösen Ernst, in den Tagen der Reformation durch den hellen Glanz Deines Glaubenslichtes, durch deine mächtige Erhebung und Wiederkehr zum Glauben der Väter im Freiheitskriege, dem sittlich gehalt- und bedeutungvollsten, den die Welt gesehen, durch Deine gründliche Wissenschaft in neuester Zeit! O halte, hüte, was Du hast! . . . . Mich dünkt, die Egge eines fremdländischen Geistes geht über Dich hin. Nivellieren will man Dich, die geistigen Grenzen will man verrücken, die eigentümlichen Züge Deiner Nationalität verwischen, d. h. Dich begraben. Ach, hin und wieder paßt schon im geistlichen Sinne auf Dich das Wort des Propheten: „Ephraim mengt sich unter die Völker, Fremde fressen seine Kraft, noch will er es nicht merken." O nimmer gerate es der Lüge, diesem fremdländischen Gewächse, auch unter Deinen Kindern Wurzel zu fassen, nimmer dem Wort- und Treubruch, Deinen Vätern ein so arger Greuel, heimisch zu werden auch in Deinen Gauen; nimmer jenem

---

[1]) Und zwar, vgl. oben S. 89 f., ohne einseitige Polemik gegen die Aufklärung.
[2]) Die Sonntagsweihe, II. Bd., Nr. 9. [3]) 28. Mai.

gottvergessenen wühlerischen Geist, der in Deinem Nachbarlande im Westen binnen 50 Jahren 15 Verfassungseide schwor und wieder brach, auch in Deiner Mitte seinen Thron zu errichten, und nimmer endlich dem Geist der Sitten- und Zuchtlosigkeit auch Dir, dem sonst so ordnungsliebenden und züchtigen Volke, den Garten Deines häuslichen und bürgerlichen Lebens zu verwüsten!"

Harleß: „Namentlich wir Deutsche erhöhen und vergöttern in unerträglicher Weise. Oder hat man uns nicht seit langem schon mit beißendem Rechte — um die glimpflichsten Ausdrücke zu brauchen — Anbeter, Nachbeter usw. des Auslandes genannt? Sind nicht jetzt wieder genug Anzeichen laut geworden, daß ein Teil von uns seine Glorie darin sucht, einer ‚glorreichen Nation' die Schleppe nachzutragen? Nicht alle zwar trifft dieser Vorwurf; aber es hängt das mit einem alten, sündigen Krebsschaden unseres Volkes zusammen. Lernen freilich sollen wir von allen Völkern; aber kein Volk darf unser Ideal sein. Unser Exempel ist vielmehr das Vorbild besserer deutscher Geschlechter; unser Leitstern Gottes handgreifliche Führung in der Geschichte unseres Volkes und Gottes ewige geoffenbarte Wahrheit[1]). — Was unsere deutsche Sage von dem getreuen Eckart erzählt, der sein Volk umsonst warnt, während sie nachtanzen der Pfeife des Fremdlings, der sie ins Verderben lockt, das ist jetzt mehr denn Sage, das ist helle, tageshelle Wirklichkeit"[2]).

---

[1]) Die Sonntagsweihe, I. Bd., Nr. 11.

[2]) Ebenda, Nr. 19. — Die ansteckende verderbenbringende Wirkung französischen Geistes, französischer Revolutionen wird oft hervorgehoben, z. B. von Tholuck, Ranke u. a., vgl. § 8 II und III, demgegenüber aber auch „der anregende Eindruck" (Schauer S. 60); vgl. überhaupt § 8 I.

II.

Beurteilung.

§1. Politisches Bekenntnis und kirchlich-theologische Stellung.

1. In bezug auf die innerpolitische Entwicklung.

Der erste Gesamteindruck, den der Chor der Predigten hervorruft, ist der einer außerordentlich grellen Disharmonie. Besonders in § 8 wirken die Kontraste zwischen der ersten und zweiten Gruppe so stark, daß man der Vermutung Raum geben möchte, es handle sich in den Predigten, die dieselben Ereignisse und gleichzeitige Ideen behandeln, um ganz verschiedene Dinge und um weit auseinanderliegende Zeiten. Wie ist ein so widerspruchsvolles Echo möglich? noch dazu bei denen, die doch alle auf dem Boden der Religion, des Protestantismus, stehen, im Entscheidenden, im Tiefsten also eins sein müßten! Ganz von selbst drängt sich die Frage auf, ob die Differenzen nicht doch vielleicht eben grade in der verschiedenen religiösen Auffassung ihren Grund haben. Wie verhält sich das politische Bekenntnis zur theologischen Richtung, zur kirchlichen Stellung? Beyschlag schreibt einmal im Rückblick auf das Jahr 1848[1]): „Der christliche patriotische Beobachter hat damals die traurig-rätselhafte Erscheinung vor Augen gehabt, daß die Vaterlandsfreunde, die die Freiheit des nationalen Lebens aus den Fesseln des Polizeistaates und der Vielstaaterei anstrebten, fast ausnahmslos einem bloß negativen, mindestens rationalistischen Protestantismus anhingen." Der Ergänzungssatz hierzu würde lauten: Die nichtrationalistischen, positiven Protestanten waren durchweg Anhänger des Bestehenden, der Reaktion, des Partikularismus. Sind diese Parallelen auch in bezug auf die Kanzelredner richtig?

Wir lenken zuerst unser Augenmerk auf die begeisterten Vertreter des politischen Fortschritts. Sie sind ihrer überwiegenden Mehrzahl nach Rationalisten, und zwar wiederum die meisten von ihnen Rationalisten vom reinsten Wasser: Stieren, Schauer, Friedrich, Käuffer, Reinecke, Wilhelm, Fikenscher, Klopfleisch, Kirchner[2]) Krause, Dietrich[3]), Behr[4]). Der nicht zufällige, sondern innere Zusammenhang zwischen

[1]) Zitiert bei G. Ecke: Die ev. Landeskirchen Deutschlands im 19. Jahrh., S. 91 Anm. 1. [2]) Vgl. S. 55–65. [3]) Vgl. S. 11–14. [4]) Vgl. S. 24 und 30.

ihrer religiösen und politischen Haltung liegt in ihrer Identifikation von religiöser und politischer Freiheit wie in ihrem überschwenglichen Optimismus begründet. Durchaus politisch liberal und fortschrittsfroh, wenn auch weniger enthusiastisch, denken aber auch die gemäßigten Rationalisten Schmaltz[1]) und Zimmermann[2]), die spekulativen resp. Vermittlungstheologen Sydow[3]), Schultz[4]) und Schellenberg[5]), ja sogar der Orthodoxe Mallet[6]). – Der Gegensatz, die reaktionäre Gruppe, wird, ebenfalls in großer Majorität, von Orthodoxen gebildet: Strauß, Krummacher, Jaspis, Sander, Ahlfeld, Palmié, Hertzer, Niemann, Kliefoth, Popp, Ranke[7]). Auch sie verquicken Politik und Religion, aber nicht wie die extremen Rationalisten im Sinne der Freiheit und Entwicklung, sondern umgekehrt im Sinne des Feststehenden und historisch Geheiligten. Ihrer Polemik gegen den ihnen antireligiös erscheinenden politischen Fortschritt läuft parallel ihr Kampf gegen den Unglauben. Ähnlich ablehnend, ja entrüstet äußern sich aber auch die theologisch liberaler gerichteten Hesse[8]), Mangold[9]), Schenkel[10]) und Baur[11]). Sie alle eint ein stark ausgesprochener Pessimismus, der teilweise[12]) gegen das Ende des Jahres im Zusammenhang mit der politischen Reaktion sich mildert. – Die mittlere Gruppe, die bedingungsweise für den politischen Fortschritt eintretenden Prediger, die trotz ihrer sehr kritischen Stellungnahme den Zeitereignissen gegenüber keinesfalls reaktionär genannt werden können, sind teilweise Rationalisten: Schlatter[13]), teilweise vermittelnde: Nitzsch, Ehrenfeuchter, Landerer, Palmer, Steitz[14]), teilweise aber auch pietistische, konfessionelle Theologen, und zwar neben Preußen wie Tholuck, besonders Nichtpreußen: Harleß, Petri, Rüdel, Reuter, Gerok, Hauber[15]). Besonders antireaktionär in seiner Kritik der Regierungen, die ihr Versprechen nicht gehalten haben, ist der die Lichtfreunde als die schlimmsten Feinde bekämpfende Rüdel[16]). Charakteristisch ist allen Männern dieser Gruppe die scharfe Trennung von politischer und religiöser Freiheit und eine zwischen Optimismus und Pessimismus geteilte, anfangs mehr dem ersteren, gegen Ende des Jahres mehr dem letzteren sich hingebende Stimmung. – Besondere Typen stellen Rupp, Beck und Rückert dar. Der Freigemeindler Rupp[17]) ist politisch fast radikal-liberal, der Orthodoxe Beck[18]) und der theologisch vermittelnde Rückert[19]) sind den Zeitbewegungen aufs entschiedenste abgeneigt; aber alle drei vertreten ihre Anschauungen mit derselben Ein-

[1]) Vgl. S. 67f. [2]) Vgl. S. 29. [3]) Vgl. S. 7.
[4]) Vgl. S. 70 Anm. 2. [5]) Vgl. S. 55 Anm. 1. [6]) Vgl. S. 65.
[7]) Vgl. S. 73–80. [8]) Vgl. S. 80. [9]) Vgl. S. 83 Anm. 3.
[10]) Vgl. S. 82. [11]) Vgl. S. 81. [12]) Strauß, Palmié, Ranke.
[13]) Vgl. S. 106. [14]) Vgl. S. 89, 103f., 108 Anm. 1.
[15]) Vgl. S. 92ff., 108 Anm. 1. [16]) Vgl. S. 105. [17]) Vgl. S. 70 f.
[18]) Vgl. S. 83f. [19]) Vgl. S. 86f.

schränkung, daß sie die Differenz zwischen Religion und Politik, auch liberaler resp. konservativer Politik, deutlich zum Ausdruck bringen[1]). Originell ist schließlich auch Cl. Harms[2]), der, seinen sonstigen Ansichten und seiner ganzen Stimmung nach reaktionär, aus Anlaß der schleswig-holsteinschen Parlamentseröffnung die Kanzel besteigt und von der verantwortungsvollen und segensreichen Bedeutung der Volksvertretung zu reden weiß.

In bezug auf die innerpolitische Frage[3]) ergibt sich also, daß Beyschlags Parallelen allerdings auch für die Predigt des Jahres 1848 insofern zu Recht bestehen, als die Majorität der unbedingten Fortschrittsfreunde von Rationalisten, die der reaktionären Konservativen von Orthodoxen gebildet wird. Aber abgesehen davon, daß es hierbei die erwähnten Ausnahmen gibt: die Zahl derer, die für die politische Weiterentwicklung als solche einzutreten bereit und zugleich doch nicht rationalistische oder rein negative Protestanten waren, ist nicht klein gewesen. Die heute leider allgemein verbreitete Anschauung, der konservative Politiker und der orthodoxe Theologe auf der einen, der liberale Politiker und der freisinnige Theologe auf der andern Seite seien notwendigerweise Brüder, findet in den Predigten von 1848 keine hinreichende Begründung[4]).

2. In bezug auf die deutsche Einheit.

Wie gestaltet sich die Gruppierung der nationalen Frage gegenüber?

Am lautesten und zuversichtlichsten wird Deutschlands Einheit von Rationalisten verkündet; es sind die ebengenannten begeisterten Vertreter des politischen Fortschritts[5]). Von vielen Orthodoxen, besonders Preußen, wird sie dagegen gar nicht berührt: Strauß, Ahlfeld, Heubner, Hahn, Blech, Palmié, Niemann, L. Harms, Kliefoth, Beck[6]), von einigen

---

[1]) Ev. gehört hierhin auch Hofacker vgl. S. 83 Anm. 1.

[2]) Vgl. S. 87 f. [3]) Die theologische Gruppierung in § 9—11 entspricht im großen und ganzen der in § 8 und ist deshalb nicht im einzelnen durchgeführt. Zu beachten ist allerdings, daß in der Frage der Trennung von Staat und Kirche zwischen Tholuck (§ 8 III) und Jaspis (§ 8 II) kaum eine Differenz spürbar ist, andrerseits aber das Staatskirchentum am heftigsten von den konservativen Theologen Löhe und Baumgarten bekämpft wird.

[4]) Ein Laienbeispiel erwähnt Tiesmeyer, Die Erweckungsperiode in Deutschland im 19. Jahrhundert, S. 339: „In Süddeutschland decken sich sehr oft positives Christentum und politisch konservative Gesinnung nicht, wie sonst anderswo. Der liberalste Staatsmann ist oft im kirchlichen Leben der entschiedenste Christ. Das trifft zu bei Carl Mez, Fabrikant in Freiburg." Dieses demokratische Mitglied des Frankfurter Parlaments hatte in der Debatte wegen des Beginns der Verhandlungen den Bischof Müller unterstützt, vgl. zur Sache S. 20 Anm. 1.

[5]) S. 144. [6]) Vgl. S. 50.

als revolutionärer Gedanke verdächtigt und zurzeit abgelehnt: Jaspis[1]), Krummacher[2]). Aber es gibt auch andre, und zwar nicht wenige Rechtgläubige — wiederum besonders Nichtpreußen — die für das Ideal eines geeinten Deutschlands begeistert eintreten: Rüdel, Harleß, Petri[3]), Gerok, Hauber[4]) Hofacker[5]), darunter sogar solche, die innerpolitischer Entwicklung völlig abgeneigt sind: Ranke[6]). Der Einheitsgedanke tönt allerdings oft nur anfangs mit, oder die Zustimmung trifft nur die Idee an sich, aber nicht den Weg, auf dem die Einigung damals versucht wurde. Eifrige Verfechter der Einheitsbestrebungen sind sämtliche Vermittlungstheologen[7]). Wiederum ein Unikum ist Cl. Harms[8]), der den deutsch-nationalen Sinn seiner Landsleute, den er nach seinen politischen, stockkonservativen Ansichten eigentlich als Rebellion verdammen müßte, freudig begrüßt und teilt.

Was die Frage der deutschen Einheit anlangt, decken sich also Begeisterung und Rationalismus, Ablehnung und Orthodoxie noch weniger.

§ 2. Beurteilung der in den Predigten vertretenen politischen Ansichten[9]).

1. In bezug auf den innerpolitischen Fortschritt.

a) Die Begeisterten; politischer Liberalismus.

Wir betrachten zuerst die berechtigten Momente der politisch-liberalen Predigten.

Die kirchlichen Gedächtnisreden für die Märzgefallenen[10]) sind in ihrer hochtönenden Begeisterung für den, der sich nur die nackte Tatsache des revolutionären Straßenkampfes und die dann folgende schamlose Insultierung des Königs vergegenwärtigt, auch heute noch, wie einst für den ausgesprochenen Konservativen, eine Entgleisung, ja eine

---

[1]) Vgl. S. 51 f. [2]) Vgl. S. 49 u. 52. [3]) Vgl. S. 46 f.; auch Tholuck, S. 48.

[4]) Vgl. S. 37. [5]) Vgl. S. 28. [6]) Vgl. S. 50. [7]) Sydow, S. 7; Steitz, S. 20; Ehrenfeuchter, S. 23; Ch. Palmer, S. 36; Schultz, S. 46; Schellenberg, S. 43; H. Palmer, S. 51. [8]) Vgl. S. 87 f.

[9]) Für die historische Beurteilung berufen wir uns auf die in der Einleitung zitierten Darstellungen, besonders auf Sybel und Brandenburg, außerdem auf R. Schwemer: Restauration und Revolution und Die Reaktion und die neue Ära (Aus Natur und Geisteswelt Bd. 37 und 101), 2. Aufl. 1910 resp. 1. Aufl. 1905. — Dafür, daß die Berührung der politischen Themata für die Prediger etwas Selbstverständliches war, sei auf die politischen Predigten aus dem Anfang des Jahrhunderts hingewiesen: H. Hering: Die Lehre von der Predigt, 1905, S. 216 f.; Bendixen: Der Einfluß der Predigt auf das Wiedererwachen des Glaubens in diesem Jahrhundert (Past. Bl., 39. Jahrg. 1896, Heft 1 und 2); Joh. Bauer: Schleiermacher als patriotischer Prediger, Gießen 1908, Töpelmann.

[10]) S. 7 f.

Entwürdigung der homiletischen Aufgabe. Man bedenke aber: einmal, für die Mehrzahl des Volkes war der 18. und 19. März eine Notwehr der Menge gegen das angeblich angreifende Militär; also nicht Böswilligkeit, sondern ein Mißverständnis schien die Ursache des beklagenswerten Kampfes gewesen zu sein. Sodann, wiederum für die Meisten war erst durch dieses Ereignis, trotz der bereits am Morgen des 18. publizierten Proklamation, der Umschwung der bisherigen drückenden, ja unerträglichen politischen Verhältnisse hervorgerufen worden. Schließlich: die freiwillige Kapitulation des Königs, die Kopflosigkeit der Regierung, die auf Grund offizieller Anordnung und unter offizieller Beteiligung stattfindende triumphale Beerdigungsfeier mußte, wenn nicht wie eine Rechtfertigung, so doch wie eine auch obrigkeitliche Entschuldigung der revolutionären Exzesse wirken. Haben nun die Trauerredner auch nur eine dieser Anschauungen geteilt, und nimmt man zu diesen zeitgeschichtlichen Momenten noch dazu das allgemein menschliche, das grundsätzlich Nitzsch vertrat: „Überall, wo der Tod gefeiert wird, kann und darf auch Versöhnungsfeier sein,“ so wird man die Breslauer Gedächtnisreden wohl noch immer als zu optimistisch, zu flach, zu wenig dem furchtbaren Ernst der Situation angemessen empfinden, Sydows und Rupps Grab- resp. Gedächtnisrede aber wird einem verständlich, ja würdig erscheinen. Wie wenig bei Sydow mit dieser positiven Einschätzung der Märztage eine demokratische, radikale Haltung verbunden war, beweist sein mannhaftes, antirevolutionäres Auftreten und Leiden in und nach der Barrikadendebatte im preußischen Parlament[1]). Um Rupp ganz gerecht zu werden, muß man sich seine starke religiöse Position vergegenwärtigen.

Ganz ähnlich wird uns die Schellenbergsche Gedächtnisrede für Blum[2]) anfangs unbegreiflich und doch bei näherer Überlegung verständlich sein. Abgesehen von dem berechtigten Motiv, die aufgeregte Bevölkerung zu beruhigen und vor Schlimmerem, dem Barrikadenbau, zu bewahren, — nicht der Demokrat, der seine nächsten Pflichten in Frankfurt vergessende Straßenkämpfer Wiens wurde geehrt, dem glühenden Patrioten, dem unverletzlichen und nach seiner Hinrichtung von der Gesamtheit der deutschen Nationalversammlung betrauerten Parlamentsmitgliede galt die Feier. Die demokratenfreundliche Verherrlichung Blums durch Zille hingegen ist auch dann parteiisch maßlos übertrieben und für Andersdenkende verletzend.

Daß der Beginn und die Verhandlungen des Frankfurter Parlaments[3]), einer Versammlung, die wie kein späteres Parlament die geistige Elite des Volkes umschloß, auch auf der Kanzel in der zuver-

---

1) S. 17 Anm. 1. 2) S. 43. 3) S. 18 f.

sichtlichen Hoffnung auf ein segensreiches Gelingen der dadurch angebahnten politischen Entwicklung mit freudiger Begeisterung begleitet wurde, ist, auch wenn uns das Stimmungsbarometer reichlich hoch und romantisch erscheint, ebenso begreiflich und berechtigt, wie die offene oder heimliche Opposition gegen dasselbe, wie wir weiter unten sehen werden, nur aus ganz besonderen Gründen zu verstehen resp. nicht zu verstehen ist. Wenn weiter ganz allgemein der politische Fortschritt jubelnd begrüßt und an ihn trotz aller bedauernswerten Begleiterscheinungen die aufs höchste gespannten Hoffnungen geknüpft wurden[1]), es wäre zu verwundern, ja zu bedauern, wenn solche Töne auf der Kanzel fehlen würden, zu einer Zeit, die, wenn auch nicht allein, so doch auch von einem Strome idealer Begeisterung getragen wurde und von berechtigter sittlicher Freude über das eigene Erwachen zu starkem Wollen, von berechtigtem heiligen Zorn über die bisherigen unwürdigen Zustände erfüllt war, in einem Volk, in dem das Bürgertum eine aller Gewalttat abgeneigte Gesinnung hegte und die Kräfte der Unordnung viel zu schwach waren, ihr Ziel zu erreichen[2]). — Auch in der meist einseitigen Beurteilung der Schuldfrage und der Vergangenheit[3]) liegt mehr als nur ein Fünkchen Wahrheit. Durch die schweren politischen Enttäuschungen in den letzten Jahrzehnten war nicht ohne Grund eine tiefe Verstimmung, ja Verbitterung besonders des Mittelstandes gegen die Regierungen, und vornehmlich in Preußen, groß geworden; ohne ihre Unterlassungssünden hätte es anders kommen können, und der revolutionären Ausschreitungen wären weniger gewesen. Ebenso ist die Erinnerung an die Freiheitskriege und ihren der Gegenwart verwandten Geist bis zu einem gewissen Grade tatsächlich begründet. Der Sieg des Volkes in Waffen konnte ihnen als das glorreiche Vorbild einer erfolgreichen Selbsthilfe erscheinen. Hätte doch der König das Steinsche Reformwerk ohne die furchtbare Not der Franzosenzeit nicht unternommen, und war doch die spätere Verschleppung des wenn auch nicht rechtlich, so doch moralisch zugesagten Verfassungsausbaues ein Ausbiegen aus den eingeschlagenen Bahnen und eine Abwendung von dem Geiste jener großen Zeit[4]) [5]).

Leichter als die berechtigten Momente sind in den fortschrittsfrohen Predigten die Irrtümer zu erkennen. Sie liegen einmal in einem

[1]) S. 55 f.

[2]) Schwemer, Restauration und Revolution, S. 121 f.; v. Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches, I S. 132, 142. [3]) S. 131 f.

[4]) v. Sybel a. a. O. I, S. 31 f.; Schwemer a. a. O., S. 120 f.

[5]) Die sonst vorkommende liberale Karikatur der Ereignisse, die Freiwilligen wären zu den Waffen geeilt, weil Friedrich Wilhelm III. ihnen eine parlamentarische Verfassung versprochen hätte, findet in den Predigten keine Stelle.

allzu großen Optimismus, der die Lichtseiten zu strahlend, die Schattenseiten nicht dunkel genug sah. Naiv, ja irreführend war ihr Glaube, die Neuerungen im Verfassungsleben könnten gleichsam eine politische Erlösung, ein sofortiges Allheilmittel für alle vorhandenen Schwierigkeiten bringen. Reich an Ideen, waren sie doch ohne Scharfblick für die in den Verhältnissen wie in den Menschen liegenden Hindernisse. Noch schwerer wiegt, daß auf der Kanzel bei aller Frontstellung gegen die Revolution der Strom gemeiner Leidenschaften, die Menge roher Gewalttaten, die zeitweise drohende Demagogie, ja Anarchie meist keine stärkere Betonung und Abwehr finden. Gut gemeint, aber tatsächlich nicht sehr begründet war schließlich ihr Stolz auf die ihnen politisch gleichgesinnten Fürsten, von denen sowohl der badische wie der hessische als der allererste die Schäden der Zeit erkannt und für den Fortschritt sich begeistert haben soll[1]. Der zweite und ihnen als Predigern noch mehr zur Last fallende Fehler ist ihre Identifikation von politischem und religiösem Fortschritt, die wir später noch einmal berühren. Daß mehrere Predigten von der eben charakterisierten politischen Kurzsichtigkeit durch eine ruhigere, kritischere Haltung sich vorteilhaft unterscheiden, sei nachdrücklich betont: Schmaltz, Schultz, Rupp, Zimmermann, Sydow, Mallet, Schellenberg.

b) Die Ablehnenden; politische Reaktion.

Die Fehler der ersten Gruppe sind die Vorzüge der zweiten.

Trotz aller Entschuldigungsgründe lag in den Berliner Märzereignissen grade für das auf sein Königtum so stolze Preußen etwas ungeheuer Tragisches, ja Furchtbares. Dafür haben diese Predigten der politischen Reaktionäre und Orthodoxen ein tieferes Verständnis und bitterschmerzliches Mitgefühl[2]. Wie sehr freilich die Berliner Geistlichen, die so empfanden, doch unter dem zwingenden Banne der Ereignisse gestanden haben, beweist, daß sie bis auf den einen Büchsel inkonsequenterweise sich doch an dem ehrenden Begräbnis der Märzgefallenen beteiligt haben. Daß das tatsächlich unbedeutende und haltlose preußische Parlament bei ihnen keine Sympathie, ja eigentlich gar keine Erwähnung findet, kann nicht wundernehmen. Daß sie an heiliger Stätte mitten in dem allgemeinen Freudenrausch immer und immer wieder die Abscheu erregende Nachtseite der Dinge grell beleuchten und angesichts der egoistischen Leidenschaften, ja revolutionären Wühlereien unerbittlich streng für Recht und Ordnung und Unterordnung ihre Stimme

[1] S. 134. Sachlich nicht ganz unrichtig ist die Beurteilung Friedrich Wilhelms IV., S. 133.

[2] S. 17.

erheben, ist erst recht begreiflich[1]). Wenn sie so eindringlich wie möglich der Gegenwart ihr ungeheures Schuldkonto vorhalten, wenn sie mit ihrer Kritik weder sich selbst und die kirchlichen Kreise verschonen, noch den Regierungen den Vorwurf mangelnder Energie ersparen, noch auch dem Volke im Sinne der unteren Stände nach dem Munde reden[2]), so zeigt sich darin nicht nur ein grade damals anerkennungswerter Mut; in ihrer schroffen Opposition gegen den ungeklärten, vulkanisch erregten Zeitgeist, auch wenn sie über das Ziel hinausschoß, liegt fraglos ein großes Verdienst. Erfreulich und bei den Stimmungen in West- und Süddeutschland berechtigt ist ihr herzandringender Appell an das deutsche Stammesgefühl, ihre Warnung vor dem deutschen Erbfehler, von fremden, besonders französischen Einflüssen sich bestimmen zu lassen[3]).

In ihrer Stärke beruhen zugleich ihre pessimistischen Einseitigkeiten und Übertreibungen. Davon, daß die Revolution als solche vom deutschen Volke heilig gesprochen worden sei[4]), kann keine Rede sein, trotz der Ehrungen der Märzgefallenen und der außerdem negativ verlaufenen Barrikadendebatte im preußischen Parlament. Ebensowenig ist die Ermordung Auerswalds und Lichnowskys ein Zeichen der weit im ganzen Volke verbreiteten revolutionären Neigungen[5]). Daß sie dem Frankfurter Parlament mit solchem Mißtrauen entgegentreten[6]), ist allein aus der wenn auch noch so bedauerlichen Tatsache des abgelehnten Eröffnungsgottesdienstes unmöglich zureichend zu erklären. Hinter dem Mißtrauen verbirgt sich zugleich, innerpolitisch angesehen, ihre Abneigung gegen den Parlamentarismus überhaupt.

Darin zeigt sich zugleich ihr kurzsichtiger und verhängnisvoller Grundfehler, in dem neuen Werden der Dinge nichts als das Erzeugnis einer satanischen Macht zu erblicken[7]), die aufsteigenden idealen Kräfte zu ignorieren, in jedem politisch Liberalen einen verkappten Jakobiner zu vermuten und in den neuen Forderungen und Ideen, z. B. in der politischen Gleichberechtigung der Staatsbürger ohne Rücksicht auf das religiöse Bekenntnis, eine Beeinträchtigung der Kirche und damit zugleich eine politische Gefahr für den Staat zu fürchten[8]) — trotz ihrer hin und wieder ausgesprochenen Zustimmung zu dem rechten Fortschritt und der rechten Freiheit[9]). Wiederum nur so erklärt sich ihr Entsetzen über die drohende Gefahr einer schärferen Trennung von Staat und Kirche, von Kirche und Schule[10]). Gewiß wurde von der radikalen

---

[1]) S. 73 ff. Ebenso berechtigt wie mannhaft erscheint uns Büchsels Kritik der Berliner Bürgerwehr, S. 37.
[2]) S. 135 ff., [3]) S. 142. [4]) S. 18. [5]) S. 38.
[6]) S. 26 f. [7]) S. 73 ff. [8]) Sander, S. 117.
[9]) Jaspis, S. 76, Krummacher ebd., Ranke, S. 140 Anm. 2.
[10]) S. 115 ff.

Linken unter der Trennung der Kirche vom Staat die Vernichtung der Kirche verstanden; aber ihr Vorwurf, die Majorität des deutschen Volkes neige diesem Extrem zu, und vor allem das Frankfurter Parlament als Ganzes wolle dem Staate die Religion zum Opfer bringen, ihre Aversion gegen das Schwerinsche Projekt, die kirchlichen Synoden aus dem Volke wählen zu lassen, ihre düsteren Vergleiche der Gegenwart mit dem revolutionären französischen Atheismus und dem altrömischen Heidentum sind Symptome ihrer Verständnislosigkeit gegenüber den vorliegenden Problemen und ihrer prinzipiellen Abneigung gegen die Fortschrittsideen überhaupt. Nur so ist auch ihre oft voreingenommene Beurteilung der Vergangenheit, der Schuldfrage und der Fürsten[1]) zu verstehen. Gewiß reichte an die religiöse Begeisterung und den reinen patriotischen Zorn der Freiheitskriege die von unreinen Motiven getrübte Gegenwart nicht heran; aber irrig, ja ungerecht ist es, ob dieser Differenz die Fehler und Ungerechtigkeiten der Vergangenheit zu übersehen und die Gegenwart schwarz in schwarz zu malen. Bis ans Parteiliche grenzen manchmal die Vorwürfe, die sie den unteren Ständen machen[2]). Naiv mutet die Forderung an, an der bürgerlichen Ordnung in treuem Gebet und Gehorsam teilzunehmen[3]). Bezeichnend für die starke monarchische Gesinnung, aber doch blind ist die Verherrlichung Friedrich Wilhelms IV. als des Förderers alles wahren Fortschritts[4]). Falsch ist schließlich das Urteil, die deutsche Revolution und überhaupt die Bestrebungen der Zeit wären nichts weiter als nur eine Nachahmung der französischen. Alle diese pessimistischen Vorurteile haben ihren tiefsten Grund in einer falschen Identifikation von Politik und Religion im Sinne des Bestehenden und historisch Geheiligten, auf die wir weiter unten zurückkommen.

Daß auch unter den reaktionären Predigten bei einigen ein kritischerer Blick für die Mängel des politischen status quo resp. ante[5]) und eine freilich mit der sonstigen Anschauung nicht harmonierende, ja gradezu unfreiwillige Würdigung des Parlamentarismus sich findet, sei rühmend anerkannt[6]).

c) Die bedingt Zustimmenden; gemäßigter Konservativismus oder gemäßigter Liberalismus.

Die dritte, vermittelnde Gruppe[7]) verbindet naturgemäß die Vorzüge der ersten und zweiten. Diese Predigten zeigen nicht etwa nur eine politisch passive Haltung, sie treten immer wieder in erfreulichem

[1]) S. 135 f. [2]) S. 135. [3]) Strauß, S. 74. [4]) S. 138 f.
[5]) Beck, Rückert, S. 83 f.; Hofacker, S. 83 Anm. 3; L. Harms, S. 137.
[6]) Cl. Harms, S. 88. [7]) S. 89 ff.

Gegensatz zur zweiten Gruppe energisch und freudig für die prinzipielle Berechtigung der neuen Ideen ein. Noch weniger verschließen sie ihre Augen vor den von der ersten Gruppe zu leicht genommenen Irrtümern und Gebrechen der Zeit. Wenn jenes optimistische und dieses pessimistische Moment sich in der Art verbindet, daß anfangs die Hoffnungsfreudigkeit, später die düstere Stimmung überwiegt, so ist das aus dem allmählich immer mehr zutage tretenden Mißlingen der Reformbestrebungen und den immer neuen betrübenden Begleiterscheinungen leicht begreiflich.

Bezeichnend für ihre größere Vorurteilslosigkeit und Unparteilichkeit ist die stärkere Betonung des inneren Zusammenhanges der Gegenwart mit der Vergangenheit[1]) und die schärfere, zuweilen schneidende Kritik, die sie an den Regierungen und den oberen Ständen üben[2]). Daß besonders nichtpreußische Orthodoxe unter diesen bedingt Zustimmenden sind[3]), ist wohl der Tatsache zuzuschreiben, daß dort der politische Fortschritt früher eingesetzt hatte und stärker verbreitet war.

Die teilweise auch in dieser Gruppe sich vorfindenden Einseitigkeiten und ungerechten Urteile über die Märztage[4]), das Frankfurter Parlament[5]), die Trennung von Staat und Kirche[6]), über Friedrich Wilhelm IV.[7]) kennen wir bereits aus der zweiten Gruppe. Nur ist dabei zu beachten, daß die Motive, wie wir im nächsten Paragraphen sehen werden, andre gewesen sind. Der prinzipielle Vorzug vor den beiden andern Gruppen beruht in ihrer später zu besprechenden schärferen Unterscheidung von Politik und Religion.

2. Die deutsche Einheit.

Wir erinnern uns zunächst der bereits aus der Darstellung sich ergebenden Tatsache, daß die Idee eines einigen deutschen Vaterlandes unbedingte Gegner eigentlich überhaupt nicht gefunden hat; ferner, daß für die Differenz der Ansichten und Stimmungen in viel höherem Grade als die Verschiedenheit der theologischen Richtungen die Gegensätze von Nord und Süd, von Preußen und Nicht-Preußen charakteristisch sind. Darin liegt der Schlüssel für die Beurteilung.

a) Die Begeisterten.

Alle die Predigten, die in hellem Jubel für die Einheit Deutschlands im allgemeinen[8]), im besonderen für das Frankfurter Parlament[9]), die Wahl des Reichsverwesers, das Anlegen der Reichskokarde[10]), die

[1]) Besonders bei Nitzsch, S. 89 f.
[2]) Tholuck, S. 136; Hauber, Landerer, Rüdel, S. 137.
[3]) Hauber, Gerok, Reuter, Rüdel, Petri, Harleß.
[4]) Tholuck, S. 17. [5]) Tholuck, S. 27, Harleß, S. 28.
[6]) Tholuck, S. 114. [7]) Tholuck, S. 138. [8]) S. 46.
[9]) S. 18 f. [10]) S. 29 f.

Volksbewaffnung[1]) das Wort ergreifen, haben Anteil an dem großen Verdienst, daß der Gedanke des nationalen Zusammenschlusses wirklich zu einer Macht wurde, daß das, was bisher nur Sache der Regierungen zu sein schien, nun als Ideal in alle Kreise des Volkes drang.

Ihre romantische Überschwenglichkeit, z. B. die übertriebene, verhimmelnde Verherrlichung des gar nicht etwa einwandfreien, sicherlich aber unbedeutenden Reichsverwesers, ihr Übersehen all' der vorhandenen enormen Schwierigkeiten erklärt sich zum Teil aus ihrer bereits kritisierten allgemeinen optimistischen Stimmung, zum Teil und bei einigen allein aus dem Umstande, daß sie als Bürger der mittleren und kleineren Staaten für die Verwirklichung des deutschen Reiches nur geringe Opfer zu bringen brauchten, daß sie um die Lösung des gordischen Knotens, des Dualismus zwischen Österreich und Preußen; geringere Sorge trugen und für Preußens Großmachtstellung kein Verständnis besaßen[2]). Nur Hauber[3]) und H. Palmer[4]) zeigen bei aller Freude am Allgemeinen zugleich einen erfreulichen Blick für den Wert des Besonderen, für die historische und festzuhaltende Individualität des Einzelstaates. Rupp[5]) hingegen hat in seiner typisch liberalen Teilnahme für die brüderlichen Polen leider kein Auge dafür, daß der preußische Staat, wenn er sich nicht selbst aufgeben wollte, ihre Unabhängigkeit verhindern mußte. Daß Cl. Harms[6]) so stark deutsch-national empfand, so begeistert für die Zusammengehörigkeit der deutschen Stämme und so entschieden gegen die dänischen Machinationen auftrat, ist ihm in Anbetracht seiner sonstigen reaktionären Haltung besonders hoch anzurechnen. Die Inkonsequenz ist wohl psychologisch so zu erklären, daß es sich für ihn nicht etwa um mangelnden Gehorsam der Untertanen gegen die Obrigkeit, sondern um den gottgewollten Kampf eines Volkes gegen das andere handelte[7]).

b) Die Zurückhaltenden.

Die Motive für die besonders preußischen Predigten, die die nationale Frage gar nicht berühren, oder zwar in der Idee den Einheitsgedanken freudig begrüßen, seiner augenblicklichen Verwirklichung aber skeptisch gegenüberstehen[8]), sind einmal, wenn eben auch nicht direkt ausgesprochen, innerpolitischer Natur gewesen. Ihre Abneigung gegen die Mitarbeit des Volkes am Verfassungswerk wird zugleich zur Abneigung gegen das von einer Volksvertretung unternommene Einigungs-

[1]) S. 34 f.

[2]) Bezeichnend hierfür ist ihre Hoffnung auf Wiederaufrichtung des alten deutschen Reiches, z. B. Zimmermann, S. 29.

[3]) S. 37. [4]) S. 51. [5]) S. 15. [6]) S. 88.

[7]) Vgl. dafür auch M. Baumgarten, Selbstbiographie, S. 65.

[8]) S. 48 f.

projekt. Zu diesem bedauerlichen Mißtrauen, in dem allerdings zugleich die richtige Einsicht stecken konnte, daß Deutschlands Einheit allein durch Parlamentsverhandlungen nicht herzustellen sei, gesellen sich religiöse Gründe, auf die wir im Zusammenhang mit der Beurteilung der religiösen Anschauungen zu sprechen kommen. Ein letzter, schwerwiegender, ja erfreulicher Grund war sicherlich bei nicht wenigen — wenn auch wiederum nicht immer ausgesprochen — ein starkes nationales Sondergefühl. Nur so erklärt sich die sonst unverständliche Tatsache, daß politisch freier Gerichtete wie Tholuck, Harleß dem Frankfurter Parlament als dem Förderer und Hort deutscher Einheit kein Wort der Sympathie widmen: der notwendige Partikularismus der Einzelstaaten wird ihnen dort in Gefahr gewesen sein. Ebenso liegt darin, daß in keiner einzigen preußischen Predigt die Wahl des Reichsverwesers gefeiert wird, nicht nur eine an sich verständliche Abneigung gegen die Persönlichkeit des Erzherzogs, sondern eine stumme und wahrlich auch berechtigte Kritik des ohne Preußens Führung unternommenen Einigungsversuches. Wenn — allerdings nur der eine — Krummacher nicht nur schweigend und resigniert, sondern offen und in glühendem Zorn gegen die beabsichtigte Schwächung der Großmachtstellung Preußens protestiert[1]), so gebührt ihm die Anerkennung, die Vorzüge seines engeren Vaterlandes treffend charakterisiert und weitsichtiger und klarer als alle anderen den einzig möglichen und von der folgenden Geschichte beschrittenen Weg zur deutschen Einheit erkannt zu haben. Um so schmerzlicher berührt es, daß derselbe Krummacher, allerdings im Einklang mit seinen innerpolitischen Anschauungen, in anderer Beziehung national so blind und ungerecht sein konnte und in der von so großem Idealismus getragenen Einheitsbewegung nur ein revolutionäres, staats- und kirchenfeindliches Streben sah. In derselben Richtung liegen wohl die Gründe, die Jaspis so ablehnend über die Kaiserkrone reden lassen.

§ 3. Beurteilung der in den Predigten vertretenen religiösen Ansichten.

Die Art, wie die Prediger die religiösen und sittlichen Zustände sehen, hängt so eng mit ihren eigenen religiösen, sittlichen und theologischen Anschauungen zusammen, daß wir in unserer Beurteilung beides zusammenfassen. Während bisher die Disposition sich nach der Stellungnahme der Predigten zu den politischen Fragen richtete, gruppieren wir nun nach theologisch-kirchlich-religiösen Gesichtspunkten und kritisieren zuerst die Vertreter des Rationalismus, dann die der Orthodoxie und schließlich die der vermittelnden Theologen.

[1]) S. 52.

a) Die Rationalisten.

Wenn die Rationalisten von einem in der Gegenwart erreichten oder wenigstens angebahnten Höhepunkt religiöser Entwicklung reden[1]), so haben sie sich nicht nur darin geirrt, sondern zugleich das Eigentümliche und Wesentliche der christlichen Religion völlig verkannt. Auch wenn wir jenen Zeitbewegungen in weitestem Maße ideale Motive zugestehen, religiöser Natur waren sie nicht. Auch wenn die Prediger selbst fest auf dem Boden des Christentums zu stehen meinten, entleert haben sie seinen Inhalt doch. Ihre Verherrlichung der Aufklärung und Bildung, die Parallele: „Wer das Christentum und die Wissenschaft liebhat", die Verwunderung, daß trotz vorhandener Bildung viele ohne Religion leben[2]), alles das bezeichnet eine intellektualistische Verflachung des christlichen Glaubens, wie sie schon gewissen aufgeklärten Richtungen des 18. Jahrhunderts charakteristisch ist, die aber um die Mitte des 19. Jahrhunderts, nach dem Auftreten des deutschen Idealismus, der Romantik und vor allem Schleiermachers doppelt auffallend erscheint. Dazu kommt ihr unhistorischer Sinn, der alles von sich aus beurteilt, und ihre willkürliche Behandlung des biblischen Textes und der Heilsgeschichte, der für das eigentlich Religiöse das Feingefühl abgeht. So richtig ihr Gesichtspunkt ist, daß die Religion alles, auch das politische Denken und Leben der Menschen, zu durchdringen hat, so gewiß ein Wahrheitskern in ihrer Überzeugung steckt, daß der politische Fortschritt der Völker durch das Christentum gerechtfertigt werde, die Art und Weise, wie sie sich auf Christus berufen, degradiert ihn zum Lehrer politischer Weisheit; in ihrer Begeisterung, die in den politischen Neuerungen der Zeit endlich erfüllte christliche Maßstäbe erblickt, verkörpert sich die irrige Meinung, mit dem Christenglauben müsse unbedingt ein politisches liberales Parteiprogramm verbunden sein. Wenn sie auf Luther als auf ihren Heros sich etwas zugute tun[3]), so geschieht das jedenfalls ohne innere Beziehung auf seine Frömmigkeit; die schon politisch betrachtet überschwengliche Verherrlichung des Reichsverwesers[4]) wirkt durch den Vergleich mit Johannes dem Täufer, wenn nicht komisch, so religiös gradezu verletzend. Überhaupt ist der Inhalt ihrer Predigten, aufs Ganze gesehen, zu sehr politisch und zu wenig religiös. Ihre besonders charakteristischen Osterpredigten[5]) haben nicht die den Tod überwindende Persönlichkeit Christi, nicht die religiöse Bedeutung des

---

[1]) S. 120 f. [2]) Käuffer, S. 60 u. 120.

[3]) z. B. Friedrich, S. 58; diese Verherrlichung Luthers ist wohl eine Nachwirkung altrationalistischer Predigtweise, vgl. J. K. Haefeli, Super. in Bernburg (gest. 1811), der die Reformatoren vorzugsweise als „Streiter für Vernunft und Freiheit" darstellt (R. E.[3] Bd. XV, S. 695, Geschichte der christlichen Predigt).

[4]) S. 29 f., besonders 33. [5]) S. 57 f.

Osterglaubens zum Mittelpunkt, sie sind viel eher eine politische Paraphrase, eine Rechtfertigung der gegenwärtigen politischen Ideen und Ereignisse. Der Grundfehler dieser verwässerten religiösen Anschauungen ist eine falsche Identifikation von Politik und Religion, in dem Sinne, daß die Religion von der Politik, und zwar einer liberalen, verschlungen und das zeitlos Transzendentale des Glaubens von den Interessen der Gegenwart und des Diesseits absorbiert wird. Dem mangelnden Verständnis, das diese Predigten für die Bedeutung des Gnaden- und Sündenbewußtseins im Christentum haben, läuft parallel eine maßlose Überschätzung der damaligen sittlichen Zustände[1]). Trotz ihrer Opposition gegen die verderblichen Auswüchse der Zeit, trotz ihrer Hinweise auf die besonderen sittlichen Gefahren der Gegenwart eignet den meisten eine naive, aus der Aufklärungsphilosophie des 18. Jahrhunderts stammende Verherrlichung des von Natur guten Menschen und eine laxe Beurteilung der Sünde, kurz, ein seichter, weltseliger ethischer Optimismus, den wir, soweit er sich politisch zeigte, bereits kritisiert haben.

Diesem reinsten Typus tritt nun aber eine andre nachdenklichere, weniger optimistische Art von Rationalisten zur Seite, der wir ein tieferes Verständnis für die christliche Religion nicht absprechen dürfen. Männer wie Schmaltz[2]) und Zimmermann[3]) und in noch höherem Grade Schlatter[4]) und Rupp[5]) wissen gar wohl das Religiöse vom Politischen zu unterscheiden, erkennen klar den unreligiösen Charakter vieler, auch nichtrevolutionärer Zeitströmungen und haben sich trotz ihrer rationalistischen Eierschalen doch um die Hebung des religiösen und sittlichen Empfindens verdient gemacht. Sie sind lehrreiche Beispiele dafür, daß man den sogenannten Rationalismus oder Vulgärrationalismus nicht als eine in sich einheitliche Erscheinung fassen und das Urteil über ihn nicht nur von einer seiner Gruppen abhängig machen darf.

b) Die Orthodoxen.

Daß gegenüber den Rationalisten die größere religiöse Kraft und Tiefe auf seiten der Orthodoxen ist, tritt schon bei oberflächlichem Lesen ihrer Predigten so deutlich zutage, daß es eigentlich der näheren Ausführung und Begründung nicht erst bedarf. Ihnen gebührt das

[1]) S. 121 f. [2]) S. 67 f., 123. [3]) S. 29, 123. [4]) S. 106.

[5]) S. 14, 70 f., vgl. Treitschkes Urteil (Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, V, S. 352): „Auch Rupp war ein sehr achtungswerter, im Grunde des Herzens christlich gesinnter Geistlicher, höher gebildet als die Sachsen [Uhlich und Wislicenus]; der rücksichtslose Wahrheitsdrang, der so tief im Wesen des Protestantismus liegt, verleitete ihn, die Kanzel mit dem Katheder zu verwechseln und seiner Herde statt des Brodes der Erbauung den Stein theologischer Kritik zu bieten." In den 48-Predigten tritt diese theologische Polemik ganz zurück.

uneingeschränkte Lob, daß sie das alte, aller modernen Bildung und Weltseligkeit überlegene Evangelium eindringlich verkündet und die allzusehr überwiegenden und überschätzten Diesseitsinteressen ihrer Zeit in ihrem nur bedingten Werte erkannt und dargestellt haben, daß sie auf die schweren religiösen und sittlichen Versuchungen der Gegenwart mit unerbittlichem Ernste hinzuweisen und dem schuldbeladenen Geschlecht das niederdrückende und zugleich erhebende Gefühl der Verantwortung vor dem heiligen Gott einzuhauchen bemüht gewesen sind. Ihre Predigten sind bei aller Berücksichtigung der politischen Dinge wirklich religiöse Predigten. Die Heilsgeschichte, nicht die Zeitgeschichte steht im Vordergrunde. Das verborgene Leben der Seele zu pflegen, ist ihr höchstes Ziel; ihre politischen Richtlinien sind nur Mittel zu diesem Zweck. Das erhellt bei vielen auch daraus, daß sie in manchen Predigten, besonders in denen der Passions- und Osterzeit, die politischen Ereignisse kaum, ja gar nicht erwähnen. Wenn dies auch ein gewisses Manko ist, so ist es jedenfalls doch eher zu ertragen als die allzu politischen Osterpredigten der Rationalisten. Mit dieser größeren religiösen Konzentration hängt auch ihr starker Wirklichkeitssinn zusammen, den wir bereits in der Beurteilung ihrer schroffen politischen Stellungnahme anerkennen mußten.

Freilich ihre religiösen und sittlichen Anschauungen zeigen ebenso wie ihre politischen bedauerliche Vorurteile, ja schwere Irrtümer. Ihre politische Kurzsichtigkeit gegenüber den idealen Bestrebungen der Zeit, ihr Mißtrauen gegen das deutsche Volk, das der Majorität nach dem Unglauben und dem revolutionären Geist verfallen sein soll, ihre Abneigung gegen das Frankfurter Parlament, ihren Argwohn gegen das nationale Einigungsprojekt haben wir bereits kritisiert. In diesen Gedankengängen liegt zugleich, religiös angesehen, ein Mangel an Sehkraft für das vorhandene oder sich entwickelnde Gute, ethisch betrachtet, eine Ungerechtigkeit gegenüber den reinen Motiven eines sehr großen Teils ihrer politischen Gegner. Diese schiefen Urteile über andre hängen damit zusammen, daß sie sich über sich selber täuschen. Sie meinen allein das Recht der Religion und der aus ihr notwendig sich ergebenden politischen Stellung gegenüber einer religionsfeindlichen Politik zu vertreten. Aber tatsächlich kämpfen auch sie für ein reinpolitisches Programm, das an sich mit dem Christentum nicht gegeben ist. Wenn sie sich für ihre ultrakonservativen Anschauungen auf einzelne aus dem Zusammenhang herausgerissene Bibel- und Katechismusstellen berufen[1]) oder, weniger naiv, aus dem Gesamtinhalt des Evangeliums auf die Alleinberechtigung ihres politischen Standpunktes

[1]) Jaspis, Sander, Cl. Harms.

schließen, so ist das ebenso unhistorisch, wie wenn die Rationalisten Christus als Fürsprecher ihres politischen Liberalismus preisen. In dieser orthodox-konservativ gemischten Willkür liegt, genau wie bei den Rationalisten, nur mit umgekehrten Vorzeichen, ein grundsätzlicher religiöser Mangel, nämlich die Herabwürdigung des transzendentalen Charakters der Religion, der von sich aus feste politische Maximen ausschließt, und der damit zusammenhängende Kleinglaube, die seit alters bestehenden Verhältnisse, z. B. der mittelalterliche Ständestaat, besäßen ein von Gott geschütztes Monopol für alle Zeiten. Erst aus dieser Identifikation von Religion und Politik im Sinne des historisch Geheiligten erklären sich die bereits genannten ungerechten politischen Urteile, die grade auch wegen ihrer innersten Begründung religiös zu beanstanden sind.

Das religiöse Mißtrauen gegen das Frankfurter Parlament[1]) ist bei ihnen nicht nur der begreifliche Schmerz, daß der Vorschlag eines Eröffnungsgottesdienstes höhnischen Widerspruch und schließlich allgemeine Ablehnung erfuhr[2]); sondern ihre schroffe Polemik beherrscht zugleich der religiös falsche Gedanke, das Parlament habe als solches die Religion zu pflegen, und, wenn es darauf verzichte, habe es auch als Parlament das Vertrauen verloren. Ja, ihre prinzipiell politische Abneigung gegen das Parlament ist ebenso falsch religiös verankert: weil nach ihrer Ansicht das Gesetzebeschließen und Verfassungändern von Gott und Rechts wegen allein der historischen Obrigkeit zusteht, erscheint ihnen der Parlamentarismus nicht nur als ein politischer Fehlgriff, sondern zugleich als ein religiöser Sündenfall. In der Aversion gegen die politische Gleichberechtigung aller Religionsbekenntnisse versteckt sich eine ähnliche, Religion und Politik verquickende Auffassung: der Staat hat direkt ein Förderer der Religion zu sein; da die Anders- und Ungläubigen diese Aufgabe schädigen, haben sie keine Existenzberechtigung im christlichen Staat. Erst von hier aus erklärt sich auch ihre Frontstellung gegen die Trennung von Staat und Kirche, von Kirche und Schule. Ferner geht auch der religiöse Argwohn gegen das deutsche Einheitsprojekt nicht nur auf die — wie wir sahen, übertriebene — Sorge zurück, die — ja nur teilweise — mit dem Einheitsgedanken verbundenen unchristlichen, antireligiösen Strömungen könnten den Sieg davon tragen, sondern mit dieser Sorge verbindet sich zugleich die religiös unbegründete Abneigung gegen

---

1) S. 26 f.

2) Wobei aber doch zu bedauern ist, daß keiner der darüber Entrüsteten die Tatsachen erwähnt, daß nach dem Verlauf der Debatte die Ablehnung des Gottesdienstes nicht eine Verachtung der Religion bedeuten sollte, daß ja der 50er Ausschuß bereits von sich aus für kirchliche Feiern in ganz Deutschland gesorgt hatte, und daß tatsächlich viele Festgottesdienste stattfanden; vgl. S. 20.

die Abänderung eines bestehenden Rechtszustandes, noch dazu durch die Vermittelung eines Parlaments. Und wenn sie schließlich gegen Ende des Jahres einen religiösen Aufschwung konstatieren[1]), so ist diese ihre religiöse Freude reaktionär motiviert. Denn es gibt, wie wir sahen, religiös Gleichgestimmte, die, weil sie politisch freier denken, trotz der eingetretenen politischen Restauration die religiöse Situation noch pessimistischer betrachten[2]).

Ihr oft ausgesprochener Gegensatz gegen den Rationalismus[3]) ist begreiflich, ja berechtigt; die polemische Form ist aber auf der Kanzel nicht zu billigen. Daß sie ihm auch sachlich nicht gerecht wurden, so z. B. wenn sie ihn allein für alle Schwierigkeiten oder gar für die Revolution verantwortlich machten, bedarf keiner näheren Ausführung[4]).

Ihre ethischen Anschauungen und Urteile sind entsprechend ihrer starken religiösen Kraft hochgespannt, streng und zutreffender als die optimistischen der Rationalisten. Allerdings, wenn diese alles zu rosig ansahen, stehen die Orthodoxen in Gefahr, gemäß ihrer unberechtigten Abneigung gegen alle Neuerungen, die sittlichen Zustände zu schlecht zu beurteilen[5]). Diese Abneigung zeigt sich in ihrer ethischen Haltung auch darin, daß sie nicht nur etwa auf die sittlichen Gefahren des veränderten politischen und geistigen Lebens hinweisen – das ist ja erfreulich und war notwendig –, sondern daß sie in engherziger Vorliebe für die gute alte, patriarchalische Zeit die Sachlage so schildern, als wenn die politische Mitarbeit des Volkes unbedingt das Familienleben zerrütten müßte[6]), als wären die Zeitungen, Zeitschriften und Romane an sich ein Verderben[7]), als täten die Menschen besser, auf den Stolz der eilenden Bahnzüge zu verzichten[8]).

Wie bei den Rationalisten findet sich auch bei den Orthodoxen neben einer extremen Majorität eine weniger voreingenommene Minderheit: Tholuck, Harleß, Petri, Rüdel, Reuter, Gerok, Hauber[9]), Mallet[10]). Auch wenn sie dogmatisch-theologisch im großen und ganzen mit den bisher Beurteilten übereinstimmen, in religiöser Beziehung stehen sie über ihnen. An religiöser Kraft sind sie der Mehrheit gleich, vermeiden aber zugleich deren Hauptfehler. Ihr nicht hoch genug zu schätzender Vorzug besteht darin, daß sie die Religion nicht an ein sei es in der Bibel

[1]) Strauß, Palmié, Ranke. [2]) Tholuck, Harleß. [3]) S. 125 f.

[4]) Wohl typisch für ihre Frontstellung gegen den Idealismus ist Jaspis' Zitierung des „glaubenslosen" Schiller, S. 125 Anm. 8.

[5]) Vgl. S. 124 Anm. 2. [6]) Cl. Harms S. 128. [7]) S. 129.

[8]) S. 130 Anm. 1. Die politisch kritischer denkenden Beck, Rückert, Hofacker (S. 152 Anm. 5) sind zugleich religiös höher einzuschätzen, insofern sie ein deutliches Gefühl für die Differenz zwischen Religion und Politik haben.

[9]) S. 92 ff. [10]) S. 65.

oder in der Vergangenheit ein für alle Mal festgelegtes politisches System ketten, sondern, klar zwischen Religion und Politik scheidend, fest den alten Glauben bekennen und doch zugleich zuversichtlich den neuen politischen Ideen gegenübertreten. Wenn sie diese Zuversicht anfangs stärker, im Laufe und gegen Ende des Jahres immer schwächer zu Worte kommen lassen, so ist das nicht nur, wie oben bemerkt, politisch berechtigt, sondern auch religiös verständlich; denn der zugleich erhoffte innere Aufschwung, eine religiöse, sittliche Vertiefung war nicht eingetreten. Um so mehr ist es anzuerkennen, daß sie ihren prinzipiellen Standpunkt trotzdem nicht geändert haben. Wenn auch sie, wie oben erwähnt, nicht frei von politischen Vorurteilen sind, so finden sie doch eine andere Erklärung als bei der extremen Majorität. Auch sie stehen dem Frankfurter Parlament skeptisch gegenüber, auch sie karikieren die Konsequenz der Trennung von Staat und Kirche; aber darin liegt nicht eine prinzipiell religiöse Abneigung gegen die politische Mitarbeit des Volkes oder gegen ein freieres Verhältnis von Staat und Kirche, sondern, weil allerdings die religiösen Töne in der Paulskirche schwach erklingen, ihnen aber alles an der Religion liegt, deshalb ist ihnen — abgesehen von den ev. hinzukommenden partikularistischen Gründen — der Blick für die Bedeutung und die Wirksamkeit des Frankfurter Parlaments getrübt[1]).

c) Die vermittelnden Theologen.

Wenn wir die weder den Rationalisten noch den Orthodoxen zugehörigen Prediger zu einer Gruppe der vermittelnden Theologen zusammenfassen[2]), so ist damit allerdings nur ein gemeinsamer Gegensatz, aber kein gemeinsamer Besitz bezeichnet. Ein solcher ist auch tatsächlich nur bis zu einem gewissen Grade vorhanden, nämlich bei entschiedener Distanz zum Rationalismus eine doch freiere theologische Auffassung. Eine Darstellung und Kritik derselben sowie der unter ihnen waltenden Differenzen würde über den Rahmen dieser Arbeit hinausgehen; wir beschränken uns auf die in unserm Zusammenhang wichtigen Gesichtspunkte.

Die auch ihnen mit ihrer weniger gebundenen Theologie eignende

[1]) Ungerechtfertigt bleibt trotz alledem ihre Beurteilung des abgelehnten Eröffnungsgottesdienstes zu Frankfurt, S. 27 f. Ebenso liegt bei Tholuck in der Frage der Trennung von Staat und Kirche ein den Extremen verwandter Begriff des christlichen Staates vor. Hingegen ist Mallet, soweit das aus seinen zwei Predigten am Anfang des Jahres zu beurteilen ist, von diesen Vorurteilen frei.

[2]) Sydow, S. 7; Schellenberg, S. 43; Schultz, S. 46 und 70 Anm. 2; Nitzsch, S. 89 f.; Ehrenfeuchter, Landerer, Palmer, Steitz, S. 103 f.; Hesse, Baur, Schenkel, Mangold, S. 80 f.

religiöse Tiefe und sittliche Energie verbindet sie mit den Orthodoxen, hinter denen sie darin nicht oder kaum zurückstehen. Der Vorzug einer größeren Weitherzigkeit und eines größeren Optimismus wird zuweilen aufgewogen durch den Mangel an Kraft und Entschiedenheit. Sydows und Schellenbergs Gedächtnisreden wird man, auch vom rein religiösen Gesichtspunkt aus, kaum einen Vorwurf machen können, jedenfalls keinen größeren, als etwa die glaubensschwache Blindheit der auch gemäßigten Orthodoxen gegenüber den idealen Kräften der Zeit verdient. Den klaren Blick für die Unterscheidung von Religion und Politik teilen sie mit der Minorität der politisch freieren Orthodoxen. Mangold, Hesse, Baur und Schenkel beweisen, daß auch mit einem freieren theologischen Standpunkt eine bedauerliche Verquickung von Religion und Politik verknüpft sein kann.

§ 4. Zusammenfassende Beurteilung.

Eine zusammenfassende Beurteilung der Predigten wird zuerst die Tatsache konstatieren müssen, daß sie die ganze Mannigfaltigkeit der Ideale und Irrtümer, der Wünsche und Befürchtungen dieses tollen und großen Jahres getreulich widerspiegeln. Derer, die zeitlos predigen, sind verschwindend wenige gewesen. Man kann daher im ganzen der evangelischen Predigt des Jahres 1848 die Anerkennung nicht versagen, daß sie ihrer Zeit weltoffen gegenübergestanden und den Mut gehabt hat, die vulkanisch bewegte, problemschwere Gegenwart auf die Kanzel zu bringen. Der Eindruck, der Einfluß auf die Hörer wäre genau erst durch eine detaillierte historische Untersuchung festzustellen. Daß aber die Predigten nicht nur eine große Zugkraft, sondern auch eine tiefe Wirkung gehabt haben, daß ihr Wagnis nicht umsonst, sondern von Erfolg begleitet gewesen ist, kann wohl auch so für die Allgemeinheit als zutreffend ausgesprochen werden[1]).

[1]) Nur ein paar Beispiele seien angeführt. Tholuck: „Diesen Predigten im Sturmjahre 1848 ist es gewiß zum Teile mit zu verdanken, wenn Halle im ganzen ruhig blieb, und zumal die Studentenschaft ihrer Hauptmasse nach den schmeichelnden und betörenden Stimmen der Zeit kein Gehör verlieh". L. Witte, Das Leben Tholucks, S. 446. — Harleß: „Berühmt wurden die Predigten, die er in der aufgeregten Zeit des März 1848 hielt. Die „Heerpredigt an die Deutschen", die gründliche Abrechnung mit den irdischen Gewalthabern und ihre an dem Volke begangenen Sünden, machte ihn zum Mann des Tages — als er aber über acht Tage in der „Bußpredigt an die Deutschen" die Kehrseite der Dinge zeigte und auch das Volk zur Buße rief, schlug die Stimmung um und er ward auf die Proskriptionsliste der zu Hängenden mit unter die ersten gesetzt. . . . Wie er überhaupt der Volksmasse als Redner zu imponieren verstand, zeigt die Äußerung eines Hörers nach einer Predigt, die Harleß in Zwickau gehalten: „Hätten wir 1848 zehn Harlesse für uns gehabt,

Die Zahl derer, die der Negation, dem Aufruhr, ihre Stimme geliehen und so destruktiv gewirkt haben, ist minimal gewesen. Der evangelischen Predigt von 1848 gebührt das Verdienst, daß sie ihren Mann gestanden hat und in dieser kritischen Übergangszeit im Leben unseres Volkes ein segensreicher Faktor gewesen ist[1]).

Diesem allgemeinen Lobe, das auch dem Profanhistoriker nicht parteiisch erscheinen wird, möge auf Grund der vorangegangenen Beurteilung im einzelnen noch eine kurze, die Hauptgesichtspunkte zusammenfassende **Kritik** folgen.

Die den politischen Fortschritt unbedingt verherrlichenden **extremen Rationalisten** haben einen tieferen religiösen Einfluß nicht ausgeübt. Mögen sie auch noch so verbreitet gewesen sein – und ihre Zahl war wohl damals noch viel größer, als man heute gemeiniglich annimmt, – in der religiösen Entwicklung waren sie nicht Führer des Fortschritts, sondern nur absterbende Epigonen. Ihre christliche Frömmigkeit war nicht viel anderes als eine „natürliche" Religion. Ihre Lösung des Problems Politik und Religion bedeutete eine Preisgabe der letzteren. Aber grade weil wir dieses vernichtende Urteil über sie fällen, dürfen wir ihre positive Bedeutung nicht unterschätzen. Nicht nur, daß wir das ihnen auch heute noch oft zugefügte bittere Unrecht von ihnen abwehren müssen, ihre helle Begeisterung sei nichts als frivoler Unglaube gewesen: auch sie haben, in ihrer Art, für ein Frömmigkeitsideal gekämpft, auch sie haben, nach ihrem Verständnis, die politischen Eintagsinteressen unter einen allgemeinen höheren Gesichtspunkt gestellt; ja, sie haben in einer angeblich völlig antireligiösen, also – sollte man meinen – erst recht unkirchlichen Zeit volle Kirchen gehabt; ein Beweis für den damals auch unter den politisch Liberalen verbreiteten kirchlichen Sinn, aber auch ein Zeichen für das ehrliche kirchliche Interesse

es hätten zehn Könige von Preußen die Republik nicht aufhalten sollen". Der Protestantismus am Ende des 19. Jahrhunderts, II. Bd., S. 621. – Beck: „Geistesmächtig, herzandringend, in edler, schöner Sprache legte er die biblischen Wahrheiten aus, ein unerschrockener Zeuge auch in sturmbewegter Zeit (1848). Hierüber wurde er damals vielfach angefeindet, andrerseits bekam er unerwarteten Dank, indem er zweimal aufgefordert wurde, sich zum Abgeordneten (für Frankfurt und für die württembergische Kammer) wählen zu lassen." Ebd. S. 677. – Diesen Beispielen könnten sicherlich viele andere hinzugefügt werden, auch aus dem Kreise theologisch anders orientierter Prediger.

[1]) Es gilt wohl auch für 1848, was Hering von der Zeit des deutschen Freiheitskampfes schreibt: „Die Predigt war in jenen Jahren nicht nur die Stimme der Kirche; durch die Prediger redete auch der Mund der Besten des Volkes." Die Lehre von der Predigt, S. 216. Wenn Hering fortfährt: „Die Kraft, patriotische Gesinnung zu pflegen und zu stärken, wohnte am meisten dem Wort inne, welches die tiefste religiöse Kraft besaß", so trifft das für 1848, wie wir weiter unten sehen werden, nicht zu.

und die noch immer gemeindesammelnde Kraft der rationalistischen Prediger. Hinter ihren politischen Hoffnungen und Wünschen verbarg sich viel unklare Romantik und wirklichkeitsblinde Träumerei. Aber ihre an Irrtümern reichen Ideale: „Verfassungsmäßige Freiheit" und „Deutsche Einheit" sind schließlich doch, gewiß nicht allein durch sie, aber auch nicht ohne sie in Erfüllung gegangen. Wenn wir heut unser modernes konstitutionelles Staatsleben als etwas Selbstverständliches ansehen, auch sie haben an seiner Verwirklichung mitgearbeitet; wenn wir heute des Deutschen Reiches uns freuen, auch sie gehören mit zu seinen Gründern; natürlich in dem bescheidenen, aber doch auch nicht zu unterschätzenden Maße ihres Predigteinflusses. In religiöser Beziehung waren sie wenig, und sind sie uns nichts; in politischer und nationaler Hinsicht haben sie stark und segensreich gewirkt, und auch wir heute bleiben ihnen Dank schuldig[1]).

Den extremen Orthodoxen ist die mutig-konsequente politische Haltung, der scharfe Blick für die Gebrechen der Zeit und vor allem die religiöse Energie und Tiefe gewiß nicht hoch genug anzurechnen. Aber ihr Kampf gegen die neuen Ideen der Zeit ist vergeblich gewesen. Vieles von dem, was ihnen antireligiös vorkam, erscheint uns heute, selbst den starresten Konservativen, nicht einmal mehr liberal, sondern einfach selbstverständlich[2]). Sie meinten, im Namen Gottes Politik zu treiben, und doch war Gott darin auf seiten ihrer Feinde. In politischer Hinsicht waren sie Verkündiger eines zugrunde gegangenen Ideals, Söhne einer versunkenen Zeit. Ihr Irrtum ist von ihrem Standpunkt aus wohl begreiflich; erst recht, wenn man bedenkt, daß ihnen, die nicht politische Führer, sondern Kanzelredner waren und sein wollten, das Transzendentale der Religion am meisten am Herzen lag. Und doch muß ihr Irrtum zugleich bedauert, ja als verhängnisvoll bezeichnet werden, weil er sich, wie oben kritisiert, mit einem schweren religiösen Vorurteil verband. In ihrer Verquickung von Religion und Politik sind sie nicht nur die Vorkämpfer für Recht und Ordnung und die Hüter des Heiligen, sondern zugleich die Schrittmacher der unseligen Reaktion gewesen.

Wir empfinden darum auch in religiöser Beziehung beim Lesen

[1]) Dieses politische Verdienst der Rationalisten ist wohl mitbedingt durch die bereits aus dem 18. Jahrhundert stammende und den Aufklärern im Blut steckende Anschauung, daß auch der Pfarrer die salus publica fördern müsse, vgl. P. Drews, Der ev. Geistliche in der deutschen Vergangenheit, Jena 1905, S. 130.

[2]) z. B. die konstitutionelle Monarchie, die politische Gleichberechtigung aller Staatsbürger ohne Rücksicht auf die Religion, die Zivilehe, die kirchliche Synodalordnung. Auch darüber, daß das Parlament von sich aus keinen Eröffnungsgottesdienst anordnet, ist heute keiner mehr entrüstet. Ja, auch die Hoheit des Staates über die Schule wird immer mehr als berechtigt anerkannt.

ihrer Predigten, trotz voller Wertung ihrer religiösen Kraft und ihres sittlichen Ernstes, keine reine Freude. Gewiß, die Diktion ist bei nicht wenigen unter ihnen, im Gegensatz zu den meist blumenreichen, schönrednerischen, weichmäuligen Rationalisten, schwungvoll und zugleich markig und gedankenreich; und entsprechend dem Verhältnis von Stil und Mensch: der originalen Naturen und knorrigen Charaktere, der hochbegabten Persönlichkeiten und hervorragenden Homileten gab es mehr auf ihrer Seite. Aber um so stärker wirkt die Dissonanz, die wir nicht überhören können. Wir meinen nicht ihre dogmatische Orthodoxie, sondern ihren religiösen Konservativismus. Die Lösung, die sie für das Problem Religion und Politik für die alleinseligmachende hielten, war auch religiös falsch und hat damals wie in der Folgezeit auch das kirchliche Leben schwer geschädigt. Sie sind, grade weil sie als die Stärkeren die kirchliche Führung übernahmen, mitschuldig an der Entkirchlichung des politischen Liberalismus; kann man es ihm verdenken, daß er allmählich die Gotteshäuser mied, in denen er als ungläubig und revolutionär verdächtigt wurde? Sie haben mit dazu beigetragen, daß je länger je mehr das Wort Thron und Altar in Mißkredit gekommen ist und daß heute leider in weiten Kreisen konservativ und kirchlich, nichtkonservativ und unkirchlich für identisch gilt.

Bei einer zusammenfassenden Beurteilung gehören die gemäßigten Rationalisten, die politisch freieren Orthodoxen und die vermittelnden Theologen in eine Gruppe. Sie alle vermeiden den optimistischen Grundfehler der extremen Rationalisten, dem Fortschrittsjubel und der Freiheitsbegeisterung die Religion zu opfern; sie bringen das eigentümliche, aller Politik überlegene Wesen der christlichen Religion kraftvoll zur Darstellung. Sie alle halten sich frei von dem pessimistischen Grundirrtum der extremen Orthodoxen, die Religion mit einer reaktionären politischen Anschauung zu belasten. Sie haben ein feines Gefühl für die Differenz von Religion und Politik, eine reinere Religiosität, die sich zugleich in ihrem klareren und gerechteren politischen Urteil zeigt. Diese Vorzüge sind, wie wir sahen, nicht bei allen in gleichem Maße vorhanden; die einen sind religiös tiefer, die andern politisch freier; aber sie alle waren doch beides zugleich: treue Zeugen des guten Alten, des Ewigen im Christentum, und unerschrockene Verfechter des guten Neuen, des notwendigen politischen Fortschritts. Und wenn 1848 sowohl ein tolles wie ein großes Jahr gewesen ist, sie sind beiden Seiten von allen am meisten gerecht geworden. Sie haben ihrer Zeit und der Zukunft am besten gedient, und wir heute bleiben ihnen religiös wie politisch verpflichtet.

Wenn wir schließlich aus dieser letzten Gruppe, die nach unserm heutigen Verständnis der Dinge das damalige Problem der Zeit-

predigt am erfreulichsten gelöst hat, eine Predigt herausgreifen sollen, die uns besonders vorbildlich erscheint, so möchten wir die Nitzschs nennen. Dabei legen wir nicht etwa auf die geistige Höhenlage des Universitätspredigers den Nachdruck, sondern vielmehr auf die eigenartige, rein innerliche, fein abgewogene Verbindung des religiösen und politischen Moments. Das Religiöse steht durchaus beherrschend im Vordergrund. Inmitten der Unruhe der Zeit dem Frieden der Seele zu dienen, ist Nitzschs erstes und letztes Ziel. Alles liegt ihm daran, daß die Hörer die Ereignisse und Ideen der Gegenwart vom Standpunkt Gottes aus betrachten und daß ihnen dabei das Gefühl der Verantwortung, der Schuld wie der Verpflichtung, in seiner ganzen Schwere zum Bewußtsein kommt. Das sucht er dadurch zu erreichen, daß er die irrige, pharisäische Vorliebe für die gute alte Zeit bekämpft, die Erkenntnis des historischen Zusammenhanges mit der Vergangenheit und der Solidarität aller weckt und zu versöhnungswilliger, gemeinsamer, tatenfroher Arbeit aufruft, im Vertrauen auf den Gewährsmann besserer Zeiten, Jesus Christus. Gegenüber dem religiösen Grundton klingt der politische Einschlag nur als Nebenton. Freilich durchaus vernehmbar und deutlich: Nitzsch läßt keinen Zweifel — das geht schon aus seiner religiösen Geschichtsbetrachtung hervor —, daß er berechtigte Momente in den Strömungen der Zeit anerkennt und von dem politischen Fortschritt Segen sich verspricht. Wenn er dabei nicht nur von allen enthusiastischen Übertreibungen freibleibt, sondern sogar sehr zurückhaltend ist, so scheint uns das auf der Kanzel religiös wie politisch angemessen zu sein; religiös, weil dadurch der Oberwert der Religion für alle deutlich zum Ausdruck kommt; politisch, weil er nur so imstande ist, die konservativ Widerstrebenden und die liberal Vorwärtsdrängenden zu gegenseitigem Verständnis zu führen.

Fraglos liegt in dieser Vermittlerrolle eine gewisse politische Weichheit. Aber wenn wir recht empfinden, hat grade deshalb diese Predigt einen wahrhaft erbauenden Eindruck gemacht. Keiner konnte um seiner politischen Anschauung willen sich zurückgestoßen fühlen. Jeder mußte seinen Anteil an der Gesamtschuld der Zeit empfinden. Alle wurden in der Gewißheit gestärkt, daß der Frieden Gottes höher ist als alle politische Vernunft.

Schluß.

Grundsätze für die Zeitpredigt der Gegenwart.

Unsere Beurteilung der Predigten suchte die von ihnen gelöste Aufgabe aus den historischen Verhältnissen heraus zu verstehen; d. h. sie ging nicht etwa von einem fertigen Schema „Zeitpredigt" aus, das von vornherein als kritischer Maßstab hätte gelten können, sondern umgekehrt: erst am Ende unserer nur durch das historische Verständnis möglichen Beurteilung sind wir in der Lage, allgemeine Grundsätze und Richtlinien für das auch uns heute beschäftigende Problem der Zeitpredigt aufzustellen.

Die prinzipielle Berechtigung, ja Notwendigkeit der Zeitpredigt, d. h. einer Predigtweise, die die besonderen Verhältnisse, die eigentümlichen Ideen einer Zeit auf die Kanzel bringt und wie immer mit der Verkündigung des Evangeliums verbindet, ist damals, man kann sagen, allseitig und energisch vertreten worden. Auch wenn hin und wieder die Bemerkung fällt, daß der Streit oder überhaupt Einzelheiten des politischen Lebens an heiliger Stätte zu meiden seien, die an politischen Streiflichtern überreichen Predigten sind ein hinlänglicher Beweis für die damals allgemein verbreitete Anschauung von der Notwendigkeit der Zeitpredigt. Diese Notwendigkeit wird wohl auch heute von keinem Homileten theoretisch bestritten. Auch in der Gegenwart gilt der Grundsatz, der sich zugleich auch in der oft erhobenen Forderung spezieller Themata zeigt; es ist dem Prediger nicht nur erlaubt, sondern es ist für ihn unbedingte Pflicht, im Geist des Evangeliums mit dem Geist der Zeit sich auseinanderzusetzen; sonst redet er nicht nur über die Köpfe hinweg, sondern auch auch an den Herzen vorbei; eine völlige zeitlose Predigtweise ist ebenso psychologisch wie religiös wirkungslos.

Eine andere Frage ist es, ob auch in der Praxis die Gegenwart einen Vergleich mit der Vergangenheit aushalten kann. Uns will es scheinen, als ob die Predigt der Gegenwart durchschnittlich zu wenig zeitliches Gepräge trüge, als wenn wir darin von der Vergangenheit lernen sollten. Gewiß kann man einwenden: jenes kritische Jahr verlangte, wie etwa die Zeiten der Unterdrückung und der darauffolgenden

Freiheitskriege vor 100 Jahren, einen ganz besonders starken politischen Predigteinschlag; wir heute, in unseren ruhigeren Verhältnissen, haben ihn weniger nötig. Aber dieser Einwand trifft doch nicht den Kern der Sache, ja, er ist im Grunde sehr oberflächlich. Mag damals der erste Anfang der Reichsgründung oder der plötzliche und blutbefleckte Übergang von der absoluten zur konstitutionellen Monarchie die Gemüter noch so sehr erregt haben, und mögen dagegen heute und vielleicht noch für lange Zeiten die Grundlagen unseres staatlichen Lebens noch so unerschütterlich feststehen, ungelöste politische Fragen gibt's auch in der Gegenwart noch, ja, entsprechend unserem viel komplizierteren staatlichen Leben, sicherlich in noch größerer Anzahl als damals; vor allem aber: die reinpolitischen Fragen sind doch nur ein kleiner Ausschnitt aus dem, was eine Zeit erfüllt und bewegt, und grade, weil wir seit jenem Jahre auf allen Gebieten eine ungeheure Entwicklung hinter uns haben, stehen wir vor einer Fülle von Problemen, die jene Zeit noch gar nicht kannte, und die uns die Zeitpredigt erst recht zur Pflicht macht.

Unsere maßlosen innerpolitischen Gegensätze, unsere schweren internationalen Sorgen, unsere rechtlichen, wirtschaftlichen, sozialen Fragen, die Frauenbewegung, die Weltanschauungskämpfe der Gegenwart, das alles sind Dinge, die vielleicht nicht mehr, aber sicherlich auch nicht weniger mit dem Evangelium in Verbindung gebracht werden müssen als die Ereignisse und Ideen von 1848. Die damalige Predigt bietet ein getreues Spiegelbild ihrer Zeit. Ob eine spätere geschichtliche Betrachtung auch in unserer Predigt unsere Zeit so deutlich wiedererkennen wird? Doch es handelt sich in unserem Zusammenhange nicht um dieses historische Zukunftslob, sondern darum, daß wir unsere religiöse Verpflichtung der Gegenwart gegenüber erkennen und erfüllen. Wenn heut ein großer Teil religiös interessierter Menschen unkirchlich ist, wenn auf der andern Seite treue Kirchgänger dem öffentlichen Leben gleichgültig, unwissend, hilflos gegenüberstehen, ein Grund hierfür ist in dem mangelnden Zeitcharakter unserer Predigt zu suchen. Darum: der 1848 nicht nur theoretisch aufgestellte, sondern praktisch erprobte Grundsatz sei und werde noch mehr als bisher der unsrige: die Predigt des Evangeliums kann, ja soll alle Gebiete des öffentlichen Lebens, alle Fragen des Zeitgeistes, alle Probleme der Gegenwart mit in den Kreis ihrer Betrachtung ziehen.

So leicht dieser formale Grundsatz einer zeitgemäßen Predigt anzuerkennen ist, so schwierig ist die Frage zu beantworten, in welcher Weise nun die Predigt auf den Charakter der Zeit einzugehen hat.

Der Grundirrtum der Rationalisten, das Politische auf Kosten des

Religiösen hervortreten zu lassen, droht uns heute wohl im großen und ganzen wenig. Wir alle haben durch ihre Fehler und Mängel gelernt. Es erscheint uns selbstverständlich: die Kanzel darf nicht zur parlamentarischen Rednerbühne werden; die Religion hat sich nicht vor dem Zeitgeist zu beugen, sondern umgekehrt: sie hat ihn zu beurteilen, sie soll ihn zu beeinflussen, umzubilden suchen. Ja, die Überlegenheit des Evangeliums über die Zeit, über jede Zeit muß darin zum Ausdruck kommen, daß bei aller Weltoffenheit auch die größten Zeitwerte in ihrer nur relativen, die Religion aber in ihrer absoluten Bedeutung zutage tritt. Daß diese auf Grund eines christlichen Religionsbegriffes von selbst einleuchtenden Sätze aber noch keine Lösung des Problems der Zeitpredigt darstellen, haben uns die politisch extremen Orthodoxen von 1848 bewiesen. Trotzdem sie den Oberwert der Religion klar zur Anschauung bringen, haben sie doch den christlichen Glauben politisch verschränkt und ihre Zeit ungerecht und falsch beurteilt. Es muß also zur Erkenntnis der absoluten Bedeutung der Religion die Einsicht hinzukommen, daß sie in gewisser Hinsicht den Zeitströmungen gegenüber, grade in ihrer Überlegenheit, indifferent ist, z. B. also kein politisches Programm enthält. Ob in einem Staate eine absolute oder konstitutionelle Monarchie, eine parlamentarische Regierungsform mit königlicher Spitze oder eine reine Republik das Richtige und Gottgewollte ist, läßt sich allein aus dem Evangelium schlechterdings nicht entscheiden. Das lehrt ebenso ein Blick in das Neue Testament wie eine Betrachtung der christlichen Kirchengeschichte. Weil dem aber so ist, bleibt es dauernd eine große Versuchung – und sie liegt grade den starkreligiösen Naturen wegen des berechtigten konservativen Elementes in der Religion nahe –, die Religion mit einem bestehenden oder erwünschten Zustande in der Weise zu verketten, daß man den entgegengesetzten Standpunkt als antichristlich bekämpft; dadurch aber wird die Religion zu einem politischen Machtmittel, d. h. sie wird prostituiert. Und diese Erniedrigung der Religion rächt sich zugleich dadurch – auch dafür sollten uns jene politisch extremen Orthodoxen ein warnendes Beispiel sein –, daß das politische Urteil, das diese erniedrigende Auffassung begleitet, voreingenommen ist und im Laufe der Geschichte ins Unrecht gesetzt wird.

Zu untersuchen, ob und inwieweit diese Gefahr einer religiös falsch orientierten Zeitpredigt in der Gegenwart verbreitet ist, ist nicht unsere Aufgabe. Uns muß hier die grundsätzliche Feststellung genügen: die christliche Religion kann grade wegen ihrer alles überragenden Höhenlage nicht ohne weiteres der Schutzengel einer bestimmten politischen Anschauung sein; der politische Feind darf eo ipso nicht im entferntesten als religiöser Gegner angesehen werden; grade auf der Kanzel muß die Möglichkeit in weitestem Maße berücksichtigt werden, daß mit ver-

schiedenen politischen Anschauungen die gleichen religiösen Bedürfnisse verbunden sein können.

Aus dem bisher Gesagten könnte der scheinbar notwendige Schluß gezogen werden: Wenn die christliche Predigt von sich aus keine bestimmte politische Stellungnahme bedingt, vielmehr die Gefahr einer falschen Verkettung von Religion und Politik besteht, dann ist es besser, sie meidet jede Einmischung in die wechselnden Probleme der Zeit und schließt jede persönliche politische Parteinahme aus, d. h. um der Religion willen ist lieber auf die Zeitpredigt zu verzichten. Diese allerdings einfachste Lösung haben wir aber bereits, in Übereinstimmung mit der Predigt von 1848, als unrichtig abgewiesen. Es bleibt deshalb die Frage zu beantworten, in welcher Weise die von sich aus ein bestimmtes politisches oder wirtschaftliches oder Weltanschauungsprogramm nicht bedingende christliche Religion mit dem Geiste einer Zeit sich zu verbinden hat.

Sowohl vom religiösen Standpunkt wie nach dem Urteil der Geschichte haben diejenigen Predigten von 1848 die ihnen gestellte Aufgabe am besten gelöst, die bedingungsweise für den Fortschritt eintreten. Sie werden der absoluten Bedeutung der Religion gerecht; sie sind von dem religiösen Vorurteil, das bisherige politische System sei durch das Christentum bedingt, frei; sie sind der Überzeugung, daß in den Ideen der Gegenwart ein berechtigter Kern stecke und der von ihrer Zeit erhoffte Fortschritt nicht nur möglich, sondern notwendig und segensreich sei, allerdings nur dann, wenn der Glaube die ihm zukommende Stelle innebehalte oder gewinne. Wir würden also diesen Predigten folgend den bisher aufgestellten Richtlinien den weiteren Grundsatz hinzuzufügen haben: die Zeitpredigt hat — negativ ausgedrückt — die bestehenden politischen Zustände nicht als die vom Standpunkte christlichen Glaubens endgültig richtigen anzusehen, sie muß vielmehr — positiv — ein offnes Auge für weitere Entwicklungsmöglichkeiten haben. Es gibt keine allein aus religiösen Gründen zu rechtfertigende politische Stabilität, wohl aber ist prinzipiell eine politische Entwicklung, ein immer neuer Fortschritt möglich, mit dem sich der christliche Glaube wohl, ja noch besser verbinden kann. Man könnte es vielleicht auch so ausdrücken: die Zeitpredigt muß konservativ und fortschrittlich zugleich sein; konservativ nicht nur in dem Sinne, daß sie das alle Zeiten Überdauernde, Ewige des Christentums festhält, sondern auch in dem Sinne, daß sie Gottes Wege in der Vergangenheit zu erkennen und den Wert des historisch Gewordenen zu schätzen und für die Gegenwart fruchtbar zu machen weiß, zugleich aber auch fortschrittlich in der Weise, daß sie die in der Gegenwart keimenden Zukunftsaufgaben zu erfassen sich müht und an der von Gott gewollten werdenden Geschichte tätigen Anteil nimmt.

Eine nähere Ausführung dieses religiösen konservativ-fortschrittlichen Grundsatzes der Zeitpredigt ist unmöglich. Wenn wir fragen: wie sind jene bedingungsweise für den Fortschritt eintretenden Prediger zu ihrer verständnisvollen Beurteilung ihrer Zeit gekommen? wie finden wir auf Grund der bisher sich ergebenden Richtlinien die richtige Stellung zu den einzelnen Problemen unserer Zeit? wann haben wir uns konservativ und wann fortschrittlich zu entscheiden?, so muß die Antwort lauten: die religiöse Gesinnung allein tut's nicht; durch den christlichen Glauben an sich sind wir noch nicht im Besitze politischer Einsicht. Zur allgemeinen religiösen Basis muß ein besonderer politischer Koeffizient hinzukommen. Um die Aufgabe der Zeitpredigt lösen zu können, gehört zur grundsätzlichen religiösen Orientierung ein unvoreingenommenes Studium der ungeheuer komplizierten Zeitverhältnisse, eine eingehende Beschäftigung mit dem politischen, wirtschaftlichen, sozialen, geistigen Leben, eine gründliche Kenntnis der verschiedenen Parteien und Parteiideale. Und wenn diese Forderung für jeden Staatsbürger gilt, für den Zeitprediger gilt sie erst recht: nirgends wirkt ein durch Sachkenntnis nicht getrübtes Urteil abstoßender als auf der Kanzel.

Schließlich aber, so notwendig es ist, daß der Zeitprediger im guten Sinne des Wortes ein Politiker ist, das letzte Wort muß entsprechend unserm zuerst aufgestellten religiösen Grundsatz doch der Seelsorger haben. Ebenso wie er bei aller notwendigen theologischen Bildung nicht Theologie, sondern Religion predigen soll, ebensowenig darf er für eine politische Partei werben wollen. Mag seine persönliche Parteistellung noch so fest begründet sein, auf der Kanzel hat er über den Parteien zu stehen und mit leidenschaftslosem Ernst und liebreicher Milde der religiösen Gemeinschaft zu dienen, die ihrem Wesen nach ganz etwas anderes ist als der Staat.

Daß mit diesen grundsätzlichen Erwägungen die Schwierigkeiten der Zeitpredigt im einzelnen nicht überwunden sind, verhehlen wir uns nicht. Wohl aber meinen wir der Hoffnung Ausdruck geben zu dürfen, daß dieses auf Grund historischer Betrachtung sich uns aufdrängende Ideal über die allzu breiten Gräben unserer theologischen und politischen Parteien Brücken schlagen und einen Beitrag leisten kann zur Lösung des in der Gegenwart wieder schwer auf uns lastenden Problems: Religion und Politik.

Register.

Abkürzungen:

R.E. = Realenzyklopädie für die protestantische Theologie und Kirche, 3. Aufl.
R.G.G. = Die Religion in Geschichte und Gegenwart.
Stie. = Ludwig Stiebritz: Zur Geschichte der Predigt in der evangelischen Kirche von Mosheim bis auf die Gegenwart, Gotha 1875, Perthes.
A.D.B. = Allgemeine deutsche Biographie.
Palmer Ev.Cas. = Christian Palmer, Evangelische Casualreden V und VI, Stuttgart 1848 und 49, Liesching.

Die auf „Seite" folgenden Zahlen beziehen sich auf die Seiten der vorliegenden Arbeit.

Ahlfeld, Friedrich (1810–84), zuletzt Pfarrer an Nikolai in Leipzig, 1847–51, als Nachfolger des abgesetzten Lichtfreundes Wislicenus und in starkem Gegensatz zu dessen rationalistischer Predigtweise, Pastor in Halle; R.E. I 270f., R.G.G. I 298f. Über sein streng konservatives, aber niemals agitatorisches Verhalten im Jahre 1848 vgl. D. Friedrich Ahlfeld. Ein Lebensbild von H. Ahlfeld, Halle 1885, Mühlmann, S. 84f. – „Predigten über die ev. Perikopen", 7. Aufl., Halle 1863, Mühlmann; Thema und Disposition seiner Silvesterpredigt 1848 in Lebensbild, S. 87; nicht herangezogen, weil erst 1849 gehalten, sind seine auf die Revolution Bezug nehmenden Predigten vom verlorenen Sohn. – Seite 28, 51, 77, 126, 128, 138 f.

Arndt, Johann Friedrich Wilhelm (1802—81), seit 1833 Prediger an der Parochialgemeinde in Berlin, in rücksichtslosem Kampf gegen Rationalismus und Revolution einer der Führer der neuerwachenden pietistischen Gläubigkeit; R.E. II 113f., R.G.G. I 717f. Nach persönlicher Versicherung des Biographen Arndts, D. Keßler in Berlin, sind Predigten aus dem Jahre 1848 nicht erhalten, doch vgl. Seite 5.

Baumgarten, Michael (1812–89), 1858 infolge der Anfeindungen von orthodoxer und feudaler Seite wegen seiner Opposition gegen das Staatskirchentum seines Amtes als Professor in Rostock entsetzt, 1846–50 Pastor an St. Michael in der Stadt Schleswig, R.G.G. I 955f., R.E. II 458f. Über seine Beurteilung der Revolutionszeit vgl. Prof. D. M. Baumgarten. Ein aus 45 jähriger Erfahrung geschöpfter biographischer Beitrag zur Kirchenfrage. Als handschriftlicher Nachlaß herausgegeben von K. H. Studt, 2 Bde., Kiel 1891, Homann, S. 48ff. Predigten aus dem Jahre 1848 sind nicht erhalten, doch vgl. Seite 113, 124.

Baur, Ferdinand Christian (1792–1860), seit 1826 Professor in Tübingen, zugleich Früh- (d. h. Haupt-) Prediger bis 1848; R.E. II 467f., R.G.G. I 959f. – Predigt am Karfreitag 1848 (Passionsgeschichte), Palmer Ev. Cas. V. – Seite 81.

Beck, Johann Tobias (1804–78), seit 1843 Professor in Tübingen, zugleich Frühprediger; R.E. II 500f., R.G.G. I 996f. Über seine unerschrocken konservative, im Grunde aber doch mehr unpolitische Haltung vgl. J. T. Beck. Lebensbild, bearb. von B. Riggenbach, Basel 1888, Detloff, S. 352f. – „Christliche Reden, 4. Sammlung. Die alte Wahrheit für die neue Zeit." 2. Aufl. Tübingen 1880, Fues. – Seite 51, 83 f., 135, 138.

Behr, J. H. Fr., D. Geh. Kirchenrat und Superintendent in Gera, Rationalist. — Predigt am 23. Juli 1848 (5. n. Trin.) zur Feier der Wahl des deutschen Reichsverwesers; Predigt am 1. Oktober 1848 (15. n. Trin.) bei Eröffnung des Landtages für die fürstlich-reußischen Lande; beide gedruckt Gera, Kanitz; das von B. verfaßte, am 28. Mai allgemein verlesene Kirchengebet für das Frankfurter Parlament ist im Besitz des Sohnes des Genannten, Sup. Dr. Behr in Buttstedt, dem ich auch die Predigten verdanke. — Seite 24 f., 30 f.

Blech, Wilhelm, Pastor in Danzig, starkwirkender Erweckungsprediger, Chr. Tischhauser: Geschichte der ev. Kirche Deutschlands in der ersten Hälfte des 19. Jahrh., Basel 1900, Reich, S. 598. — Die Predigten am 2. Juli: „Der Gnadenruf des Herrn an unsere Zeit", am 12. Juni: „Der Pfingstschatz des neuen Bundes", am 5. November: „Der Läuterungskampf unserer ev. Kirche" sind einzeln im Druck erschienen, Danzig 1848, Kabus. — Seite 51, 83, 126.

Brüning, J. F., Pastor in Paddingbüttel im Lande Wursten. — Predigt: „Ohola und Ohilaba: Gottes Gericht über gottvergessene Völker." Bremen 1849, Wulff. — Seite 29.

Büchsel, Karl (1803—89), zuletzt Generalsuperintendent der Neumark, bereits seit 1846 erster Prediger an der Matthäuskirche in Berlin, R.E. III 525, R.G.G. I 1417. — Predigten sind nicht veröffentlicht, aber Hinweise auf dieselben sowie seine Stellung zur Revolution in „Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen", 4. Bd. (Erinnerungen aus meinem Berliner Amtsleben), 1886, Seite 51 f. — Seite 5, 37.

Dietrich, H. R., Diakonus an der Haupt- und Pfarrkirche Bernhardin in Breslau, Rationalist. — Predigt am 26. März 1848: „Zur dankbaren und ehrenden Erinnerung an die in Berlin gefallenen Opfer für Preußens und Deutschlands Wiedergeburt." Breslau 1848, Leuckart. — Seite 12 f., 133.

Ehrenfeuchter, Friedrich Aug. Eduard (1814—78), seit 1845 Professor und Universitätsprediger in Göttingen, Vermittlungstheologe; R.E. V 229 f., R.G.G. II 231. — „Zeugnisse aus dem akademischen Gottesdienst" I, Göttingen 1849, Dieterich. — Seite 23 f., 103 f.

Fikenscher, Karl, Dr. Dekan und Hauptprediger zu St. Sebald in Nürnberg, Rationalist. — Predigt am Dankgottesdienst am 10. März, veranlaßt durch die Kgl. Proklamation vom 6. März, Nürnberg 1848, Riegel. — Seite 62, 134.

Friederich, Gerhard Fr. (1779—1862), zuletzt Senior des lutherischen Ministeriums in Frankfurt a. M., bereits seit 1816 ebendort im Pfarramt, seit 1842 Konsistorialrat, als Prediger besonders in den unteren und mittleren Schichten sehr beliebt, Verfasser vieler Schriften, Predigten, Erbauungsbücher, religiöser Epen, Rationalist, von Stie. S. 340 fälschlich als Vermittlungstheologe bezeichnet; A.D.B. VII 389 f. — Predigt am 1. Ostertag, 23. April 1848: „Friede sei mit Euch" (Joh. 20, 19—20), mit einem Anhang: „Festesgruß, den Abgeordneten Deutschlands in unserer Stadt geweiht" (aus einer am 2. April zu St. Katharinen gehaltenen Predigt), Frankfurt, Boselli. — Seite 18 f., 57 f., 120, 122.

Gerok, Karl (1815—90), zuletzt Oberhofprediger und Prälat in Stuttgart, 1848 Diakonus in Böblingen; R.E. VI 609 f., R.G.G. II 1340. — Bußpredigt über Ezechiel 36, 20: „Ist das des Herrn Volk?", in Palmer Ev.Cas. V; Rede bei der Fahnenweihe der Bürgerwehr am 27. Sept. 1848, ebenda. — Seite 37, 108, 139.

Hahn, August (1792—1863), seit 1833 Professor und Konsistorialrat in Breslau, 1843 Generalsuperintendent für Schlesien, siegreicher Gegner des Vulgärrationalismus; R.G.G. II 1793, R.E. VII 340 f.; über seinen durch die Bewegungen des Jahres 1848 verstärkten kirchlichen Konservativismus vgl. ebd. 343. —

„Predigten und Reden unter den Bewegungen in Kirche und Staat seit dem Jahre 1830." Breslau 1852, Hirt. — Seite 83.

Harleß, Adolf (1806—79), zuletzt Präsident des Oberkonsistoriums in München, 1845—50 in Leipzig als Professor, seit 1847 zugleich Pfarrer an Nikolai; R.G.G. II 1854 f., R.E. VII 420 f. Seine Bedeutung als Zeitprediger ebd. 427 und A. von Harleß. Ein kirchliches Charakterbild von W. von Langsdorff, Leipzig 1898, Richter, S. 96 f. — „Die Sonntagsweihe", I. und II. Bd., Leipzig 1848 und 49, Teubner. — Seite 25, 28, 39, 47, 97 ff., 127, 129, 135 f., 141 ff.

Harms, Claus (1778—1855), 1816 Archidiakonus, 1835 Hauptpastor und Propst in Kiel; R.G.G. II 1856 f., R.E. VII 433 f. Seine politische Stellung ebd. 439 und Bibliothek theologischer Klassiker VII: Cl. Harms' Lebensbeschreibung, verfaßt von ihm selber. Gotha 1888, Perthes, S. 207 f. — Predigt am Jubilate-Sonntag 1848: „Über ein kleines und aber über ein kleines", Kiel 1848, Akadem. Buchhandlung; Predigt bei der Eröffnung der Landesversammlung am 15. August 1848, ebd; Predigt am Tage der Bestattung König Christian VIII., am 26. Februar 1848 über Jerem. 3, 15, ebd. — Seite 87 f., 116, 119, 128.

Harms, Ludwig (1808—65), seit 1844 in Hermannsburg als Gehilfe, seit 1849 als Nachfolger seines Vaters, Begründer der Hermannsburger Missionsgesellschaft; R.E. VII 439 f., R.G.G. II 1857. — Nachlaßpredigten über die Episteln des Kirchenjahres, Hermannsburg 1870. — Seite 83, 126, 137.

Hauber, Friedrich Albert, zuletzt Prälat, Generalsuperintendent und erster Frühprediger am Münster zu Ulm, 1848 Dekan in Tübingen, Stie. 280 f.; ebd. als ein Vertreter der strengeren theol. Richtung angesehen. — Predigt am 27. September 1848, dem Geburtstage des Königs, über Jerem. 33, 6, Palmer Ev.Cas. V; Predigt am 5. März über Matth. 16, 21—23, ebd.; Predigt am 26. März über Joh. 6, 47—56: „Jesus das Vorbild eines echten Volksfreundes", ebd.; Predigt am Buß- und Bettag (20. n. Trin.), 5. November, über Sprüche Salom. 14, 34, ebd.; Ansprache nach der Übergabe der Fahne der Tübinger Bürgerwehr am 1. Oktober 1848, ebd. — Seite 37, 50, 108, 137 ff.

Herrendörfer, E., Prediger bei der freien Gemeinde zu Neumarkt. — „Die Rückkehr zur Gottesherrschaft", rel. Vortrag am 3. Dezember 1848 vor der freien Gemeinde in Halberstadt, in „Religion und Zeit", 6 Vorträge, Breslau 1850, Schmeidler. — Seite 71 f., 113, 121.

Hertzer, C., Archidiakonus an St. Katharinen in Brandenburg, strenggläubiger Theologe. — Predigt über Ps. 119, 102—107 am 7. n. Trin. 1848, Brandenburg 1848, Wiesike; „Paulus an unsere Zeit", 6 Predigten über Röm. 12, ebd. — Seite 27, 38, 78, 119, 128.

Hesse, Friedrich Hermann (1811—88), zuletzt Professor in Gießen, seit 1848—66 ebendort Universitätsprediger, Vermittlungstheologe; R.E. VIII 1. — Antrittspredigt bei Eröffnung des akadem. Gottesdienstes am 30. Juli 1848, Gießen 1848, Ferber. — Seite 51, 80.

Heubner, Heinrich Leonhard (1780—1853), 1805 Privatdozent in Wittenberg, 1817, bei der Gründung dritter, seit 1832 erster Direktor des Predigerseminars, Supranaturalist der alten Schule, R.E. VIII 19 f., R.G.G. III 4 f. — Predigten über freie Texte für die Festtage des Kirchenjahres, herausgeg. von Heinrich Heubner, Potsdam 1860, Stein. — Seite 51, 108.

Hofacker, Wilhelm (1805—48), Diakonus zu St. Leonhard in Stuttgart, ein Führer der Reaktionsbewegung des schwäbischen Pietismus, R.E. VIII 211 f., R.G.G. III 90 f. Über seine Stellung zu den Bewegungen des Jahres 1848 vgl. W. Hofacker. Ein Predigerleben aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Von Ludwig Hofacker, Stuttgart 1872, Steinkopf, S. 260 ff. — Predigten für

alle Sonn- und Festtage, 3. Aufl., Stuttgart 1880, Verlag der Ev. Bücherstiftung. – Seite 28, 83, 126, 136.

Hormuth, J., ev. Pfarrer in Leutershausen an der Bergstraße, Rationalist. – „Die würdevolle Haltung erleuchteter Christengemeinden bei Stürmen und Erschütterungen der Zeit". Predigt am 29. August 1848, am Geburtstage des Großherzogs Leopold von Baden, über 1 Kor. 16, 13, Mannheim 1848, Bensheimer. – Seite 70, 134.

Jaspis, Albert Siegismund (1809–85), zuletzt Generalsuperintendent von Pommern, 1845–55 ev. luth. Pfarrer in Elberfeld, „mit großem Erfolg tätig für die Vertiefung des christlichen Glaubenslebens im Sinne eines innigen, der Welt abgewandten Pietismus" R.G.G. III 272, R.E. VIII 608 f. – „Eine Stimme aus der Kirche vor und nach der Feier des allgemeinen Preußischen Buß- und Bettags in dem denkwürdigen Jahre 1848". Predigt über Hosea 5, 14–6, 5, am Sonntag Jubilate (14. Mai). „Die Kraft der Verheißung: Daß Könige die Pfleger und Fürstinnen die Säugammen der Kirche sein sollen". Predigt über Jesajas 49, 22–26, am 29. November 1848, am Tage der Ehejubelfeier des Königspaares; beide Predigten wurden abschriftlich aus dem Gemeindearchiv Elberfeld mir zur Verfügung gestellt. – Seite 26, 51, 76 f., 115 f., 125, 127, 135, 139.

Käuffer, J. E. R., Hofprediger in Dresden, Vulgärrationalist. – Predigt am 3. September 1848 über Röm. 14, 17–19: „Worüber hat der Christ in den Wirren der Gegenwart zu halten?" Dresden 1848, Kori. – Seite 60, 120.

Kirchner, Konrad (1809–74), Sohn des 1834 verstorbenen Pfarrers der Paulskirche und Geschichtsschreibers der Stadt Frankfurt a. M. Anton Kirchner, 1833 von seinem Vater ins Pfarramt eingeführt, wie dieser ein beliebter Kanzelredner, Rationalist; A.D.B. XVI 19 f. – Predigt am 12. März 1848 in der Weißfrauenkirche, über Joh. 8, 36: „Die Kennzeichen der rechten Freiheit", Frankfurt a. M. 1848, Hermann; am 24. April, zu Ostern, über 1 Kor. 5, 8: „Wie bedeutungsvoll grade in bezug auf unsere Zeit das heilige Ostern sei", ebd.; am 6. August, nach der Ankunft des Reichsverwesers, über 1 Kor. 16, 13, ebd. – Seite 31 f., 63 f.

Klaiber, Diakonus in Nagold (Württemberg). – Reformationspredigt 1848 über Sprüchw. 14, 34: „Luther der echte deutsche Volksmann", in Palmer Ev. Cas. VI. – Seite 81 f.

Kliefoth, Theodor (1810–95), 1844 Superintendent in Schwerin, 1886 Präsident, aber bereits lange vorher tatsächlicher Leiter der Mecklenburgischen Landeskirche, streng konfessioneller Lutheraner, R.E. X 566 f., R.G.G. III 1524 f. – Predigten in der Domkirche zu Schwerin, 4. Sammlung, 1. und 2. Abt. Schwerin 1854, 1855, Stiller. – Seite 51, 79 f., 112.

Klopfleisch, Chr., Archidiakonus in Jena, Rationalist. – Predigt am 7. Mai, Miserik. Dom., in der Stadtkirche, über 1 Petr. 2, 21–23: „Wer steht würdig im Kampfe dieser Zeit?" Jena 1848, Frommann. – Seite 62 f.

Kölbing, Wilh., Mitglied der Brüdergemeinde in Herrnhut. – Rede am 13. Nov. 1848, Nachrichten aus der Brüdergem. 1849, 4. Heft, Gnadau, Menz. – Seite 4.

Kohlbrügge, Hermann Friedrich (1803–75), 1845 resp. 1848 Prediger der niederländisch-(streng)reformierten Gemeinde zu Elberfeld, R.E. X 633 f., R.G.G. III 1582. – 7 Predigten über den Propheten Jona (Sommer 1848); 8 Predigten über Joh. 3, 1–21 (Sommer und Herbst 1848); „Zacharias und Elisabeth": 5 Predigten über Luc. 1 (Winter 1848), Elberfeld 1849 resp. 1855 (4. Aufl.). – Seite 4.

Krause, C. W. A., zuletzt Hauptpastor an St. Nikolai und Scholarch in Hamburg, 1848 Senior an der Haupt- und Pfarrkirche zu St. Bernhardin in Breslau, Vulgärrationalist, R.E. XV 715 (Geschichte der Predigt), Stie. 365. – Rede, Lieder und Beschreibung der Gedächtnisfeier zu Breslau für die Gefallenen in Berlin, am 26. März 1848, Breslau 1848, Fritz. – Seite 11, 120, 133.

Krummacher, Friedrich Wilhelm (1796–1868), zuletzt Hofprediger in Potsdam, 1847–53 an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin, gewaltig wirkender Prediger, hochverdient um die religiöse Erneuerung Deutschlands, R.E. XI 152 und XV 714, R.G.G. III 1787. – Predigt in der ersten Hälfte des Februar über Josua 5, 13–15, Berlin 1848, Wohlgemut; Predigt am 28. Mai 1848 über Offbg. Joh. 3, 11: „Halte, was du hast!", ebd. Predigt am 9. Juli 1848 über Ps. 85: „Kehret wieder!", ebd.; Predigt am 23. Juli 1848 über 1 Mos. 11, 1–9: „Der Turmbau zu Babel", ebd. – Seite 26, 49 f., 52 f., 74 f., 111, 116, 141 f.

Kuhse, Eduard, Pastor zu Kloster auf Hiddensee. – Predigt am 2. Adv. 1848 über Luc. 21, 25–36: „Die Zeichen dieser Zeit", Stralsund 1849, Löffler. – Seite 83.

Landerer, Maximilian Albert (1810–78), seit 1841 Professor in Tübingen, Vermittlungstheologe, R.E. XI 238 f., R.G.G. III 1954. – Predigt am Invokavit-Sonntag üb. Joh. 2, 13–22: „Was sollen wir jetzt tun?", Tüb., Riecker. Predigten, hrsgg. von P. Lang, Heilbronn 1880 (2. n. Epiph. 1848, 2. n. Trin. 1848); Predigt am 7. Mai, Miserik. Dom., über Joh. 10, 22–30, Palmer Ev.Cas. V; am 15. n. Trin. über Luk. 12, 13–21, ebd. – Seite 104 f., 138.

Löhe, Wilhelm (1808–72), seit 1837 Pfarrer in Neudettelsau, Gegner jedes Volks- und Staatskirchentums, R.G.G. III 2346 f. Über seine daraus sich ergebende eigentümliche Stellung zu den Ereignissen des Jahres 1848 vgl. R.E. XI 578 und J. Deinzer, W. Löhes Leben, 3 Bde., 3. Aufl., Gütersloh 1901. – Predigten aus dem Jahre 1848 sind mir nicht zugänglich gewesen; aber L. hat, wie er selbst erzählt (vgl. Deinzer), zwischen Ostern und Pfingsten Zeitpredigten gehalten. – Seite 113.

Mallet, Fr. L. (1793–1865), seit 1815 Pastor in Bremen, seit 1827 an der St. Stephanigem., gefeierter, rechtgläubiger Prediger, R.E. XII 126 f., R.G.G. IV 110. Über seine Stellung 1848, besonders sein Kampf gegen seinen pantheistischen und revolutionären Kollegen an der Frauengemeinde Dulon (Seite 66) vgl. R.E. XII 129 und C. A. Wilkens: Friedrich Mallet, der Zeuge der Wahrheit, Bremen 1872, Müller, S. 229 f. Ebd., S. 240 ein Auszug aus einer Predigt nach der Trauerfeier für Blum. Ferner Predigten und Reden von Fr. Mallet, herausgeg. von H. Mallet, Bremen 1867, Müller: „Unser Verhalten unter den Bewegungen der Zeit". Eine Zeitpredigt über Apg. 17, 26–28 (nach dem Ausbruch der Februarrevolution gehalten). „Die Einheit des Menschengeschlechts", Predigt über denselben Text, nach der in der Woche vorher nicht ohne Sturm, aber doch ohne Blut ins Werk gesetzten Verfassungsänderung. – Seite 41, 65 f., 122.

Manchot, Johann Daniel, zweiter Pfarrer in Nidda (Hessen), Rationalist. – Predigt am 19. März 1848, vor der Bürgergarde zu Nidda gehalten, über Nehemia 4, 13–16, Nidda, Cloos. – Seite 34 f., 133 f.

Mangold, Wilhelm (1825–90), zuletzt Professor in Bonn, 1848 cand. theol., Vermittlungstheologe, R.E. XII 190 f., R.G.G. IV 121. – Predigt am 29. Oktb. 1848 in der Brüderkirche in Kassel, über Röm. 15, 12, in 32 Predigten, gehalten in den Jahren 1846–82, Marburg 1891, Elwert. – Seite 83.

Müller, Wilhelm, Prediger an der Jerusalemskirche zu Berlin, Rationalist. – Predigten und Reden, herausgeg. von J. Websky, Berlin 1877, Neuenhahn. Seite 10, 59, 121.

Niemann, Eduard (1804—84), zuletzt Oberkonsistorialrat und Generalsuperintendent in Hannover, 1846 Konsistorialrat und Hofprediger ebd., lutherisch-orthodox, mit pietistischem Einschlag, A.D.B. XXIII 674 f. – Zeitpredigt am Bußtag, 18. Oktober 1848, über Luc. 19, 41–44: „Der Herr weint über Jerusalem", Hannover 1848, Hahn; am 29. Oktober 1848 über Eph. 5, 6. 7: „Laßt Euch niemand verführen mit vergeblichen Worten", ebd. – Seite 51, 79, 128 f.

Nitzsch, Karl Immanuel (1787–1868), 1847 Professor in Berlin und erster Inhaber der auf seinen Antrag begründeten Universitätspredigerstelle, 1852 zugleich Mitglied des O.K.R., 1854 Propst zu St. Nikolai, Vermittlungstheologe, R.G.G. IV 818 ff., R.E. XIV 128 f.—Über seine politische u. kirchenpolitische Haltung vgl. ebd. 133 und W. Beyschlag, K. J. Nitzsch. Eine Lichtgestalt der neueren Kirchengeschichte, Berlin 1872. – Predigten aus der Amtsführung in Bonn und Berlin. Neue Gesamtausgabe, Bonn 1867, Marcus. – Seite 5 f., 89 f., 114, 142.

Palmer, Christian David Friedrich (1811–75), seit 1852 Professor in Tübingen, 1848 erster Diakonus ebd., Vermittlungstheologe, R.E. XIV 616 f. – Predigten: am 9. April, Judika, über Joh. 12, 20–32, Palmer Ev.Cas. V; am 15. Oktober, 17. n. Trin., über Joh. 9, 1–7, ebd.; Rede bei der Fahnenweihe der Tübinger Bürgerwehr am 1. Oktober, ebd.; Silvester, über Offenbarung 1, 10–18, ebd. VI. – Seite 36, 105.

Palmer, H., großherz. hess. Hofprediger in Darmstadt. – „Der Ruf des Herrn an unsere Zeit: Friede sei mit Euch!" Predigt über Joh. 20, 19–31, am 30. April in der Hofkirche zu Darmstadt, ebd. 1848, Jonghaus. – Seite 51, 70.

Palmié, Rudolf, Prediger an der französisch-reformierten Gemeinde in Stettin, strenggläubiger Theologe, Stie. 104 f. – „Preußens Adler", Silvesterpredigt über 5 Mos. 32, 9–22, Stettin 1849, Weiß. – Seite 51, 78, 119, 126, 128, 138.

Petri, Ludwig Adolf (1803–73), seit 1829 bis an sein Lebensende Pastor an der Kreuzkirche in Hannover, Führer der konfessionellen Lutheraner, R.E. XV 177 f.; seine kirchenpolitische Haltung 1848 vgl. ebd. 180 f. – „Der Weg zur wahren Freiheit", Predigt am 14. Mai 1848, Jubilate, über 1 Petr. 2, 11–18, in „Die Herrlichkeit der Kinder Gottes", 2. Aufl., Hannover 1874, Hahn. – Seite 49, 103.

Pöhlmann, Gustav, Pfarrer in Burggrab bei Nürnberg, Rationalist? – „Die Nähe des Heilandes in schwerbewegter Zeit", Predigt am 19. März 1848, Nürnberg 1848, Raw. – Seite 62.

Popp, K., Pfarrer zu Guttenberg in Bayern. – „Die Anforderungen der Zeit an den ev. Geistlichen", Predigt bei der Diözesansynode in Culmbach am 12. Juli über Matth. 12, 30, Culmbach 1848, Spindler. – Seite 80, 111 f., 126.

Ranke, Friedrich Heinrich (1798–1876), zuletzt Oberkonsistorialrat in München, 1845–66 Konsistorialrat in Ansbach, jüngerer Bruder des Historikers Leopold v. Ranke, in seiner Jugend Burschenschafter in Jena und begeisterter Anhänger Jahns und darum in Preußen als Demagoge verdächtigt, konfessioneller Lutheraner, A.D.B. XXVII 233 f. Stie. 274. – Predigten aus dem Jahre 1848. Ein Zeugnis gegen den Geist der Revolution und des Abfalls von Gott. Erlangen 1849, Heyder. – Seite 38, 50, 80 f., 118 f., 140.

Reichel, Levin, Mitglied der Brüdergemeinde in Herrnhut. – Rede am 8. Oktober 1848 an die Gemeinde in Herrnhut über Joh. 2, 5. Nachrichten aus der Brüdergemeinde 1849, 5. Heft, Gnadau, Menz. – Seite 4.

Reinecke, C. Fr. Ad., Pastor an der Hauptkirche St. Andreae in Hildesheim, Rationalist. – „Die Bewegung des deutschen Volkes im Jahre 1848." Vier Predigten, Hildesheim 1849, Gerstenberg. – Seite 32 f., 60 f., 121.

Reuter, Heinrich, dritter Pfarrer zu St. Sebald in Nürnberg, strenggläubiger Theologe. — Predigt zur Jahresfeier des Zentralbibelvereins am 21. Juni 1848, über 2 Kor. 4, 8: „Uns ist bange, aber wir verzagen nicht“, Nürnberg 1848, Raw; am 13. August 1848, 8. n. Trin., über Matth. 7, 15—23: „Sehet Euch vor vor den falschen Propheten“, ebd. 1849. — Seite 27, 111.

Roos, Prediger in Frankfurt a. M. — Predigt am 24. September über Jac. 1, 19—20, nach der Ermordung Lichnowskys und Auerswalds, Frankf. Ev. Gemeindeblatt 1887, Nr. 38, 39. — Seite 39 f.

Rothe, Richard (1799—1867), Professor 1837—49 in Heidelberg, dann in Bonn, 1848 Rektor, weshalb er wohl 1848 nicht gepredigt hat. Vgl. A. Hausrath, Richard Rothe und seine Freunde, Berlin 1906, Grote, II 103 f. — Seite 2.

Rückert, Leopold Immanuel (1797—1871), seit 1847 Professor in Jena, erschütternder Bußprediger, „christlicher,“ „gläubiger“ Rationalist; R.E. XVII 186 f., von Stie. 391 f. wohl zu Unrecht unter die Vertreter der freieren Richtung gerechnet. — Sechs Zeitpredigten, in den Jahren 1848 und 1849 gehalten. Jena 1849, Schreiber. — Seite 83 f., 129.

Rüdel, Konrad, Pfarrer an St. Peter in Nürnberg, energischer Gegner der Aufklärung. „Laßt Euch nicht verführen durch vergebliche Worte.“ Predigt am 26. März 1848, über Eph. 5, 1—9, Nürnberg 1848, Raw. „Die würdige Gedächtnisfeier der Reformation und des Westfälischen Friedens,“ Predigt am 29. Okt. 1848, über Jes. 45, 19—24, ebd. — Seite 46, 105 f., 127, 129, 137.

Rupp, Julius (1809—84), 1842—45 Divisionspfarrer in Königsberg, wegen einer Predigt über das Athanas. Glaubensbekenntnis entlassen, 1846 Gründer der ersten freien Gemeinde in Deutschland; eigenartiger und starker religiöser Charakter; in den Kreisen der freien Gemeinden galt er als Reaktionär; A.D.B. LIII 635 f. — „Christliche Predigten“, Königsberg 1849, Theile. — Seite 14 f., 70 f., 122, 132.

Sander, Immanuel Friedrich (1797—1859), Prediger an der lutherischen Kirche zu Elberfeld, strengbibelgläubiger Theologe, R.E. XV (Geschichte der Predigt) 713, Tischhauser a. a. O. 266, 395, 418, A.D.B. XXX 350 f. — Bußtagspredigt am 17. April 1848, in der lutherischen Kirche zu Elberfeld, über Jac. 18, 1—8, abschriftlich aus dem Gemeindearchiv mir zur Verfügung gestellt. — Seite 17 f., 26 f., 77, 117 f., 125 f., 129, 135.

Schauer, J. K., Pfarrer in Jena, Rationalist. — Gedächtnispredigt zur 300 jährigen Stiftungsfeier der Hochschule, am 19. März 1848, Jena 1848, Mauke. — Seite 60, 134.

Schellenberg, Emil Otto, Stadtpfarrer und Dekan in Mannheim, 1848 zuerst in Freiburg i. B., dann in Mannheim, Schüler R. Rothes; A. Hausrath, R. Rothe und seine Freunde. II 125, von Stie. 434 f. als Anhänger eines spekulativen Rationalismus bezeichnet. — Predigten aus dem Nachlasse herausgeg. von R. und O. Schellenberg, Mannheim 1875, Bender; Rede beim Trauergottesdienst für R. Blum, gehalten zu Mannheim in der Trinitatiskirche am 19. November 1848, einzeln erschienen, durch die öffentliche Bibliothek in Mannheim mir zur Verfügung gestellt. — Seite 43 f., 55 f., 114, 122.

Schenkel, Daniel (1813—1885), seit 1851 Professor in Heidelberg, 1841—50 erster Pfarrer an der Münsterkirche in Schaffhausen, liberaler Theologe, R.E. XVII 555 f., Stie. 430. — „Das Kommen des Herrn.“ 6 Predigten, in der Weihnachtszeit 1848 gehalten, Schaffhausen 1849, Beck. — Seite 82.

Schlatter, C. G., Pfarrer in Neunhofen in Thüringen, gemäßigter Rationalist. — „Das Predigtamt in der bewegten Zeit.“ Rede beim Generalkonvent des Neustädterpredigervereins, Neustadt a. d. Orla 1848, Wagner. — Seite 106, 110.

Schmaltz, Moritz Ferdinand (1785—1860), seit 1833 Hauptpastor an St. Jacobi in Hamburg, gemäßigter Rationalist, sehr beliebter, auch von Orthodoxen gern gehörter Kanzelredner, A.D.B. XXXI 620 f., R.E. XV (Geschichte der Predigt) 715, Stie. 366. — Neue Predigten, während der allgemeinen Völkerbewegungen des Jahres 1848 in Hamburg gehalten. 2 Bde., Hamburg 1848, Meißner. — Seite 21 f., 67 ff., 113 f., 123, 131, 133.

Schultz, Karl Wilhelm, Kirchenrat, Dekan und ev. Pfarrer in Wiesbaden, Vermittlungstheologe, Stie. 300. — „Das Vorbild Jesu in unserer ernsten Zeit." Predigt am 5. März 1848, Wiesbaden, Riedel. Protestantische Predigten, Gießen 1853, Ferber. — Seite 46, 70, 109 f., 134.

Steitz, Georg Eduard (1810—79), zuletzt Senior der lutherischen Geistlichkeit in Frankfurt a. M., 1843 Pfarrer an der Paulskirche, später an Nicolai, Schüler Nitzschs, Mitbegründer des Protestantenvereins, A.D.B. XXXVI 27 f. — „Der Friede, den Christus den Seinigen gibt". Predigt am 12. März 1848, handschriftlich im Besitz von Herrn Konsistorialrat Dr. Dechent, Frankfurt a. M. Predigt am 21. Mai, nach Eröffnung der deutschen Nationalversammlung, auszugsweise von Dechent mitgeteilt in Didaskalia, Unterhaltungsblatt des Frankfurter Journals, 1898, Nr. 118 f. — Seite 20 f., 108.

Stieren, A., Professor in Jena, Vulgärrationalist. — „Die jüngst errungene deutsche Freiheit." Predigt am 21. Mai, Kantate, in der Stadtkirche zu Jena, Jena 1848, Bran. — Seite 25, 55 f., 121, 134.

Stirm, K., Oberkonsistorialrat in Stuttgart. — Predigt am Sonntag nach dem Christfest 1848, über Luc. 1, 46—55, in der Hofkirche zu Stuttgart, Palmer Ev. Cas. VI; am 23. n. Trin., über Matth. 22, 15—22, ebd. — Seite 62.

Strauß, Friedrich Adam, Hofprediger und Konsistorialrat in Berlin, seit 1821 zugleich Professor der praktischen Theologie, streng bibelgläubiger Theologe, Chr. Tischhauser a. a. O. 251, 528, 570. — Predigt am 30. Juli 1848 im Dom zu Berlin, über 4 Mos. 14, 8. 9, im Septemberheft der „Neuesten Nachrichten aus dem Reiche Gottes", Berlin 1848, Wohlgemut; Silvesterpredigt 1848 im Dom, über Pred. Salom. 7, 9, im Februarheft der „Neuesten Nachrichten" 1849. — Seite 5 f., 10, 73, 135, 141.

Strauß, Friedrich Adolph, Hofprediger in Potsdam, Sohn des vorigen. — Predigt am 19. November 1848, während des Belagerungszustandes, im Schlosse in Berlin, in „Heerpredigten" von Fr. A. Strauß, Berlin, Hofbuchdruckerei, 1870; Predigt am 1. Advent, nach Einberufung der Landwehr, ebd. — Seite 10.

Sydow, Karl Leopold Adolf (1800—82), 1836—46 Hofprediger in Potsdam, 1846 Prediger an der Neuen Kirche in Berlin, 1873 wegen eines Vortrags „Über die wunderbare Geburt Jesu" vom Konsistorium abgesetzt, vom Oberkirchenrat aber nur mit einem geschärften Verweis bestraft, Mitbegründer des Protestantenvereins, von Stie. 401 als Vertreter des spekulativen Rationalismus bezeichnet, A.D.B. XXXVII 275 f., R.G.G. I 602 (Apostolikumstreit). — Rede bei der Beerdigung der Barrikadenkämpfer am 22. März 1848 im Friedrichshain in Berlin, über Joh. 12, 24, in A. Sydow. Ein Lebensbild, Berlin, 1885, Reimer, S. 102 f. Ebd. vgl. auch Sydows allem Radikalismus und aller Reaktion abgeneigte politische Haltung. — Seite 6 f., 55, 122, 133.

Tholuck, Friedrich August Gotttreu (1799—1877), Professor in Halle, R.E. XIX 695 f. und R.E. XV (Geschichte der Predigt) 721 f. Über seine Predigtwirksamkeit 1848 vgl. L. Witte, Das Leben F. A. G. Tholucks. II. Bd., 436 f., Bielefeld 1886, Velhagen und Klasing. — Predigten über die neuesten Zeitbewegungen, 3 Hefte, 1848, 1848, 1851, Halle, Mühlmann. — Seite 17, 27, 48, 92 ff., 114, 118, 128, 135 f., 138.

Tippelskirch, Friedrich von, Pastor in Giebichenstein. – Predigt am 15. Oktober 1848, dem Geburtstage des Königs von Preußen, über Jos. 24, 14–22, Halle, Mühlmann. – Seite 83, 138.

Vilmar, August Friedrich Christian (1800–1868), seit 1855 Professor in Marburg, seit 1833 Gymnasiialdirektor ebd., R.E. XX 649 f., besonders 658. – Predigt am 3. September 1848 in der Universitätskirche zu Marburg über 1 Kor. 15, 1–4, in „Predigten und geistliche Reden", Marburg 1876, Elwert. – Seite 83, 127.

Weizel, Dekan in Kirchheim u. T. – Predigt am 26. März 1848, über Luc. 11, 14–28, Palmer Ev.Cas. V. – Seite 108.

Wilhelm, Johann Christoph Basilius, zuletzt Superintendent und Oberpfarrer in Apolda, 1848 Archidiakonus und Ephorieadjunkt in Neustadt a. d. Orla, Rationalist, Stie. 380 f. – Predigt am letzten Tage des ereignisreichen und verhängnisvollen Jahres 1848, Neustadt a. d. Orla, Wagner. – Seite 46, 61, 122, 131.

Wohlfarth, Johann Friedrich Theodor, Kirchenrat und Pfarrer zu Kirchhasel bei Rudolstadt, Rationalist, Stie. 386 f. – „Es war ein Mann von Gott gesandt, der hieß: Johannes!" Worte bei der am 7. n. Trin. 1848 wegen Ernennung Sr. Kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Johann von Österreich zum Verweser des Deutschen Reiches angeordneten kirchlichen Feier, Neustadt a. d. Orla 1848, Wagner. – Seite 33 f.

Ziehe, Garnisonprediger in Berlin. – Rede bei der Beerdigung der in der Nacht vom 18. zum 19. März im Kampf gebliebenen Soldaten. Flugblatt, gedruckt bei Sittenfeld, Berlin. (Berliner Magistratsbibliothek.) – Seite 9.

Zille, Moritz Alexander (1814–72), 1848 Nachmittagsprediger der Universitätskirche zu St. Pauli in Leipzig. „Die Tatsache seiner Trauerrede für Blum bekundet seine, des überzeugten Monarchisten, wenn schon nicht eisernen Konservativen, Duldsamkeit in politischen Dingen, selbst während jener aufgeregten Zeitläufte. . . . Ungeachtet aller unverhüllten positiven Gläubigkeit führt eine an die alten Pietisten gemahnende, eigentümlich verinnerlichte Frömmigkeit mit mystischem Anhauch Zille auf die Freimaurerei, ein gewisser popularphilosophischer Trieb nebst rationalistischer Anschauung auf kosmopolitische Gedanken": A. D. B. XXXXV 225 f. Ob Zille nicht viel kürzer und richtiger als Rationalist zu bezeichnen wäre? – „Ich sterbe für die Freiheit". Rede, bei der Totenfeier R. Blums am 26. November 1848 in der Thomaskirche zu Leipzig gehalten, in „Reden bei der Totenfeier usw." Leipzig, Hoßfeld. – Seite 41 f., 112, 121.

Zimmermann, Georg Friedrich Karl (1803–77) Prälat, Oberpfarrer und Schloßprediger in Darmstadt, nicht der Vater der Gustav Adolf-Stiftung, wohl aber der Gründer des Gustav Adolf-Vereins 1841, gemäßigter Rationalist resp. (Stie. 305) Vermittlungstheologe, A. D. B. XXXXV 280 f. – Predigt beim kirchlichen Dankfest, das am 12. März 1848, am Sonntag nach der Erhebung des Erbgroßherzogs zum Mitregenten, auf den Wunsch der Bürger Darmstadts in der Stadtkirche gefeiert wurde, in „Festpredigten, Kasualpredigten und Kasualreden". II. Bd., Sondershausen 1850, Eupel; Predigt am Bußtage 1848 in der Stadtkirche gehalten über Jes. 43, 11, ebd.; Predigt am Pfingstsonntage 1848 in der Hofkirche gehalten, über Apg. 2, 1–13, ebd.; Ansprache und Gebet bei der am Tage des Einzugs des zum deutschen Reichsverwesers erwählten Erzherzogs Johann in die freie Stadt Frankfurt auf dem Exerzierplatz zu Darmstadt veranstalteten Bürgerfeier, am 11. Juli 1848, ebd. – Seite 29 f., 110, 113, 123, 134.


UNIVERSITY OF CHICAGO
16 542 268


UNIVERSITY OF CHICAGO
16 542 268